

Jahrbuch
für
Jüdische Geschichte und Literatur
1910


EX LIBRIS
R.A.
ACHILLE BAUMANN

Jahrbuch

für

jüdische Geschichte und Literatur

Herausgegeben
vom Verbande der Vereine für jüdische Geschichte und Literatur in Deutschland.

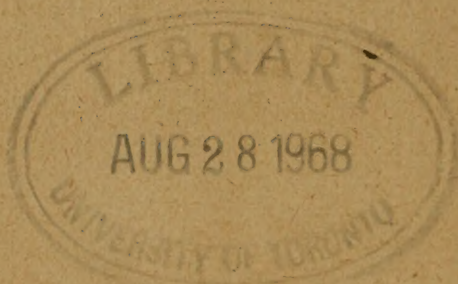
Mit Beiträgen von

A. Berliner, Isidor Borchardt, Simon Bernfeld, Max Eschelbacher, Sigmund Feist, Ludwig Geiger, A. Hebräus, Albert Katz, M. Levin, Martin Philippson.

Dreizehnter Band.

Berlin 1910.
Verlag von M. Poppelauer.

Druck von Berthold Levy, Berlin C.
Neue Friedrich-Straße 48.



Inhalts-Verzeichnis.

Gustav Karpeles.

Gedenkrede,

gehalten bei der Gedächtnisfeier am 31. Oktober 1909

von

Dr. M. Levin.

Woher kommt es, daß die jüdischen Blätter auch alle die Männer unseres Stammes gewissenhaft verzeichnen, deren Leistungen nichts mit dem Judentum zu tun haben?

Wir können uns diese Erscheinung nur damit erklären: ein Volk, das zurückgedrängt, vielfach angefeindet, zuweilen mißachtet ist, ein solches Volk fühlt das Bedürfnis, sich und andern zu sagen, welche bedeutenden Männer aus seiner Mitte hervorgegangen, die sich in Wissenschaft und Technik, in Kunst und Literatur, in Industrie und Verkehrswesen einen Namen erworben.

Es sei dem, wie ihm wolle, wir können sie nur der Kulturgeschichte zuweisen, da sie ihre Säfte aus dem Nährboden ihres Vaterlandes gesogen oder die Anregungen auf den allgemeinen Feldern der Geisteswelt gewonnen. Wir lehnen es ab, Staat und Religion oder Kultur und Religion zu verquicken, das überlassen wir Tendenzprofessoren, die von einem christlichen Staate, von einer christlichen Kultur reden. Wir, die wir uns nur als Religionsvolk betrachten, wir können in unsere Annalen nur jene Männer eintragen, deren Kraft oder Persönlichkeit uns zugewandt war.

Wäre Mendelssohn bei seinen rein philosophischen Arbeiten verblieben, er hätte nur in der Geschichte der

Philosophie ehrenvoll genannt werden können; als er aber sein Jerusalem schrieb und seine Pentateuch-übersetzung veranstaltete, da erst erlangte er in unserer Mitte seine bleibende Bedeutung. Ähnlich können wir von unserem Gustav Karpeles sagen: wäre er nur bei seinen schönwissenschaftlichen Arbeiten verblieben, er hätte nur als ein feinsinniger deutscher Schriftsteller wie viele andere genannt werden können; erst als er sein Arbeitsfeld innerhalb der Judenheit und des Judentums fand, da erst konnten wir ihn den jüdischen Geisteshelden einreihen. Freilich hatte er auch als deutscher Schriftsteller die Linie zum Judentum niemals aus den Augen verloren. War es schon sein Bestreben, deutschen und jüdischen Geist zu vermählen, so war es doch mehr als bloß ein schriftstellerisches Beginnen, wenn er Heine, der aus der deutschen Volksseele gesungen, auch für das Judentum wiedergewinnen wollte.

Wir sind ein dankbares Volk! Müssen auch unsere Männer auf so manche rechtmäßige Anerkennung verzichten, die Dankbarkeit dafür, daß sie einem armen, sich allein überlassenen Volke gedient, es gehoben und gefördert haben, unsere Dankbarkeit wiegt alle Ehrenbezeigungen auf; eine so schlichte Feier, wie wir sie hier begehen, wiegt allen Glanz und alles Gepränge auf, die die Außenwelt zu bieten vermag. Unsere Gedenkfeier gestaltet sich zu einer Dankesfeier.

I.

Dem Judentume zu dienen, ist heutzutage keine leichte Aufgabe. Denn die verschiedenen Richtungen, die sich herausgebildet haben, erzeugen Stoß und Gegenstoß. Hier handelt es sich darum, das einigende Moment zu finden, um allen dienen und mit allen gemeinsam wirken zu können.

Von Haus aus gehörte unser Karpeles der konservativen Richtung an, und seine Pietät bewahrte er bis zuletzt, so daß er seine tägliche Andacht in hergebrachter zeremonieller Weise verrichtete. Aber er war unbefangen genug, um auch die anderen Lager zu begreifen. Wie

er dem Traditionellen seine volle Aufmerksamkeit zuwandte, so versäumte er doch nicht, auf die Forderungen der Zeit hinzuhorchen und die neuen Gestaltungen, die der neue Geist ungestüm forderte, auf ihre Berechtigung zu prüfen.

Einen festen Standpunkt gewann er erst mit seiner Orientierungsarbeit, als welche wir seine „Geschichte der Jüdischen Literatur" betrachten.

Die Vorarbeiten lieferte die Wissenschaft des Judentums, indem sie das Schrifttum sichtete und kritisch beleuchtete. Die beiden Altmeister Zunz und Steinschneider brachten Licht und Ordnung in das ungeheure Material. Zunz führte den Gedanken historischer Entwickelung ein, Steinschneider lieferte den Beweis von der fortbildenden Kraft im Judentum.

Die Zeit, eine Jüdische Geschichte zu schreiben, war gekommen. Grätz stellte das Geistesleben jedes Zeitalters dar in enger Verbindung mit den Geschicken der Juden unter den Völkern. Ihm gegenüber betonte Geiger das Judentum in seiner religiösen Entwickelung. Abgesehen von einzelnen, wenn auch goldenen Rücksichtslosigkeiten, bildet sein Werk: „Das Judentum und seine Geschichte", den Höhepunkt, der bis jetzt in der Beurteilung unserer Religionsgemeinschaft erklommen worden ist.

Wie sollte sich nach diesen Vorarbeiten die Literaturgeschichte aufbauen? In den uns von Karpeles geschenkten zwei Bänden haben wir die Antwort.

Vor allem verfolgte er den Zweck, das jüdische Schrifttum der Weltliteratur einzuverleiben, um ihm die allgemeine Beachtung zu gewinnen, die ihm gebührt. Neben diesem mehr nach außen gerichteten Zweck kam es hauptsächlich darauf an, das Schrifttum für uns selbst so darzustellen, wie es in seiner religiösen Bedeutung von uns erfaßt wird. Tragen auch die meisten Werke einen rein literarischen Charakter, die wichtigsten und bestimmenden sind doch als Religionsquellen anzusehen. So ergab sich die Scheidung von selbst: was gehört der Religionsgeschichte an, was der Literaturgeschichte?

Schon in der Sammlung der heiligen Schriften, die uns als Hauptquelle der Religion gilt, waren Literaturwerke historischer, prophetischer, poetischer Art abzugrenzen. Am schwierigsten war die Kennzeichnung des den Gesamtnamen Talmud führenden Schriftwerkes. Es nur als Literaturdenkmal hinzustellen, ging schon deshalb nicht an, weil es das mündlich überlieferte Gesetz enthält, eine ergänzende Erklärung und Fortsetzung der Thora. Karpeles bezeichnet es zwar als ein „Denkmal der Wissenschaft, als ein großes Nationalwerk, an dem im Laufe eines Jahrtausends dreißig Generationen geschaffen haben", aber in dem gesetzlichen Teile, den man Halacha nennt, mußte er doch das religionsgeschichtlich Bindende anerkennen und nur den poetischen Teil, den man Haggada nennt, und den ihr verwandten Midrasch der reinen Literatur zuweisen.

So behandelte er auch die nachfolgende arabisch-spanische Epoche. Die Talmudforschung spinnt den religionsgeschichtlichen Faden weiter, während Bibelerklärung, Philosophie und Poesie mit den angrenzenden Disziplinen den literarisch-wissenschaftlichen Kreis bilden. In herzerhebender Weise richtet er unser Augenmerk auf die Glanzsterne am Himmel des Judentums, auf Sadja Gaon, Maimonides, Abraham ibn Esra, Gabirol, Juda Halevi.

So erklärt uns auch sein Meistergriffel, wie nach Ablauf der spanischen Glanzzeit die literarische Produktion verfallen mußte, die nur noch in den für das Volk berechneten Schöpfungen eine volkstümliche Literatur ergab von größerer oder geringerer Tragweite, daß dagegen das religionsgeschichtliche Element, das sich völlig in sich selbst zurückgezogen hatte, sich endlich im Schulchan aruch verdichten konnte zu einem ausschlaggebenden Gesetzbuch.

Erst mit Mendelssohn wird der Boden gewonnen, auf dem bald darauf die Wissenschaft des Judentums ihre Auferstehung feierte, unter deren Leuchtkraft sich auch Poesie und Belletristik in neuem Schaffensmut erhob. Aber den eigentlichen Wendepunkt in unserer

Religionsgeschichte bezeichnet Geigers Schöpfung der jüdischen Theologie; sie bestimmt die Signatur der neuesten Epoche.

Wenn auch nicht gerade dieser Schluß gezogen wird, wir legen doch mit dieser Erkenntnis das Werk von Karpeles aus der Hand, das uns als Orientierungstafel gedient hat, um aus der Vergangenheit den geraden Weg in die Gegenwart zu finden.

II.

Von der Theorie zur Praxis. Es war eine glückliche Fügung, daß Karpeles zum Leiter der Zeitung des Judentums berufen wurde. Als das vornehmste Archiv der jüdischen Zeitgeschichte, bildet es ein unparteiisches Organ für alles jüdische Interesse. Allerdings war es das am uneingeschränktesten, wo es sich um staatliche und soziale Interessen handelte; wo jedoch religiöse und pädagogische in Frage kamen, da mußte es sich wohl zu einer bestimmten Partei bekennen. Diese war die reformistische. Immerhin wurden die Ziele der Reform mit solcher Mäßigung, mit solcher Schonung der entgegengesetzten Richtung vertreten, daß die Zeitung sogar als ein Band gelten konnte, das die gesamte Judenheit umfaßte und sie in historischer Entwickelung allmählich weiter brachte.

In diesem Sinne hat der unvergeßliche Begründer Ludwig Philippson in seiner Zeitschrift gewirkt, und in gleichem Sinne hat sie Karpeles fortgeführt. Der Leiter eines führenden Blattes muß aber auch ein Kämpfer sein. War Philippson der rüstige und tapfere Streiter, zumal in der Zeit der Emanzipationskämpfe, so hatte Karpeles seiner schweigsamen Natur erst die Kampfeslust abzuringen. Bei aller Lebensfreudigkeit begleitete ihn doch ein fast elegischer Zug, und nur im Humor entlud er sich zuweilen gegen Anmaßung, Armseligkeit und Kleinlichkeit, in jenem Humor, der „unter Tränen lächelt", oder sagen wir in jenem echt jüdischen, treuherzigen, wohlwollenden, erziehlich wirkenden Humor, der wesentlich

verschieden ist von dem Witz, der sich als „jüdischer Witz" auf Spezialitätenbühnen breit macht und uns wenig zur Ehre gereicht.

Nur vorübergehend konnte ihm der Humor als Ventil dienen; auch ihn hat „zum Manne geschmiedet die allmächtige Zeit"; der Antisemitismus rüttelte ihn auf und rief ihn als Kämpfer auf die Schanzen. Die Waffen, die er sich im Kampfe mit einem engherzigen und erbitterten Feinde schuf, waren im modernen Geiste blank geschliffen. Nicht Rechthaberei gab ihm seine Worte ein, es war die Wahrhaftigkeit, die ihn antrieb, und wenn er sie beim Gegner nicht antraf, so verstand er es wie ein pflichttreuer Erzieher ihn zurechtzuweisen und eine gerechte Mahnung an ihn zu richten. Daher sein vornehmer Stil, das abgeklärte Kolorit seiner Auslassungen, die reine Sachlichkeit, der der Kampf nur dient, nicht gerade um den Gegner niederzuwerfen, als vielmehr dem Rechte zum Siege zu verhelfen.

Mitleid und Wehmut zeugten auch bei ihm von dem sogenannten Judenschmerz. Blickte er über die Grenzen hinaus nach Osten, wie da infolge der Ausschließung und Zurücksetzung Elend und verwahrloste Zustände am Marke des Volkes zehren, so ergriff ihn ein namenloses Mitleid, und blickte er wiederum im eigenen Lande umher, so bemächtigte sich seiner eine tiefe Wehmut, wenn er die vielen Faktoren beobachtete, die einen Abfall vom Judentum bewirken.

Die einen verwahren sich gegen den Vorwurf der Charakterlosigkeit mit der sonderbaren Ausflucht: da sie überhaupt jedem Glauben fern ständen, so sei es gleichgültig, ob sie den einen verleugnen und den andern bekennen müßten, die Taufe sei für sie nur eine Formalität. Andere beruhigen sich mit der Entschuldigung, daß die Taufe für sie eine Existenzfrage geworden ist, da sie als Bedingung gestellt wird, wenn man zu Amt und Würden gelangen will. Wieder andere scheuen sich nicht, uns zu erwidern: wir selber treten zwar nicht aus dem Judentum aus, aber unsere Kinder wollen wir von dem Fluch,

Jude zu sein, erlösen. Die Harnack und Delitzsch gewannen einen großen Anhang unter den Gebildeten, die sich von ihnen zu dem Glauben bekehren ließen, daß das Judentum nur eine Vorstufe bilde zum Christentum. Auch die Mischehen nehmen überhand, die fast durchweg dem Judentum Abbruch tun. Was aber das jüdische Gemüt am meisten mit Betrübnis erfüllt, das ist die große Zahl der Indifferenten, die zwar keine Fahnenflucht begehen, die aber für Juden und Judentum jeden Sinn verloren haben.

Allen diesen traurigen Erscheinungen setzte Karpeles seinen Glauben an das Judentum entgegen. Eine viertausendjährige Geschichte läßt sich nicht aus dem Buche der Menschheit streichen, aber auch ein Volk, das sich nur vergessen hat, kann wieder zur Selbstbesinnung gebracht werden, um seine Kräfte zu sammeln und für den weitern Weg zu ordnen. Der Glaube an das Judentum, an seine unversiegbare schöpferische Kraft, gab ihm die mächtigsten Impulse ein, um den Wankenden und Schwachen ein Selbstgefühl einzuflößen und ihnen Halt und Festigkeit zu verleihen.

So erscheint er, was viel bedeuten will, als der würdige Nachfolger von Ludwig Philippson; so wurde auch durch ihn die Zeitung des Judentums ein Banner, um das sich die Erwachten und Willigen scharen konnten. Und auch das soll ihm nicht vergessen sein, daß sein rastloser Eifer, seine anspornende Rührigkeit die Besten und Edelsten aus unserer Mitte heranzog, die ihm einen Stab von treuen Mitarbeitern bildeten.

III.

Wo aber haben wir das Hauptverdienst von Karpeles zu suchen? Es ist eine längere Gedankenreihe, die wir durchlaufen müssen, ehe wir die Antwort in vollem Maße werden würdigen können.

Was heute die Judenheit noch zusammenhält, das ist die Gemeinde. Ihre Institutionen kommen den mannigfachen Bedürfnissen des einzelnen entgegen, und

wenn ihn auch manche persönlich gar nicht berühren, so hat er sich doch noch so viel Gemeinsinn bewahrt, daß er für die Erhaltung der Gemeinde gern seinen Tribut entrichtet. In jedem Fall sind es ja Gotteshaus und Schule, die ihn an die Gemeinde fesseln.

Nun macht sich aber auch gegen diese beiden eine Entfremdung bemerkbar. Man bleibt kalt gegen einen Kultus, dem man nicht mit Verständnis folgen kann, und man sucht sich damit abzufinden, daß man an zwei Tagen im Jahre seinem religiösen Verlangen Genüge tut. Auch die geschäftlichen Lebensbedingungen tragen dazu bei, selbst die Bereitwilligen vom Gotteshause fern zu halten. Die Schule erfährt eine herbe Kritik, wenn sie zum Hause einen Gegensatz bildet und nicht in der Lage ist, einen Ausgleich zwischen Lehre und Leben anzubahnen.

So beschränken sich viele darauf, in humanitären und in geselligen Vereinen sich als Stammesgenossen zu finden und zusammenzuschließen.

Das war der Punkt, wo Karpeles einsetzte. Er blickte nach einer Stätte aus, wo auch das Judentum seine geistige Nahrung spenden konnte. Die Verheißung des Propheten: „Siehe ich sende Hunger ins Land nach dem göttlichen Worte!" sollte sichtbar werden, und wäre auch nur der zehnte Teil in der Gemeinde gewonnen, was zu Anfang einen geringen Umfang hätte, das würde sich zuletzt zu einem großen Kreis erweitern.

Wie sich neben der Synagoge das Bethhamidrasch erhob, neben dem Bethaus das Lehrhaus, so sollte ein Literaturverein das Gotteshaus ergänzen. Da der einzelne so selten dazukommt, einer Erbauung teilhaft zu werden, so sollte er wenigstens die Zeit und die Gelegenheit finden für eine Belehrung.

Unter seinem Vorsitz ward im Jahre 1892 der „Verein für jüdische Geschichte und Literatur" gegründet, und nach und nach bildeten sich in Deutschland über 220 Vereine, deren Verband Karpeles ebenfalls präsidierte.

Der Menge war es plötzlich wieder zum Bewußtsein gekommen, was die Erhaltung des Judentums

verbürgt. Der Hunger und Durst nach Belehrung ist ein Merkzeichen des jüdischen Volkscharakters. „Die Macht des Judentums liegt in seinem Worte," dieser Ausspruch zeigt deutlich an, wo sein Lebensnerv zu finden ist.

Von dem großen Gesetzeslehrer Rab wird berichtet: Als er nach Sura kam, da traf er im Volke eine so große Unwissenheit an, daß ihm die Stadt wie ein ödes Tal erschien. Er hegte es ein und pflegte es, indem er Vortragscyklen eröffnete. Das Volk fand bald solches Wohlgefallen an der Belehrung, daß es in großen Massen herbeiströmte. Das leuchtete Karpeles als Vorbild ins Herz hinein. Vorträge sollten Leben und Bewegung ins Volk bringen, und siehe da, es füllten sich die Säle der Literaturvereine, die oft nicht alle Einlaß Begehrenden fassen konnten. Eine auserwählte Schar von Rednern, die Karpeles heranzuziehen wußte, gab den Vereinen Ansehen und Triebkraft, aber in ihrem Mittelpunkte stand er selbst.

Mehr noch als durch die Schrift war es ihm gegeben, durch das Wort zu wirken. Nicht bloß den Gesetzen der Rhetorik verdankte er seine Wirkung, das Wort war ihm nur das, was dem Künstler die Bausteine, der Marmorblock, die Farbe, der Ton bedeutet. Er war kein landläufiger Vortragender, der sich in Worten ergeht; er war ein Redner in idealem Sinne, ein Sprecher, der sich unbefangen und rückhaltlos an das jüdische Herz wandte, und er hatte ein Recht dazu, weil er selber ein jüdisches Herz hatte. Der Glaube an das, was er sprach, war die Seele seiner Rede, und so glänzte sie im Lichte der Propheten und unserer Weisen.

Es war etwas von jenem Geiste, den Elia auf Elisa gelegt hatte. Was Wunder, daß die Versammelten mit beflügelter Begeisterung seinen Darlegungen folgten. Wohin er kam, nach Ost und West, nach Nord und Süd, überall wurde er wie ein Sendbote, der gute Botschaft bringt, empfangen; es waren die Tage, in denen er erschien, zu Festtagen geworden, man feierte mit ihm Simchath-Tora.

Wir wollen nicht verschweigen, daß die wenig bemittelten Vereine um ihre Existenz zu kämpfen haben, und es sei an dieser Stelle erlaubt, daran zu mahnen, daß ihre Erhaltung nur dann gesichert ist, wenn die großen Vereine eine gewisse Mitverpflichtung übernähmen. Dadurch würden sie das Andenken an Karpeles am schönsten ehren. Hat er doch selbst besonders den kleinen Vereinen viel Kraft und Zeit geopfert! Ohne Opfer geht es einmal in der Judenheit nicht an. Zwar hat Karpeles auch für die kleinen Vereine dauernd gesorgt durch das von ihm begründete „Jahrbuch für jüdische Geschichte und Literatur"; allein es darf doch nicht die einzige Quelle bleiben; das lebendige Wort ist gerade im Volke durch nichts zu ersetzen, der Durst nach Belehrung wird da nur gestillt durch die Macht der Rede.

Ueberblicken wir die umfassende Lebensarbeit von Karpeles in Theorie und Praxis, so wüßten wir keinen zweiten zu nennen, der in unseren Tagen mit ihm zu vergleichen wäre in Hinsicht darauf, was er zur Hebung und Förderung des Gemeingefühls, zur Erweckung und Belehrung der Volksmassen geleistet hat, auch in Hinsicht darauf, wie er die verschiedenen Richtungen zu einem einheitlichen Vorgehen gewinnen konnte. Wer sonst hätte es zu Wege gebracht, die Vertreter der äußersten Rechten und der äußersten Linken zu einem freundnachbarlichen Zusammenwirken aneinander zu ketten!

Vor uns ist hier sein liebes Bildnis aufgestellt; aus ihm steigt in dieser Stunde sein Geist zu uns hernieder und wiederholt uns seine ausschlaggebende Mahnung: Gesamtisrael ist eine Brüdergemeinde, die über den Parteien steht!

Was aber hatte im letzten Grunde alle seine Errungenschaften ermöglicht? Es war seine Persönlichkeit, die Persönlichkeit eines jüdischen Weisen. Getreu dem Worte: ein Weiser, dessen Inneres nicht seinem Aeußeren entspricht, ist nicht als jüdischer Weiser zu betrachten, hatte Karpeles die Gesamtheit in sein Herz geschlossen. Wir haben von ihm nur Worte vernommen, die die

Welt und im besonderen die jüdische Welt betrafen. Was sich in seinem Innern regte, das trat unverhüllt zu Tage; sein Leben war eine getreue Wiederspiegelung seiner Gedanken- und Gefühlskreise. Selbst sein eigenes Leid ließ er in dem allgemeinen Leid aufgehen, wofür uns seine „Zionsharfe“ ein ergreifendes Denkmal bietet. Sonst verschloß er sein Persönliches in einem geheimen Schrein seines Herzens, und nur das, was die Welt von ihm zu fordern hatte, fand bei ihm einen lauten Widerhall.

Still und bescheiden, gleichmäßig und standhaft, hilfsbereit und opferwillig, nur auf das Ganze das Auge gerichtet, so wandelte er die Bahn eines jüdischen Weisen, die noch verklärt war von dem weihevollen Glanze der jüdischen Poesie.

Wie einst das Volk von Cäsarea klagte, als ihr geistiger Hirte Abbahu dahingegangen war: selbst die Säulen des Lehrhauses weinten um ihn! so können auch wir sagen: es weinen die Hallen der Literaturvereine, denn dahingegangen ist ihr geistiges Oberhaupt, ihr Führer und Berater, ihr Freund und Wohltäter, unser Gustav Karpeles, gesegnet sei sein Name heut und immerdar!

Rückblick auf das Jahr 5669.

Von

Martin Philippson.

Ein Jahr der Ruhe und des verhältnismäßigen Friedens, der stillen Entwickelung für die weit zerstreute Gemeinschaft Israels liegt hinter uns. Zum Glück haben wir von wenigen Gewalttaten, von keinerlei blutigen Vorgängen zu berichten: eine Oase in der Leidensgeschichte dieses Märtyrerstammes der Gottesidee!

Das wichtigste Ereignis auch für die Judenheit war der anscheinend endgiltige Eintritt der Türkei und Persiens in die Reihe der Verfassungsstaaten. Wenn in dem iranischen Staate die Verhältnisse noch wirr und wenig geklärt sind, so nehmen sie im osmanischen Reiche schon festere Gestalt an. Und zwar eine erfreuliche, den Forderungen neuzeitlicher Entwickelung entsprechende. Die türkischen Juden, zumal die zahlreichen israelitischen Bewohner Salonikis, haben sich mit glühender Begeisterung an dem Kampfe für die Freiheit beteiligt und dafür von den höchsten Würdenträgern des Reiches lebhafte Danksagungen erhalten. Mehrere jüdische Freiheitskämpfer sind in dem Ringen um den Besitz Konstantinopels gefallen. Einer der geistigen Führer der Bewegung war ein jüdischer Advokat aus Saloniki, Emanuel Carasso, der dann auch beauftragt wurde, als Leiter einer Deputation von Abgeordneten mit dem Sultan Abdul-Hamid über dessen Abdankung zu unterhandeln. Außer ihm sitzen noch drei Juden im türkischen Abgeordnetenhause, einer — Behor Effendi Askanasi —, der länger als zehn Jahre hindurch Unterpräfekt von Konstantinopel gewesen war, im Senat.

Die Juden haben sich auch für einen bedingungslosen Eintritt ihrer Söhne in das türkische Heer erklärt. Mit Zustimmung des Chacham-Baschi (Großrabbiners) Nahum haben sie auf jede besondere Forderung ritueller Art verzichtet, um nur dem Dienste des Vaterlandes keine Schwierigkeiten zu bereiten. Während das Gesetz über die Einstellung der Nicht-Mohammedaner in die Armee zwar eingebracht, aber noch nicht verabschiedet ist, haben die Kammern doch bereits die tatsächliche Einreihung derselben beschlossen. Von den Juden werden nunmehr 12000 ausgehoben werden, später, bei regelmäßig jährlicher Einstellung, werden es 4000 sein, das heißt ungefähr ein Prozent der jüdischen Bevölkerung des Reiches. Die Einreihung der Juden und Christen in das Herr ist die wichtigste Vorbedingung und Bürgschaft ihrer völligen staatsbürgerlichen Gleichstellung.

Auch die persische Verfassung setzt wenigstens prinzipiell die Gleichberechtigung der Angehörigen aller Glaubensbekenntnisse fest. Hoffentlich läßt die tatsächliche Ausführung nicht allzulange auf sich warten.

Während sich so im fernen Orient eine große und verheißende Umwälzung vollzieht, sind in unserem deutschen Vaterlande die Verhältnisse der Juden so ziemlich stationär verblieben. Der große liberal-konservative Block ist in die Brüche gegangen — aber es hat sich kaum etwas, sei es zum Schlimmeren sei es zum Besseren, verändert. Der bis vor kurzem in der preußischen Verwaltung und Gesetzgebung herrschende Grundsatz der absoluten Nichtbeachtung der israelitischen Religion ist abermals durchbrochen worden. Und zwar auf dem Gebiete der Fürsorge für die Strafgefangenen. Die Regierung hat mit Zustimmung des Landtages für die 80 bis 100 jüdischen Sträflinge in dem Gefängnisse von Plötzensee bei Berlin eine für diesen Zweck würdig gestaltete Synagoge errichtet, die im Herbst des Jahres 1908 in Gegenwart der Vertreter der Staatsbehörden feierlich eingeweiht wurde. Aber von einer durchgehenden Gleichstellung der jüdischen Religionsgemeinschaft mit den großen christlichen Kirchen kann in Preußen noch immer

keine Rede sein. Ein Antrag der Freisinnigen, den leistungsschwachen jüdischen Gemeinden von Staatswegen dauernde Beihilfen für die Besoldung ihrer Geistlichen und deren Familien zu gewähren, fand bei der Regierung lebhaften Widerspruch und im Abgeordnetenhause nur noch die Zustimmung der Nationalliberalen.

Die Forderung des Deutsch-Israelitischen Gemeindebundes, dem Religionsunterricht in kleinen jüdischen Gemeinden auch dann eine staatliche Unterstützung zu gewähren, wenn die Zahl der jüdischen Volksschüler unter dem von der Regierung dafür geforderten Mindestmaß von zwölf bliebe, war eine so gerechte und in den Verhältnissen begründete, daß fast das gesamte Abgeordnetenhaus sich zu ihren Gunsten aussprach. Allein die Regierung blieb fest auf ihrem bisherigen verneinenden Standpunkte, mit Berufung auf die entsprechenden Bestimmungen für die christlichen Bekenntnisse — obwohl für diese sonst ganz andere, günstigere Bedingungen obwalten. Unter dem Scheine der Gleichheit werden so die Juden abermals schlechter behandelt, als diese großen christlichen Religionsgemeinschaften.

Ebenso wurde der Anspruch der Juden, die jüdischen Geistlichen und Religionslehrer in gleichem Maße, wie die christlichen, behufs Erlangung einer angemessenen Gehaltsstufe in leistungsschwachen Gemeinden von Seiten des Staates zu bedenken, rundweg abgelehnt, trotz der lebhaften und eindringlichen Vorstellungen des Verbandes der deutschen Juden.

Die preußischen Israeliten aber werden und dürfen sich durch diese augenblicklichen Mißerfolge nicht davon abhalten lassen, mit ihren gerechten Forderungen immer wieder an die Regierung und an die anderen gesetzgebenden Faktoren heranzutreten, bis sie den Sieg davon tragen. Wir haben schon so manchen Widerstand auf diesem Gebiete überwunden, und so werden wir unseren Kampf um so hartnäckiger fortsetzen, als wir Wahrheit und Recht auf unserer Seite wissen.

Unsere Hauptgegner sind, kurz gesagt, das Beamtentum und die diesem nahestehenden Elemente. Das schroffe

Standesbewußtsein und Kastenwesen, die hier herrschen, wollen die bisher von der Bureaukratie ausgeschlossenen Juden noch nicht als Gleichberechtigte und vor allem nicht als Mitbewerber anerkennen. Freilich der Minister des Innern hat in die unter seinem Vorsitze tagende Immediatkommission zur Vorbereitung einer Verwaltungsreform auch einen hervorragenden Abgeordneten jüdischen Glaubens, Geheimen Justizrat Cassel, berufen. Freilich geht man neuerdings da, wo kein entsprechender christlicher Gelehrter zur Hand ist, in seltenen Fällen von dem Grundsatze ab, keinen Juden zum ordentlichen Universitätsprofessor zu berufen. Allein sonst zeigt sich die Furcht des preußischen Beamtentums vor den Juden und sein Haß gegen sie bei jeder Gelegenheit. Es opfert diesen Empfindungen selbst die Pflicht gegen den Staat und den Gehorsam gegenüber der Zentralregierung. Beide verlangen in den vorwiegend von Polen bewohnten Landesteilen gebieterisch die Erhaltung der jüdischen Bevölkerung, die stets eine treue Stütze des Deutschtums und des preußischen Staatsgefühls gewesen ist Aber die Beamten predigen hier durch Wort und Beispiel den sozialen und den geschäftlichen Boykott der Juden und treiben diese hierdurch aus den Ostmarken hinaus. Ein Angehöriger dieser Kaste hat vor kurzem eine Schrift veröffentlicht, in der die Aushungerung der als „auch-Deutsche" bezeichneten Juden in den Ostmarken nachdrücklich anempfohlen wird.

Es sind auch das Beamtentum und die diesem nahestehenden Bevölkerungsschichten, die über die Wahl in das Offizierkorps der Heeresreserve zu bestimmen haben. Sie haben es durchgesetzt, daß seit dem Auftreten des Antisemitismus am Ende der siebziger Jahre kein Jude mehr im preußischen Heere Reserveoffizier geworden ist. Vergebens haben sich jüngst der Kriegsminister von Einem wiederholt und sogar der oberste Kriegsherr — der Kaiser — ausdrücklich gegen diese Ungerechtigkeit erklärt; es ist alles beim Alten geblieben. Der viel gerühmte unbedingte soldatische Gehorsam gegenüber dem obersten Kriegsherrn versagt vollständig vor

der Macht des Vorurteils. Keine Besprechung im Reichstage, keine Zusage von Seiten der Armeeverwaltung hat das mindeste gefruchtet. Die Unduldsamkeit des preußischen Beamtentums und Offizierkorps haben sich als stärker erwiesen, denn Volksvertreter, Kriegsministerium und Krone. Wie lange wird diese Kraftprobe noch dauern?

Man erinnert sich wohl, daß als der Antisemitismus noch triumphierte, als er die Straße, die Gesellschaft und die Presse beherrschte, als „jeder anständige Deutsche noch Antisemit war", daß damals diese Richtung von Polizei und Gericht beschützt und gefördert wurde. Die Beweise dafür möge man in dem jetzt erschienenen zweiten Bande meiner „Neuesten Geschichte des jüdischen Volkes" nachlesen. In der Gegenwart ist aber der Antisemitismus offenbar im Sinken begriffen. Dazu hat, neben der Hohlheit und offenbaren Unwahrheit seiner Phrasen, die persönliche Nichtsnutzigkeit der meisten seiner Führer das Wesentlichste getan. Gerade in der letzten Zeit ist sie wieder hell ans Tageslicht getreten. Nachdem schon früher ein Hammerstein und Sedlyczek, ein Paasch und Hartwig, ein Leuß und Ahlwardt und so viele andere wegen gemeiner Verbrechen zu Gefängnis und Zuchthaus verurteilt worden, hat sich nunmehr ein Schack, der Leiter des antisemitischen „Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verbandes", als ein perverser Lüstling erwiesen, ist ein Dahsel, der sich gerühmt hatte, die Reichskanzler Caprivi und Hohenlohe gestürzt zu haben, als Erpresser bestraft worden, hat das Gericht einen Bruhn, den Helden (!) von Konitz, ähnlicher Verbrechen bezichtigt. Mit Recht fragt man sich, weshalb die sonst so schneidige Staatsanwaltschaft und Polizei gegen das Erpresserblatt „Die Wahrheit" dieser Antisemiten Dahsel und Bruhn so lange Zeit hindurch gänzlich untätig blieben? Sollte nicht eine geheime Übereinstimmung antisemitischer Neigungen auf diese auffallende Nachsicht eifriger Beamten — natürlich unbewußt — eingewirkt haben?

Denn wie in den Ostmarken, so ist es auch im

äußersten Westen Deutschlands und zumal Preußens, in den Rheinlanden, die Beamtenschaft, die in ihrer privaten Lebensführung die unversiegbare Quelle antisemitischer Gesinnung ausmacht und solche immer wieder in die eingeborene Bevölkerung hineinträgt, die sonst von ihr nichts weiß. Das ist nach den eingehenden lokalen Erhebungen des Verbandes der deutschen Juden eine unleugbare Tatsache. Da, wo der gesellschaftliche Einfluß der preußischen Beamtenschaft hinreicht, wird das sonst gute soziale Verhältnis zwischen Christen und Juden vergiftet.

Aber trotz jenes Elements geht es mit der schlechten Sache des Antisemitismus unaufhaltsam zurück. Selbst sein Hochsitz, den er — mit kurzer Unterbrechung — Jahrzehnte lang beherrscht hatte, der Reichstagswahlkreis Siegen, ist ihm nach dem Rücktritte des Abgeordneten Stöcker verloren gegangen; der von Stöcker empfohlene Kandidat unterlag einem Nationalliberalen. Das Bezeichnendste und Erfreulichste ist, daß sich hier zum ersten Male *sämtliche* Parteien — Nationalliberale, Freisinnige, Zentrum und Sozialdemokraten — gegen die „Christlichsozialen" geeint hatten. Hoffentlich sind diese Ereignisse vorbildlich: wenn die Wahlkreise eines Bruhn und Schack sowie ihrer Gesinnungsgenossen neu zu besetzen sind, werden sich alle anständig Denkenden gegen die Faktion dieser Ehrenmänner zusammenfinden. Dann wird es mit dem Anachronismus des politischen Antisemitismus zu Ende sein. Möge die Zeit wiederkehren, wo sich jeder Gebildete auch der antisemitischen Gesinnung schämte! —

Nicht nur ihre Stellung im Leben des deutschen Volkes, sondern auch ihre innere Organisation beschäftigte die Judenheit unseres Vaterlandes. In Baden, in Hessen, in Württemberg fanden hier zwischen Orthodoxen und Liberalen leidenschaftliche Kämpfe statt, die am Ende meist zu negativen Ergebnissen führten. Am dringendsten aber war das Bedürfnis einer neuen und wirksamen Gliederung in Preußen, wo das Gesetz vom 23. Juli 1847, indem es jede jüdische Gemeinde ganz

selbständig machte, zugleich die kleinen und armen Gemeinden zu vollkommener Hilflosigkeit verdammte und ihnen mit der Unterstützung durch die Gesamtheit die Möglichkeit benahm, auch nur den elementarsten Anforderungen des Kultus und des Religionsunterrichtes zu genügen. Von der Schaffung großer gemeinsamer Wohlfahrts- und Bildungseinrichtungen konnte vollends nicht die Rede sein. Allerdings haben freiwillige Institutionen, vor allen der Deutsch-israelitische Gemeindebund, sich bestrebt, diesen Mißständen abzuhelfen. Allein so groß auch die Opferwilligkeit Einzelner und mancher Gemeinden ist, die Freiwilligkeit kann niemals die Wirksamkeit einer allgemeinen obligatorischen Organisation erreichen. Und das Übel wurde immer größer durch die unaufhaltsame Abwanderung, besonders gerade der intelligentesten und finanziell bestgestellten Elemente, aus den kleinen in die größeren Orte und zumal nach Berlin. Die mittleren wurden zu kleinen, diese zu Zwerg-Gemeinden. Die Synagoge entbehrte des Geistlichen, der Religionsunterricht mußte durch ganz ungeeignete Persönlichkeiten erteilt werden oder hörte ganz auf. Ein immer wachsender religiöser und moralischer Notstand!

So fand der Gemeindebund sich bewogen, einen Gesetzentwurf behufs wirksameren Zusammenschlusses der jüdischen Gemeinden Preußens vorzubereiten; und nachdem diese Arbeiten schon geraume Zeit vor sich gegangen waren, schloß sich jenem zu gleichem Zwecke der Verband der deutschen Juden in einer gemischten Kommission an. Diese stellte nach sorgfältiger Beratung einen Entwurf auf, der im Mai 1909 zunächst dem Deutsch-israelitischen Gemeindetage vorgelegt wurde. Hier fand er mannigfachen, zum Teil sehr lebhaften Widerspruch. Vielen schien die Stellung, die der Entwurf den Rabbinern und sonstigen Kultusbeamten gegenüber den gewählten Gemeindebehörden gab, nicht unabhängig genug. Aber besonders glaubte man die Selbständigkeit der Einzelgemeinden, zu gunsten der freilich auch gewählten Provinzial- und Landesbehörden, zu sehr beschränkt.

Ein entsprechender Antrag vereinte eine geringe Mehrheit der Delegiertenstimmen; allerdings haben nachträglich viele, die dem Antrage beigepflichtet hatten, ihr Votum als ein irrtümliches freiwillig widerrufen. Aber wie dem auch sei, ein großer Teil der Gemeindevertreter hielt den Entwurf für allzu zentralisierend. Die Notwendigkeit einer Neuorganisation wurde freilich von keiner Seite — es sei denn durch eine verschwindend kleine Zahl extrem Orthodoxer — bestritten. Es kann sich also nur um das Maß der Zentralisation handeln, wobei allerdings nicht zu übersehen ist, daß jedenfalls den größeren Gemeinden die reichliche Beiträge zur Unterstützung der kleinen zahlen sollen, eine Mitwirkung bei der Kontrolle über die Verwendung dieser Gelder keinesfalls versagt werden darf und kann. Ebenso ist den Ansprüchen der Rabbiner, Lehrer und Kantoren so weit Rechnung getragen, wie es nur das Selbstbestimmungsrecht der Gemeinden erlaubt. Aber alle diese Beamten dürfen nicht vergessen, daß sie um der Gemeinde willen da sind, und nicht die Gemeinde um ihrer willen; und daß sie eine schwere und für ihre eigene Stellung und Wirksamkeit verhängnisvolle Verantwortung auf sich laden würden, wenn sie wegen materieller oder selbst höherer Sonderinteressen ein Werk zum Scheitern brächten, das für die religiöse und sittliche Entwickelung der Judenheit Preußens von entscheidender Bedeutung ist und sogar unter allen Umständen ihre eigene persönliche und amtliche Stellung (vielleicht mit Ausnahme von Hannover und Hessen) außerordentlich fördert.

Hoffen wir, daß der stets bewährte gesunde Sinn, die oft erprobte Einmütigkeit der preußischen Juden in den Lebensfragen der Gesamtheit auch hier zu einer Einigung führen und die Gegensätze in entsprechender Weise ausgleichen wird.

In dem benachbarten Oesterreich fährt der greise Kaiser Franz Joseph fort, seinen israelitischen Untertanen unausgesetzt Beweise seiner milden und gerechten Gesinnung zu geben, die von keinem Hauche des Antisemitismus getrübt wird. Einer Deputation jüdischer Gemeinden Bos-

niens und der Herzegowina gegenüber lobte er, daß „ihre Glaubensgenossen stets ein Element der Ordnung gewesen seien, ein wertvoller Faktor des kulturellen und wirtschaftlich öffentlichen Lebens". Noch allgemeiner sprach der hohe Herr die Wertschätzung der Juden einer Abordnung der gesamten österreichischen Judenheit am 26. November 1908 aus, wobei er, neben der staats- und kaisertreuen Gesinnung, besonders „ihren Familiensinn und ihre Freude am Wohltun" hervorhob. Solchen Worten entsprachen die Taten. Er ernannte einen Israeliten, Theodor Ritter von Taußig, zum Gouverneur des hervorragendsten Kreditinstituts in Oesterreich, der Bodenkreditanstalt. Endlich ist auch die Beförderung von jüdischen Richtern wieder in Gang gekommen. Sechs von ihnen wurden in diesem September auf einmal zu Oberlandesgerichtsräten ernannt. Sie waren an der Reihe zu solchem Avancement, allein es ist schon anzuerkennen, wenn den verdienten jüdischen Beamten ihr Recht geschieht.

Auch auf dem militärischen Gebiete, wo der Kaiser am unumschränktesten schaltet, bewährte er von neuem seine Vorurteilslosigkeit. Er verlieh dem zur Ruhe gesetzten Generalmajor Eduard Ritter von Schweitzer den Charakter als Feldmarschall-Leutnant (= Generalleutnant) — eine Rangstufe, die noch kein österreichischer Jude erlangt hat. Dabei ist der General ein glaubenstreuer Jude, der in voller Uniform, aber auch mit dem Tallis bekleidet, oft in der Synagoge betet, Mitglied der Budapester israelitischen Gemeinderepräsentanz und sogar Vorstandsmitglied der dortigen Chewra-Kadischa ist. Das sind Vorgänge und Zustände, die im Deutschen Reiche leider zu den Unmöglichkeiten gehören. Man denke: ein preußischer General, mit dem Tallis über der Uniform! Welches preußische Reserveleutnantsherz erfüllt sich bei solcher Vorstellung nicht mit Schauder!

Ein anderer israelitischer Offizier, Major von Bardach-Klumberg, ist der einzige noch vorhandene Inhaber der großen goldenen Tapferkeitsmedaille in der ganzen österreichisch-ungarischen Kavallerie. Möchten unsere antisemitischen Freunde nicht wieder über die echt jüdische Pulverscheu spotten?

Übrigens wurden ein weiterer glaubenstreuer Jude, Major Joseph Neumann, zum Oberstleutnant, der Oberstabsarzt Dr. Salomon Kirchenberger zum Generalstabsarzt befördert. Wir erwähnen diese Fälle namentlich, da sie als Material bei unserem Kampfe um die Gleichstellung auf militärischem Gebiete in Deutschland nützlich sein können.

Freilich, in der Bevölkerung der deutschen Länder des Kaiserstaats herrschen leider die Christlich-Sozialen nach wie vor. Sie trugen abermals bei den Landtagswahlen der Provinz Nieder-Oesterreich, im Oktober 1908, einen vollständigen Sieg davon, selbst in dem zum großen Teile von Juden bewohnten Wiener Stadtviertel Leopoldstadt. Es gibt auch dort zahlreiche unserer Glaubensgenossen, die lieber für den Antisemiten stimmen, als für einen Sozialdemokraten oder selbst für einen Freisinnigen. Solcher Selbstdemütigung gegenüber kann man nur die Achsel zucken — solche Juden verdienen das Schicksal, das die Antisemiten ihnen bereiten und noch schlimmer zufügen möchten. Ein herrlicher Beleg dazu war der Beschluß des Stadtrats von Eger, jüdische Händler zu den dortigen Jahrmärkten nicht mehr zuzulassen, und das zu derselben Zeit, wo die jüdischen Studenten Prags zu Ehren des Deutschtums sich vom tschechischen Pöbel täglich mißhandeln ließen.

Die politischen Errungenschaften der Christlich-Sozialen Oesterreichs sicherten ihnen einen immer größeren Einfluß bei der Regierung des Staates. Der Präsident des neuen Ministerkabinetts, von Bienerth, sowie sein Minister des Innern (seit November 1908) sind Anhänger dieser Partei. Aehnlich im Abgeordnetenhause des Reichsrats: sein Präsident, Dr. Pattai, ist Christlich-Sozialer, sein Vizepräsident, Dr. Steinwender, deutsch-nationaler Antisemit. Es ist das eben die zahlreichste Partei im Abgeordnetenhause.

Einsichtige und wohlgesinnte Juden, an ihrer Spitze der erste Vorsitzende der Wiener Gemeinde, der hochverdiente Dr. Alfred Stern, haben die Notwendigkeit

erkannt, so bedrohlicher Gestaltung der Verhältnisse gegenüber endlich die Israeliten des Kaiserstaates zu einmütigem Widerstande zusammenzuschließen. Sie beriefen auf den 4. Mai 1909 einen Bundestag der jüdischen Gemeinden Oesterreichs, dem sie den „Entwurf zur Schaffung einer autoritativen Gesamtorganisation" — entsprechend dem Verbande der deutschen Juden — vorlegten. Allein das löbliche Streben ist an dem Widerstande der extrem Orthodoxen, zumal Galiziens, gescheitert.

Und doch sollten gerade die galizischen Juden die Notwendigkeit enger Vereinigung und gegenseitiger Unterstützung fühlen. Infolge teils des Judenhasses des dort allmächtigen polnischen Adels, teils auch der gesamten ökonomischen Richtung unserer Zeit, den Kleinhandel durch das Genossenschaftswesen zu ersetzen, werden die Erwerbsverhältnisse der dortigen Israeliten immer schwieriger. Von den 800000 Juden Galiziens verdienen ihren Unterhalt nur 270000, also nur ein Drittel; alle übrigen leben von den Almosen dieses Drittels, während bei den Christen drei Fünftel Erwerbende sind. Physisches und moralisches Elend — Hunger, Entkräftung, verzehrende Jagd nach dem Bissen Brot, Betrug, Bettel, gänzliche Unbildung — ist die unausbleibliche Folge dieser traurigen materiellen Zustände. Dabei beeinträchtigen die polnischen Behörden die Israeliten nach Möglichkeit. Sie lassen jüdische Schüler nur in ganz geringem Prozentsatze zu den Gymnasien zu; die Gerichte unterstützen die Klostergeistlichkeit bei der Entführung und Taufe jüdischer Mädchen gegen den Willen der Eltern. Und da widersetzt sich die Mehrheit der galizischen Juden noch dem Streben nach Einigung aller österreichischen Israeliten zur Abwehr der feindlichen Eingriffe und zur inneren Kräftigung und Stärkung!

Auch in Ungarn macht unter der Herrschaft der nationalistisch-adlig-klerikalen Koalition der Antisemitismus unaufhörlich Fortschritte. Freilich wurden drei Juden in die königliche Kurie — den höchsten Gerichtshof in Budapest — berufen, zwei von ihnen sogar zu Senatspräsidenten ernannt. Allein in der Bevölkerung sieht es

traurig aus. Man organisierte in verschiedenen Städten einen ökonomischen Boykott der Juden. Es bildete sich ein „Verband magyarischer Kaufleute", der die jüdische Konkurrenz möglichst zu ertöten sucht. Die Konsumgenossenschaften, die sich besonderer Vorrechte und Steuerbefreiungen seitens der Regierung erfreuen, nehmen keinen Juden auf. Anderseits finden, nach dem Muster Preußens, Massenausweisungen in Ungarn eingewanderter galizischer Juden statt, auch wenn diese sich keinerlei Verfehlungen haben zu schulden kommen lassen. Solche Vorgänge legen von der antisemitischen Gesinnung vieler maßgebender Elemente der Verwaltung ein nur zu beredtes Zeugnis ab. Wo ist die Zeit hin, in der Ungarn als das goldene Land der Gleichberechtigung und Religionsfreiheit im Osten gelten durfte?

Um so freudiger dürfen wir es begrüßen, daß der Hort der Duldung im Westen, daß Frankreich wieder zu seinen alten Grundsätzen zurückgekehrt ist. Hier ist, mit dem Klerikalismus, auch der Antisemitismus völlig unterlegen, und die Israeliten haben sich über keinerlei Zurücksetzung mehr zu beklagen. Ein Jude wurde zum Präfekten des Departements Calvados ernannt, ein anderer zum Präfekten des Departements Tarn. Es wird also in der Zivilverwaltung ebenso wenig wie im Heere der Jude von den höchsten Stellungen ausgeschlossen. Man hat nicht gehört, daß darunter das Ansehen und das Interesse des Staates nur im mindesten gelitten hätten.

Das gleiche dürfen wir in Großbritannien feststellen. Auch die Masseneinwanderung östlicher Juden mit all' dem Befremdlichen und Unbequemen, das sie zunächst mit sich gebracht, hat hier der Gleichberechtigung keinen Abbruch getan. Der Gouverneur der großen Kolonie Natal, Sir Matthew Natan, erhielt das Großkreuz des Ordens von St. Michael und St. Georg. Der Unterstaatssekretär des Innern, Herbert Samuel, ward zum Mitglied des Geheimen Staatsrats ernannt, ja — im Juni 1909 — als Kanzler des Herzogtums Lancaster zum Mitgliede des Ministeriums. Er ist der erste englische Jude, der zu einer so hohen Stellung emporgestiegen

ist, ein erst neununddreißigjähriger Mann, der freilich zu den befähigtesten Leitern der liberalen Partei gezählt wird.

Nicht anders verhielt es sich in dem anderen großen angelsächsischen Staatswesen, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Die Wahlen zum Kongreß der gesamten Union sowie zu den Volksvertretungen und Richterstellen in den einzelnen Staaten sind vielfach auf Juden gefallen, die sich also offenbar der Gunst und des Vertrauens ihrer Mitbürger erfreuen. Der neue Präsident der Union, Taft, ist nicht minder ein Freund der Gleichberechtigung, als sein Vorgänger Roosevelt. Er hat den früheren Handelsminister Oskar S. Straus zum Botschafter in Japan und, als dieser die Stellung ablehnte, in Konstantinopel ernannt, wo Straus schon zweimal das gleiche hohe Amt verwaltet hatte. Seine erneute Sendung nach der türkischen Hauptstadt beweist, mit welchem Erfolge er dort zum Besten seines großen Vaterlandes tätig gewesen ist.

Eine hervorragende Stellung nimmt auch ein jüdischer Seemann Nordamerikas ein: Adolf Marix Der Kongreß hatte ihn zweimal durch ein besonderes Gesetz außer der Tour befördert, und zwar „in Anerkennung seines hervorragend heldenmütigen Verhaltens in zwei Feldzügen". So stieg er zu der Würde eines Admirals auf und wurde im Herbst 1908 mit dem Befehl über die wichtigste Flotte der Union, das Atlantische Geschwader betraut. In Deutschland hätte er nicht einmal Schiffsfähnrich werden können. Auf demjenigen Teile der amerikanischen Flotte, der im vergangenen Jahre die Fahrt um die Welt ausführte, gab es auch einhundert jüdische Seeleute, von denen ein Teil den Judenvierteln von New-York und Chicago entstammte. Diese Jünglinge aus dem Osten sind freie und mutige Bürger des neuen, hochherzigen Vaterlandes geworden.

Kehren wir aber nach dem Osten zurück, so dürfen wir mit Genugtuung feststellen, daß in Serbien und Bulgarien die staatsbürgerliche Stellung der Juden wenig zu wünschen übrig läßt. In Bulgariens Hauptstadt, in Sofia, wohnten König und Königin, die Minister

und alle hohe Staatsbeamte der Einweihung der neuen schönen Synagoge bei. Der Herrscher drückte nach der Beendigung der Feier den Israeliten sein lebhaftes, tatsächlich schon oft bekundetes Interesse für ihr Wohlergehen aus und widmete den armen Juden der Hauptstadt eine stattliche Spende.

Wie anders in dem benachbarten Rumänien! Hier gehen die Ausweisungen der Juden aus den Dörfern ununterbrochen fort, und zwar in der brutalsten Weise, von einem Tage zum anderen, so daß die Leute gänzlich ruiniert werden. Und doch sind sie alle in den betreffenden Gemeinden geboren, haben fast alle Männer ihrer Heerespflicht genügt. Bei all' dem Elend ist nur ein, freilich fast nur moralischer Erfolg zu verzeichnen: infolge der Bemühungen des trefflichen Jassyer Rabbiners Dr. Niemirower wurde am 24. November 1908 durch Spruch des Kassationsgerichtshofes der entwürdigende Eid more judaico abgeschafft. Wünschen wir, daß nicht ein anderer Spruch desselben Gerichtes ihn wieder einführt, wie das bei der Frage der Fremden-Eigenschaft der rumänischen Juden geschehen ist.

Und nun erst Rußland! Alle die Hoffnungen, die man nach Erteilung der Verfassung für die bessere Gestaltung der Lage der sechs Millionen dortiger Juden hegen durfte, haben sich als eitel erwiesen. Die Verfassung ist nur ein Schein, und den Juden ergeht es schlimmer als zuvor. Wir sagen „schlimmer"; denn es ist der Regierung und den von ihr begünstigten und geförderten reaktionären Hetzern gelungen, das Volk selbst, mit Ausnahme der verhältnismäßig wenig zahlreichen Gebildeten, gegen die Juden einzunehmen, die man ihm als Umstürzler, als Feinde der Religion, des Reiches und des Zaren schildert. Man muß unter diesen Umständen nur damit einverstanden sein, daß die Judenfrage vor der sogenannten Volksvertretung — der Duma — gar nicht zur Verhandlung kommt, da sonst recht gefährliche Beschlüsse dieser mit allen Mitteln der List und Gewalt zusammengebrachten Körperschaft zu fürchten wären.

Inzwischen bleibt auch so die Regierung nicht untätig. Der Lieblingssport der russischen Polizei, die Jagd auf Juden, die angeblich unberechtigt außerhalb des Ansiedlungsrayons leben und sie nicht hinreichend bezahlen, geht munter fort. Als das Zarenpaar der großen Nationalfeier des zweihundertsten Jahrestages des Sieges von Poltawa in dieser Stadt beiwohnte, mußten mehr als tausend jüdische Einwohner sie verlassen, „damit sie nicht die Prozession mit ihren Blicken entweihten". Eine durchaus mittelalterliche Liebenswürdigkeit, die hoffentlich nicht von der höchsten Stelle sondern nur von einem besonders eifrigen Lokalbeamten ausgegangen ist. Von den Badeorten des Kaukasus und der Krim werden die Juden, auch die kranken, durchweg entfernt gehalten. In Jalta, dem Hauptkurorte der Krim, dürfen die Juden nicht einmal vorübergehend landen, selbst nicht um Lebensmittel einzukaufen — wenn sie sich dabei nicht von Polizisten begleiten lassen wollen. Einzelne Begünstigungen von seiten der Regierung, wie zum Beispiel für zweihundert eingesessene jüdische Familien in Moskau, vermögen an dem Dunkel der allgemeinen Lage nichts Wesentliches zu ändern.

Und selbst da, wo das Gesetz den Juden das Recht des Wohnens verleiht, sollen sie beileibe nicht auf die städtische Verwaltung den ihrer Anzahl entsprechenden Einfluß ausüben. In keiner polnischen Stadt, wenn auch die jüdische Bevölkerung neunzig Prozent der Wähler stellt, darf die Zahl der jüdischen Gemeindeverordneten mehr als ein Drittel des ganzen Stadtrates betragen. In Städten, wo sie mindestens die Hälfte der Bevölkerung ausmachen, dürfen sie nur ein Fünftel und sonst höchstens ein Zehntel der Gemeindevertreter wählen. Also in Warschau, wo unter 900 000 Einwohnern die Juden 300 000 betragen, stellen sie nur 16 unter 160 Stadtverordneten; in Lodz, wo von 500 000 Einwohnern 170 000 Juden sind, unter 120 Stadtverordneten nur 12. Zum Bürgermeister oder dessen Stellvertreter darf ein Jude nicht gewählt werden. Die Schuld an diesem das Wahlrecht so verunstaltenden Bestimmungen trägt

übrigens nicht die Regierung allein; die nach Freiheit dürstenden edlen Polen in der Duma haben dazu wacker mitgeholfen.

Vor allem aber graut der Regierung vor der jüdischen Intelligenz. Man kann ihr daraus nicht einmal einen Vorwurf machen. Denn so lange sie die Juden zusammenpfercht, knechtet, ausschließt, mißhandelt, muß ja deren denkender Teil notwendiger Weise in die äußerste, ja in die gewalttätige Opposition gegen solche „Staatsordnung“ gedrängt werden. So sucht man die Bildung unter den Juden möglichst einzuschränken. Einer jeden höheren Schule, Akademie, Universität wird ein bestimmter Prozentsatz vorgeschrieben, zu dem nur jüdische Schüler oder Hörer zugelassen werden dürfen: er wechselt zwischen drei und zehn aufs Hundert. Mit brutaler Gleichmacherei werden die glänzendste Begabung, das eifrigste Streben, der natürliche Beruf unterdrückt, sobald die Verhältniszahl der jüdischen Zöglinge erfüllt ist. Keine Bewerbung, keine Bitte um Zulassung, wenn auch noch so gerechtfertigt, findet Gehör. Der Minister der „Volksaufklärung“ — Schwarz ist merkwürdiger Weise sein Name — hat bekannt gemacht, daß er keinem jüdischen Studenten in dieser Angelegenheit eine Audienz bewilligen werde. An einigen Hochschulen wurden diejenigen jüdischen Hörer, die in den letzten, duldsameren, Jahren über die jetzige Prozentzahl hatten eintreten können, wieder hinausgeworfen. An anderen dürfen auf Jahre hinaus keine Juden mehr zugelassen werden, bis der Prozentsatz wieder hergestellt ist. Wenn in einer Hochschule zu wenige Christen studieren, füllt man die Lücke nicht etwa durch Juden aus, sondern dann dürfen, dem Zahlenverhältnisse entsprechend, noch weniger Juden aufgenommen werden. Eine ganze Anzahl zurückgewiesener jüdischer Jünglinge trat des Scheines halber zum Islam über, dessen Bekenner keiner ähnlichen Beschränkung unterworfen sind — aber der Reichssenat entschied, daß den Juden wohl das Bekenntnis zum Islam frei stehe, aber kein Recht aus diesem Glaubenswechsel erwachse. Darauf ließen sich viele jüdische Lernbegierige taufen;

und da hierdurch die Menge der christlichen Studierenden anwuchs, konnten nun auch mehr Juden eintreten. Zu solchen Kuriositäten führte die grausame Maßregel der russischen „Volksaufklärung“.

Diese bleibt auch insofern sich konsequent, als sie durch Polizeimaßregeln jede innere Entwickelung im russischen Judentum zu verhindern bestrebt ist. Einzelne Generalgouverneure sorgen dafür, daß die Juden keine Vorschrift des Schulchan Aruch öffentlich übertreten, daß vornehmlich die Schächter streng rituell verfahren. Ein jüdischer Gastwirt, der es mit diesen Dingen nicht allzu genau genommen hatte, wanderte auf zwei Wochen ins Gefängnis, und ein Chasan mußte abgesetzt werden, weil er auf einer Dampferfahrt sich einmal an dem allgemeinen Buffet beköstigt hatte. Anderwärts benachteiligt man die Juden, weil sie sich angeblich von den Andersgläubigen absondern; in Rußland werden sie bestraft, wenn sie sich mit diesen „assimilieren“. Ermutigt durch die Regierung, beginnen die Vertreter der äußersten Orthodoxie unter den Juden selbst, diejenigen Glaubensgenossen zu mißhandeln und zu plündern, die es wagen, die rituellen Ordnungen zu übertreten.

Aber nicht nur das geistige Fortschreiten der Juden ist bedroht, auch die leibliche Existenz wird, besonders in Polen, immer mehr gefährdet. Dem Beispiele ihrer galizischen Stammesgenossen folgend, suchen die Polen durch geschäftlichen Boykott und durch Begründung wirtschaftlicher Vereinigungen, von denen die Juden grundsätzlich ausgeschlossen werden, diese auszuhungern. Ein riesiger, unblutiger aber höchst wirksamer, beständiger Pogrom! In Warschau fordern viele Hausbesitzer Juden einen um fünfzig Prozent höheren Mietzins ab, als christlichen Mietern; selbst in Anstalten, die der reinsten Menschlichkeit gewidmet sein sollten, in den Krankenhäusern, berechnet man die Arzeneien jüdischen Patienten teurer als den christlichen. Die Polen stehen also an Unduldsamkeit und Verfolgungssucht ihren russischen Unterdrückern ganz gleich.

Wenigstens auf dem geistigen Gebiete nehmen die Juden den Kampf nach Möglichkeit auf. Sie begründen und unterhalten Schulen, soweit die Feindschaft der Behörden es ihnen gestattet. Sie dehnen die Tätigkeit der „Gesellschaft zur Verbreitung der Bildung unter den Juden Rußlands“ immer weiter und über immer neue Orte aus. Sie errichteten in Petersburg eine „Jüdisch-literarische Gesellschaft“ die sich die Pflege der hebräischen und „jiddischen“ Sprache, Wissenschaft und Belletristik sowie der jüdischen Kunst in allen Teilen des russischen Reiches zur Aufgabe stellt.

Aber diese löblichen Bestrebungen können im großen an der furchtbaren Lage unserer russisch-polnischen Glaubensgenossen wenig ändern. Kein Wunder, daß ihre Auswanderung, wenn sie sich auch ein wenig vermindert hat, doch massenhaft weitergeht und immer noch an hunderttausend Seelen im Jahre beträgt.

Bisher hatten die christlichen Staaten Rußland und Rumänien bei der Mißhandlung ihrer israelitischen Bewohner noch einen mohammedanischen Genossen: Marokko. In neuester Zeit scheinen aber die nachdrücklichen Lehren, die zumal das französische Heer den Marokkanern hat angedeihen lassen, hier eine Wendung zum besseren herbeigeführt zu haben. Die Juden können ungestört auch außerhalb ihrer Melbahs in den Vierteln der Mohammedaner verkehren, hier ihre Fußbekleidung anbehalten und auch reiten. Der Großwesir des Sultans Muley Hafid hat den Paschas aufgetragen, allerorten für den Schutz der Israeliten zu sorgen.

Diese Maßregeln werden wirksam sein, so weit die Macht des Sultans reicht und so lange die Furcht vor den europäischen Mächten anhält. Auf die Dauer können die Verhältnisse der marokkanischen Juden sich nur dadurch günstig gestalten, daß ein Kulturstaat in diesem nordafrikanischen Lande die Herrschaft erhält.

Das ist ja in allen Bedrängnissen der Gegenwart der Trost und die Ermutigung für die Israeliten, daß ihre Sache auf das engste mit der der Civilisation und des Fortschritts verknüpft ist. Unsere leider noch allzu

mächtigen Gegner sind die aus der Vergangenheit überkommene Rohheit sowie das übermäßige, bis zur Krankhaftigkeit gesteigerte Nationalitätsgefühl. Nichts ehrwürdiger und sittlicher als die Liebe zum Vaterlande und zum eigenen Volke; aber nichts gefährlicher und verdammenswerter, als wenn sie zu Ungerechtigkeit und Haß gegen alle anderen Elemente ausartet. Dann bedeutet sie einen Rückfall in die mittelalterliche Barbarei. Wenn wir nun des endlichen Triumphes von Wahrheit, Recht und Freiheit in der Menschheit sicher sind, dann dürfen wir auch auf den endlichen Sieg unserer Glaubensgemeinschaft auf dem Gebiete der Gleichberechtigung und des Bruderbundes mit den Völkern rechnen. Und wir können uns sagen, daß, indem wir für unsere eigene Sache kämpfen, wir zugleich für den Fortschritt Aller streiten. Das soll uns kräftigen und, trotz vieler Fehlschläge im Einzelnen, mit immer erneutem Mute, mit immer frischerer Zuversicht erfüllen.

Literarische Jahresrevue.

Von
A. Hebräus.

Vor fünfundsechzig Jahren schrieb Zunz in seiner lapidaren Schreibweise die Worte nieder: „Dieses stets unbeschützte (jüdische) Schrifttum, nie bezahlt, oft verfolgt, dessen Urheber nie zu den Mächtigen der Erde gehörten, hat eine Geschichte, eine Philosophie, eine Poesie, die es anderen Literaturen ebenbürtig machen; werden, dies zugegeben, nicht die jüdischen Autoren und die Juden überhaupt alsdann das Bürgerrecht des Geistes erlangen müssen? Muß dann nicht aus dem Born der Wissenschaft Humanität sich unter das Volk ergießen, Verständigung und Eintracht bereitend? Die Gleichstellung der Juden in Sitte und Leben wird aus der Gleichstellung der Wissenschaft des Judentums hervorgehen" (Zur Geschichte und Literatur S. 21).

Als Zunz diese Worte im Jahre 1845 in die Oeffentlichkeit schickte, befand sich die von ihm mitbegründete Wissenschaft des Judentums trotz mancher grundlegenden Schrift, die auf diesem Gebiete bereits vorhanden war, noch im Anfangsstadium ihrer Entfaltung und Entwicklung. Die Wissenschaft des Judentums beginnt nicht, wie vielfach irrtümlich behauptet wird, mit Zunz und Rapaport; denn ihre Anfänge datieren um mindestens acht Jahrhunderte zurück. Aber Zunz war einer der Ersten, vielleicht der Erste, der mit klarem Ziel vor Augen daran ging, die Wissenschaft des Judentums aus dem Ghetto zu befreien und sie den andern Wissenschaften ebenbürtig zu machen.

Die kleine Schar der geistigen Arbeiter, die in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die europäische Wissenschaft des Judentums, wenn ich mich so ausdrücken darf, zu schaffen unternahm, hatte mit ungemein großen Schwierigkeiten zu kämpfen, deren größte wohl in der Mißachtung bestand, welche die Juden selbst der Erforschung ihres Kulturlebens und ihrer Geschichte entgegenbrachten. Es wäre eine nützliche, weil lehrreiche Arbeit, alle Aeußerungen der unverhohlenen Geringschätzung zu sammeln, die sich auch „gebildete" Juden gegen die mit so großer Opferwilligkeit geschaffene Wissenschaft des Judentums erlaubten. Die Opferwilligkeit war damals nur auf Seiten der jüdischen Forscher, die unter drückender Armut und unzähligen Hindernissen dem Judentum einen würdigen Platz in der Kulturgeschichte erkämpften. Später, als man in den Juden doch mehr Selbstbewußtsein geweckt hatte, was in erster Reihe der Wissenschaft des Judentums zu verdanken ist, hat man wegen der angeführten Worte gegen Zunz einen Vorwurf erhoben. Er hätte die Wissenschaft des Judentums in den Dienst des Kampfes um die bürgerliche Gleichberechtigung der Juden stellen wollen; sie sei ihm Mittel für einen politischen Zweck gewesen. Aber wenn auf diesem Gebiete je voraussetzungslose, wissenschaftlich-objektive Forschung getrieben wurde, so tat dies Zunz sicherlich. Aus allen seinen Schriften, die sich allerdings niemals mit der trockenen Zusammenstellung von Notizen begnügten, die der Wissenschaft und nicht der Gelehrsamkeit gewidmet waren, leuchtet der Geist der Wahrheit und der Wahrhaftigkeit hervor. Für ihn war die Wissenschaft Selbstzweck; sie hatte niemandem zu dienen als der Ermittlung der Wahrheit. Zweifellos ist zumeist auf diesen Umstand das Glück des großen Forschers zurückzuführen, daß in seinen Schriften der Irrtum so selten ist. Aber er hatte doch mit den prophetischen Worten Recht, daß die Gleichstellung der Juden in Sitte und Leben aus der Gleichstellung der Wissenschaft des Judentums hervorgehen würde. Die erste Bedingung für die erstrebte Gleichstellung ist die Selbst-

achtung, die wir gewinnen, wenn wir alles geistige und ethische Schaffen unseres Stammes während seiner dreitausendjährigen Geschichte kennen.

Innerhalb eines Jahrhunderts hat der jüdische Stamm, dessen geistige Tätigkeit infolge der erlittenen Mißhandlungen gehemmt, dessen Geisteskraft aber niemals gelähmt war, einen in seiner Schnelligkeit beispiellosen kulturellen Aufschwung genommen. Das alte Kulturvolk steht im geistigen Leben auf derselben Höhe wie die bedeutendsten Kulturvölker der Gegenwart. In allen Zweigen des menschlichen Wissens und des geistigen Schaffens, in der Wissenschaft und in der Kunst, begegnen wir heutzutage hervorragenden Männern jüdischer Abstammung, die Bleibendes geschaffen haben. Auch die Erforschung des Judentums als wissenschaftliche Disziplin hat bedeutende jüdische Mitarbeiter aufzuweisen. In unserer Zeit hat man sich diesem Gegenstand mit großem Eifer zugewandt. An sich ist es eine erfreuliche Erscheinung, daß auch christliche Gelehrte, denen es vornehmlich um die Klärung der Geschichte des Christentums zu tun ist, sich mit der Geschichte des jüdischen Volkes und mit der religionsgeschichtlichen Entwicklung des Judentums eingehend beschäftigen. Emil Schürer hat seiner nach Objektivität strebenden „Geschichte des jüdischen Volkes im Zeitalter Jesu Christi" die Worte vorausgeschickt: „Aus dem Schoße des Judentums ist in der Fülle der Zeiten die christliche Religion entsprungen, zwar als eine Tatsache der göttlichen Offenbarung, aber doch durch unzählige Fäden mit der tausendjährigen Geschichte Israels verknüpft. Keine Tatsache der evangelischen Geschichte, kein Wort in der Verkündigung Jesu Christi ist denkbar ohne die Voraussetzung der jüdischen Geschichte und der ganzen Vorstellungswelt des jüdischen Volkes."

Die letzten Worte Schürers habe ich besonders hervorgehoben, weil sie die Stellung der christlichen Forscher zu der Wissenschaft des Judentums in epi-

grammatischer Form kennzeichnen. Das Judentum wird von den christlichen Theologen noch immer als eine „Vorhalle“ zum Christentum aufgefaßt, wie sich Döllinger so offenherzig ausgedrückt hat. Die besten Kenner des Judentums unter ihnen, wie beispielsweise Heinrich Ewald, können sich von dieser Auffassung, die in ihren Kreisen zum Vorurteil geworden ist, nicht befreien. So gründlich auch manche von ihnen das vorchristliche Judentum und das des neutestamentlichen Zeitalters erforschen, sie tun dies stets unter dem Gesichtspunkt der christlichen Religionsidee, davon ausgehend, daß das Judentum mit dem Hervorbringen der Tochterreligion seine Aufgabe erfüllt hätte und vom geschichtlichen Schauplatz abzutreten habe. Daß es dies nicht „rechtzeitig“ getan hat, das war sein Fehler und sein Schicksal. Ein freisinniger protestantischer Theologe formulierte seine Anschauung und sein Urteil über diesen historischen Prozeß in folgenden Worten: „Eine solche Ungerechtigkeit, wie die der Heidenkirche (d. h. der siegenden paulinischen Richtung im Christentum) gegenüber dem Judentum, ist in der Geschichte fast unerhört. Die Heidenkirche streitet ihm alles ab, nimmt ihm sein heiligstes Buch, und, während sie selbst nichts anderes ist als transformiertes Judentum, durchschneidet sie jeden Zusammenhang mit demselben: die Tochter verstößt die Mutter, nachdem sie sie ausgeplündert! Aber ist diese Betrachtung wirklich zutreffend? Auf einer gewissen Stufe allerdings, und vielleicht kann man niemanden zwingen, sie zu verlassen. Aber auf einer höheren Stufe stellt sich die Sache anders dar: das jüdische Volk hat durch die Verwerfung Jesu seinen Beruf verleugnet und sich selbst den Todesstoß versetzt; an seine Stelle rückt das neue Volk der Christen; es übernimmt die gesamte Überlieferung des Judentums; was unbrauchbar in demselben ist, wird umgedeutet oder fallen gelassen. In Wahrheit aber ist diese Abrechnung nicht einmal eine plötzliche oder unerwartete; unerwartet ist nur die spezielle Form: das Heidenchristentum führt doch nur einen Prozeß zu Ende, der in einem Teile des Judentums bereits längst begonnen hatte — die Ent-

schränkung der jüdischen Religion und ihre Transformation zur Weltreligion".*)

Wir verzeichnen dankbar das Zugeständnis, daß das Verhältnis der Heidenkirche zum Judentum „auf einer gewissen Stufe" so aufgefaßt werden kann, wie Harnack es in der ersten Hälfte der zitierten Sätze in so zutreffender Weise schildert, und daß „vielleicht" niemand gezwungen werden kann, diese Stufe zu verlassen. Aber für jeden unbefangenen Beurteiler dieser Dinge wird es klar, daß sich auch die freisinnige protestantische Theologie nicht von den Vorurteilen gegen das Judentum frei machen kann. Seine gerechte Würdigung könnte es nur durch eine geschichtliche, nicht theologische Auffassung erfahren; und darin liegt der Schwerpunkt der ganzen Frage. Historiker, die dazu befähigt wären, beherrschen die jüdischen Geschichtsquellen höchstens nur so weit, als sie ihnen in griechischer Sprache zufließen. Das sind aber die kärglichsten Quellen, aus denen noch dazu das Judentum nur in einer gewissen Färbung hervorgeht. Für alles andere sind die Geschichtsforscher auf die Vorarbeiten der Theologen angewiesen, aus denen immer der Schulstreit, um nicht zu sagen das theologische Gezänk, herauszuhören ist. Die ewige Polemik läßt eine rein geschichtliche Betrachtung der Dinge nicht zu. Wir können nicht die Erklärung dafür gewinnen, wie es kam, daß ein kleines politisch unbedeutendes Volk in einem vom Hauptverkehr abgeschnittenen Winkel Vorderasiens zum „Salz der Erde" geworden ist; wie es seine Religionsidee und seine Ethik politisch und kulturell mächtigeren Völkern aufgezwungen hat. Noch mehr aber, wie sich der jüdische Stamm auch nach der Entstehung und Erstarkung des Christentums behauptet, und das Judentum, weit davon entfernt, durch die ältere Tochterreligion und durch deren um fünf Jahrhunderte jüngere Schwester „ausgeplündert" zu sein, seine schaffende Kraft bis auf die Gegenwart nicht eingebüßt hat.

Das Judentum in der vorchristlichen Zeit nicht als die Vorhalle des Christentums zu behandeln und in der

*) Harnack, Die Mission und Ausbreitung des Christentums, S. 50.

späteren Zeit nicht als rückständig und verkümmert anzusehen — dies lehrt uns die moderne Wissenschaft des Judentums, welche kaum hundert Jahre alt ist. Ist sie bereits erschöpft und hat sie ihre Aufgabe völlig erledigt? Eine solche Meinung ließ sich bereits vor Jahren vernehmen, aber sie ist durchaus falsch. Niemand wird mich in der dankbaren Verehrung gegen die Männer übertreffen, welche in etwa drei Generationen in der Erforschung des Judentums so viel und so Großes geleistet haben. Das hindert mich aber nicht, stets zu betonen, daß noch mehr und noch Größeres zu leisten ist. Wir können dies, weil wir die Vorarbeiten der früheren Forscher haben. Es gibt keinen Zweig der Wissenschaft des Judentums, wo nicht noch viel, noch sehr viel zu schaffen wäre. In erster Reihe die Erforschung des biblischen Schrifttums, die durchaus noch nicht vollendet ist. Die Anerkennung des größten und heiligsten Buches in der gesitteten Menschheit nimmt in unseren Tagen erfreulicher Weise in dem Maße zu, als es aufhört, ein bloß theologisches Schrifttum zu sein; es wird jetzt auch rein ästhetisch in seiner poetischen Schönheit verstanden und gewürdigt. Ebenso ist es mit der lexikalischen und syntaktischen Erforschung der hebräischen Sprache, die noch lange nicht an ihrem Ziele ist. Die Geschichte der Juden wird nicht nur deshalb von Jahr zu Jahr bereichert, weil Neues, bisher Unbekanntes hinzukommt, sondern auch durch das Auftauchen neuer Gedanken, durch das Hervortreten neuer Gesichtspunkte. Entsprechend dem Zuge unserer Zeit, in der geschichtlichen Forschung sich nicht mit den äußeren Vorgängen zu begnügen, sondern in das geistige Leben der Völker zu dringen und auch die wirtschaftliche Grundlage zu erkunden, wird auch die jüdische Geschichte immer mehr Kulturgeschichte. Die jüdische Literaturgeschichte ist gewiß trotz mancher vorzüglicher Schriften, die wir auf diesem Gebiete besitzen, von der Vollendung weit entfernt, da unser mannigfaltiges Schrifttum sich über Jahrtausende erstreckt und in verschiedenen Sprachen niedergelegt ist. Dem schaffenden Geist des jüdischen Stammes überall nachzuspüren,

alles was die Juden zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Ländern wissenschaftlich und künstlerisch hervorgebracht haben, zu sammeln und zu sichten, es literarhistorisch zu verwerten — dies ist eine Aufgabe, an der noch immer Männer von Begabung und Kenntnissen ersprießlich und erfolgreich arbeiten können. Auch die religionsgeschichtliche Entwicklung des Judentums in allen ihren Phasen enthält Probleme, welche denkende Köpfe beschäftigen müssen, und in die einzudringen es sich gewiß verlohnt.

Die Fabel von der Vollendung der Wissenschaft des Judentums ist sinnlos; sie braucht kaum widerlegt zu werden. An den jüdischen Gelehrten ist es, sie weiter auszubauen, und der Judenheit liegt die Pflicht ob, sie unabläßig zu fördern. Nicht etwa, daß wir uns nach einer Art „Ghettowissenschaft" sehnten, von der wir andersgläubige oder ungläubige Forscher ausschließen möchten. Im Gegenteil, unser Streben muß dahin gehen, die Wissenschaft des Judentums zu einem Zweige der allgemeinen Wissenschaft zu machen. Aber solange unsere ältere Geschichte ein Tummelplatz theologischer, oder richtiger konfessioneller Polemik bleibt, und solange die jüdische Geschichte in den letzten fünfzehn Jahrhunderten von nichtjüdischen Historikern kaum beachtet wird; solange das nachbiblische Schrifttum der Juden zumeist zu dem Zweck oberflächlich durchblättert wird, um aus ihm Lesefrüchte des „rabbinischen Aberwitzes" zu sammeln, und die hebräische Poesie des Mittelalters und die jüdische Religionsphilosophie in den landläufigen Kompendien mit einigen Sätzen abgetan werden —: müssen jüdische Gelehrte für die Gleichstellung der Wissenschaft des Judentums, wie sich Zunz ausdrückt, mit nicht minderem Eifer kämpfen als jüdische Politiker für die bürgerliche Gleichstellung unserer Glaubensgemeinschaft eintreten. Das soll uns natürlich nicht hindern, alles Gute und Brauchbare, das von anderer Seite geschaffen wird, parteilos anzuerkennen und mit Freude aufzunehmen. Von jeher galt bei uns der Satz: „Nimm das Wahre von jedermann hin, der es ausspricht". Wir müssen uns des Grades von Unbefangenheit befleißigen,

den wir in der Würdigung des Judentums und dessen Schrifttum von andern fordern.

An der Spitze des vorliegenden literarischen Jahresberichts werden Schriften über die Bibelforschung zu erwähnen sein. Die heiligen Bücher bilden den Ausgangspunkt unserer Religionsgeschichte, wenn wir auch nicht leugnen wollen, daß zum Verständnis der Bibel die Erforschung anderer und auch älterer Religionsbücher, der Dokumente religiösen Lebens und religiöser Ideen überhaupt, von großem Nutzen ist. Der hitzige Streit über „Babel und Bibel", der vor wenigen Jahren die Gemüter so lebhaft beschäftigt hat, ist jetzt so ziemlich gegenstandslos geworden. Die Diskussion darüber ist wieder in die Studierstube zurückgekehrt, die sie niemals hätte verlassen sollen. Nicht etwa weil das Verheimlichen und Vertuschen hier erforderlich wäre, sondern weil es sich in diesem Falle um Halbfertiges, noch nicht genügend Geklärtes handelte, dessen ungeeignete Popularisierung leicht zu mißverständlicher Auffassung Anlaß geben mußte. Das Interesse für die Bibel und für religiöse Fragen überhaupt ist erfreulicher Weise in den weitesten Kreisen der Gebildeten anhaltend. Dementsprechend ist auch die biblische Forschung nicht müßig geblieben. Im letzten Jahre sind manche bedeutungsvolle Schriften in verschiedenen Sprachen erschienen, die teils streng wissenschaftlich und teils in mehr oder weniger populärer Form die Bibel und ihre Beziehungen zu der Außenwelt behandeln. In holländischer Sprache schrieb G. Wildeboer „Das alte Testament vom geschichtlichen Standpunkt betrachtet"; P. Karge behandelte die „Geschichte des Bundesgedankens im Alten Testament"; in volkstümlicher Form wurden biblische Themata erörtert von J. Nickel: „Das Alte Testament im Lichte der altorientalischen Forschung" (I. Die biblische Urgeschichte). Ein ernstes Unternehmen bilden die von Hugo Greßmann (in Verbindung mit A. Ungnad und H. Ranke) herausgegebenen „Altorientalische Texte und Bilder zum Alten Testament", von denen jetzt der 2. Band erschienen ist; ebenso der „Atlas biblicus" von M. Hagen, der auf 22 Tafeln und auf 166 Seiten Text eine gründliche

Topographie der in der Bibel erwähnten Länder und Orte gibt. D. Voelter beleuchtet in seiner Schrift „Ägypten und die Bibel“ die Urgeschichte Israels im Licht der ägyptischen Mythologie; das Buch ist jetzt in 4. neubearbeiteter Auflage erschienen. Auf archäologischem Gebiete ist das Buch J. Y. Duncan's (in englischer Sprache) „Die Ausgrabungen in Ägypten und das Alte Testament“, während A. Alt mit seiner Forschung „Israel und Ägypten“, über die politischen Beziehungen der Könige von Israel und Juda zu den Pharaonen, das Gebiet der politischen Geschichte betritt. J. E. Thomas greift mit seinem Buche: „The Old Testament in the light of the religion of Babylonia and Assyria“ in den alten Streit um „Babel und Bibel“ zurück. Erwähnt zu werden verdient auch „Die Weisheit der heiligen Schrift der Israeliten“ von S. Grzymisch in Bibelversen zusammengestellt. E. W. Maunder wendet sich in seinem (englisch geschriebenen) Buch „Die Astronomie in der Bibel“ einem bisher wenig behandelten Thema zu. Eine ähnliche Forschung enthält die Schrift „Les sciences physiques et naturelles dans le livre de Job“ von B. Deloche. — Von der prächtig illustrierten Bibel (nach der Uebersetzung von Reuß), welche der bekannte Künstler E. M. Lilien schafft, ist nunmehr der 6. Band (nach dem ersten) erschienen, der die Liederdichtung der Bibel enthält: Psalmen, Klagelieder und Hohelied. Dieses schöne Illustrationswerk sollte in keiner jüdischen Familie fehlen.

Rein exegetisch behandeln biblische Bücher die „Randglossen zur hebräischen Bibel“ von A. Ehrlich, von denen jetzt der 2. Band (Leviticus, Numeri und Deuteronomium) erschienen ist. Das Buch bietet „Textliches, Sprachliches und Sachliches.“ In Kürze kann davon gesagt werden, was bereits von Ehrlichs dreibändigem hebräischem Kommentar und dem deutschen Psalmenkommentar gesagt worden ist: neben mancher zutreffenden neuen Bemerkung eine Menge wilder Hypothesen auf dem Gebiete der Textkritik und der Exegese, die sich bei ruhiger Betrachtung als unhaltbar erweisen. Dazu die Sucht, unter allen

Umständen etwas Neues zu sagen. Durchaus zu mißbilligen ist es, daß der Verfasser, der die angebliche „Unwissenheit“ neuerer jüdischer und christlicher Bibelforscher im schroffen Tone tadelt, die meisten einschlägigen Bücher kaum kennt; denn vieles von ihm mit Emphase als „neu“ Bezeichnete ist längst bekannt. B. Jacob beschäftigt sich mit den „Abzählungen in den Gesetzen der Bücher Leviticus und Numeri“. Mit einer rechtsgeschichtlichen Untersuchung befaßt sich W. A. van Es (in holländischer Sprache): „Das Eigentum im Pentateuch“. Von dem groß angelegten Buch „Isaiah“ von O. C. Whitehouse ist der 2. Bd erschienen. Eine französische Übersetzung und ausführlichen Kommentar zu den sogenannten zwölf kleinen Propheten gab A. van Hoonacker heraus; eine englische Übersetzung mit gelehrten Noten zu den „Sprüchen“, „Koheleth“ und „Hohelied“ veröffentlichte G. C. Martin; von L. B. Paton ist ein kritisch-exegetischer Kommentar zu den Psalmen erschienen. Eine Preisfrage der Ecole des Hautes-Etudes in Paris löste E. Dujardin mit seiner Schrift: „Les prédécesseurs de Daniel“, eine Untersuchung über die Ereignisse und die Ideen seit dem Ende des dritten vorchristlichen Jahrhunderts und im Anfang des vierten. G. Jahn veröffentlichte „Die Bücher Esra und Nehemia, text-kritisch und historisch-kritisch untersucht mit Erklärung der einschlägigen Prophetenstellen und einem Anhang über hebräische Eigennamen“. Einen sehr ausführlichen philologischen und exegetischen Kommentar zum „Hohenlied“ schrieb (französisch) F. Joueon. Mit der Lösung des „Koheleth-Rätsels“ beschäftigt sich A. S. Kamenetzky; er kommt zum Ergebnis, daß der Verfasser des merkwürdigen Buches nicht Koheleth selbst sei, vielmehr sei eine ältere Sammlung von Sprüchen (dibre Koheleth) von einem Spätern benutzt und bearbeitet worden. Die Frage der Verfasserschaft der Elia-Reden im Buche Hiob untersucht in einer eigenen Schrift W. Posselt; mit demselben Thema befaßt sich auch D. Cocorda in seinem Buch: „Le problème du livre de Job et la personalité de l'auteur“, während J. Dawson in englischer Sprache die Beziehungen des Buches Hiob zu der neuen Theologie erörtert. Eine

eigenartige Forschung, welche den Einfluß der Prophetie auf einen modernen Dichter aufsucht, finden wir in dem Buche von A. Rogers: „Prophecy and poetry“, Studien über Jesaja und Browning.

Mit der Angabe dieser selbständigen Schriften, von denen, was zu vermerken ist, ein verhältnismäßig großer Teil England und Holland angehört, ist der Umfang der Publikationen über die Bibel und über biblische Themata bei weitem nicht erschöpft. Es gibt noch eine fast unübersehbare biblische Forschung in verschiedenen Fachzeitschriften in deutscher, englischer, holländischer und französischer Sprache, in denen in gewissem Sinne Kleinarbeit auf diesem Gebiet geleistet wird, deren Wert aber mitunter sehr groß ist. Auf ein sehr nützliches Buch zur Bibelforschung, das in hebräischer Sprache geschrieben und abseits des Büchermarktes geblieben ist, möchte ich noch aufmerksam machen. P. Finfer in Wilna befaßt sich mit einem längst gerügten, aber leider nicht mehr abzuhelfenden Übelstand, mit der sinnlosen Kapiteleinteilung der Bibel, die uns ein katholischer Geistlicher im 13. Jahrhundert aufgehalst hat, und die wir seitdem nicht mehr los werden können. In die hebräische Bibel hat sie zuerst Isaak b Nathan durch seine hebräische Bibelkonkordanz (1437—48) eingeführt. Finfer behandelt die masoretische Kapiteleinteilung unter Benutzung vieler Handschriften mit großer Gründlichkeit und Ausführlichkeit. Sein Buch verdient Beachtung; es ist als Widmungsschrift zum 75. Geburtstag A. Berliners erschienen (bei dieser Gelegenheit möchte ich auch auf die reichhaltige Jubiläumsschrift „Birkath Abraham“ hinweisen).

* *
*

Es gab eine Zeit, in den fünfziger und sechsziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, wo sich alle Welt für die Naturwissenschaft und die materialistische Philosophie interessierte. Man wollte erfahren, „wie es geworden“ sei. Nicht nur Fachmänner beschäftigten sich mit Untersuchungen auf diesem Gebiete, sondern auch die

gebildete Laienwelt, die allerdings nicht nach reiner Wissenschaft dürstete, sondern nach Wissen; sie wollte den Zusammenhang in den Vorgängen der Natur kennen, und wie alles entstanden sei. Ein ähnliches Interesse zeigt sich jetzt auf dem Gebiete der Religionswissenschaft. Man sagt, daß zurzeit eine „religiöse Strömung“ durch die gebildete Menschheit gehe, die auf dem Wege sei, „Gott zu suchen“. Ohne mich hier mit diesem Problem, das auf dem Gebiete der Mystik liegt, beschäftigen zu wollen, möchte ich eher auf die Literatur der religionsgeschichtlichen Studien in streng wissenschaftlicher oder in volkstümlicher Form hinweisen, die im Wachsen begriffen ist. Ein weitgehendes Interesse für diese Frage ist zweifellos in allen Schichten der Bevölkerung vorhanden. Für die christliche Welt ist es ein überaus schwieriges Problem, wie sie sich im Lichte der geschichtlichen Untersuchung und der geschichtlichen Erkenntnis zu der evangelischen Erzählung vom Leben und Wirken Jesu stellen soll. Am meisten befinden sich die freisinnigen Theologen in Verlegenheit, die einerseits die Berechtigung der historischen Kritik anerkennen müssen und sie selbst üben; andererseits aber sich nicht der Erkenntnis verschließen können, daß mit den Ergebnissen der wissenschaftlichen Kritik die Grundlage des Christentums gänzlich verschoben wird. Stellt man sich auf den Standpunkt der Geschichte, so ergibt sich mit zwingender Notwendigkeit, daß das geschichtliche Christentum im ersten Jahrhundert seines Bestehens nur eine kleine, kaum beachtete Episode in der Geschichte des Judentums bedeutete.

Nur die wenigsten Theologen sind gegen sich und gegen die Andern so ehrlich, dies unumwunden einzugestehen und auszusprechen; die meisten helfen sich über diese Verlegenheit durch die Herabsetzung des Judentums hinweg, als hofften sie, das Christentum auf seiner Höhe erhalten zu können, wenn sie das Judentum tief erniedrigen. Etwas possierlich ist zumeist die Schilderung der Person Jesu. Seitdem sie geschichtlich in der menschlichen Natur geschildert werden muß, ist es eine

Lieblingsthese sogenannter „liberaler" Forscher, Jesus nicht von Juden, sondern von Ariern in Galiläa, wenigstens aber von einer „Mischrasse" abstammen zu lassen. Sehr ergötzlich persiffliert Harnack diese „wissenschaftliche" Methode („Sprüche und Reden Jesu" S. 3 f.):

„Diese Misere zeigt sich vor allem bei denjenigen, die in Bezug auf die neutestamentliche Kritik aus zweiter Hand zu schöpfen gezwungen sind oder sich selbst zu dieser bescheidenen Haltung verurteilt haben. Sie sind wie die schwankenden Rohre zwischen den extremsten und sich ausschließenden Hypothesen und finden alles, was ihnen hier zugetragen wird, „sehr erwägenswert". Heute hat ihnen Jesus überhaupt nicht gelebt, während er gestern ein pathologischer Schwärmer war, was eben aus seinen ausgezeichneten überlieferten Worten, wenn man sie nur richtig versteht, schlagend hervorgeht. Morgen ist er ein Essener gewesen, was ebenfalls aus seinen Worten zu erweisen ist; vorgestern aber war keines dieser Worte sein Eigentum; aber vielleicht noch am selben Tage war es auch richtig, daß er einer noch zu entdeckenden hellenistisch-geistigen Geheimsekte angehörte, die mit Sakramenten und Symbolen ein rückständiges Wesen, nein ein kulturförderliches Wesen trieb. Oder vielmehr er war ein anarchistischer Mönch wie Tolstoi, noch besser ein jüdischer Buddhist, aber mit sumerisch-babylonisch-persisch-ägyptisch-hellenischem Einschlag, oder noch besser, er war der Heros eponymos des sonst revolutionären, gemäßigt radikalen vierten Standes in der Welthauptstadt." Und wenn sie sich in diesem Irrgarten völlig verlaufen haben, dann ziehen sie gegen das jüdische Volk und gegen das „rückständige" Judentum los.

Von den Schriften des letzten Jahres, die sich mit religionsgeschichtlichen Fragen und mit der Klärung der Beziehungen des Christentums zu der Mutterreligion beschäftigen, möchte ich erwähnen: Schürers grundlegendes Werk „Geschichte des jüdischen Volkes im Zeitalter Jesu Christi," das jetzt in 4. Auflage erschienen ist. Man kann über dieses in seiner Vollständigkeit und nach Objektivität strebenden Methode fast vereinzelt dastehendes

Geschichtswerk sagen, daß es den höchsten Grad von Unbefangenheit erreicht hat, der vom protestantisch-theologischen Standpunkt überhaupt möglich ist. A. Bertholet behandelt in populärer Darstellung „Das religionsgeschichtliche Problem des Spätjudentums.“ Die Bezeichnung „Spätjudentum“ ist das neueste Gepräge der in gewissen Kreisen heimisch gewordenen Ueberhebung. In englischer Sprache erschien eine wissenschaftliche Untersuchung über den Hintergrund der Evangelien oder des Judentums in der Periode zwischen dem Alten und dem Neuen Testament (The Background of the Gospels or Judaism in the period between the Old und New Testaments) von W. Fairweather. Von der messianischen Bewegung, die unter den Juden, in ganz anderer Form und von ganz anderen religiösen Motiven ausgehend, um die Zeit der Entstehung des Christentum geherrscht hat, handelt die Schrift „Le messianisme chez les juifs“ (von 150 v. Chr. bis 200 nach Chr.) von M. J. Lagrange; ferner A. Schulte: „Die messianischen Weissagungen des Alten Testaments nebst dessen Typen übersetzt und kurz erklärt“, natürlich vom christlich-gläubigen Standpunkt; E. Sellin: „Die israelitisch-jüdische Heilandserwartung“; Ehrenhaus: „Das Messiasbild des Micha.“ Die letzte Schrift Adolf Hausrath's, von der der 2. Band nach seinem am 2. August 1909 erfolgten Tode erschienen ist: „Jesus und die neutastamentlichen Schriftsteller,“ hat alle Vorzüge und alle Mängel der ersten geschichtlichen Werke dieses eigenartigen Gelehrten aufzuweisen. Ein umfangreiches Wissen, namentlich auf dem Gebiete der zeitgenössischen griechisch-römischen Literatur; glänzende, künstlerische Darstellung, die Lebendigkeit, mit der er die in den geschichtlichen Dramen mitwirkenden Personen porträtiert und die Ereignisse schildert: aber dabei eine weitgehende Subjektivität und eine bis zum blinden Haß sich steigernde Abneigung gegen das jüdische Volk und das Judentum, auch gegen jene hervorragenden jüdischen Persönlichkeiten, die in der evangelischen Geschichte, oft ohne jede geschichtliche Berechtigung, feindselig behandelt werden. Trotz dieser Mängel aber ist Hausrath's Auffassung vom Wirken des

Christentums und von dessen Auseinandersetzung mit der Mutterreligion den geschichtlichen Tatsachen und der geschichtlichen Wahrheit viel näher als die mancher neuerer Theologen, die „besonnene“ Kritik üben. Hausrath steht im wesentlichen auf dem Standpunkt der holländischen freisinnigen Schule, und von ihm zu Harnack ist zweifellos ein Rückschritt. Mit vielen seinen Berufsgenossen teilt er die mangelnde Beherrschung der jüdischen Geschichtsquellen; sie fließen ihm aus Übersetzungen, die noch dazu oft unzuverlässig sind, recht spärlich und trübe zu. — Lesenswert ist auch das Buch von Arthur Drews: „Die Christusmythe“, das nicht den Anspruch auf wissenschaftliche Forschung erhebt. Der Verfasser leugnet ganz die Geschichtlichkeit Jesu und sucht die evangelische Erzählung als eine verschiedenen Mythen nachgebildete Sage darzustellen. In manchem Punkte geht er zweifellos zu weit; die ältere evangelische Erzählung darf nicht von ihrem jüdischen Boden entfernt werden. Mit großer Objektivität und recht gründlich untersucht Johannes Frey im I. Teil seines Buches: „Die Probleme der Leidensgeschichte Jesu“ die Frage des unmöglichen Jesusprozesses vor dem Synedrion, um zum Ergebnis zu gelangen, daß das Johannesevangelium, das diesen Prozeß nicht kennt, sich in diesem Punkte eher der geschichtlichen Wahrheit nähert. Über die ersten Anfänge des Christentums, als es das Judentum noch nicht abgestreift hatte, handelt G. Hoenicke in seinem Buche „Das Judenchristentum im ersten und zweiten Jahrhundert“.

Mehr auf dem Gebiete der archäologischen Forschung, die aber auch religionsgeschichtlich von Bedeutung ist, bewegt sich die Untersuchung Hubert Grimmes: „Das israelitische Pfingstfest und der Plejadenkult“; sie bietet neben waghalsigen Hypothesen manche treffliche Bemerkung über die Entstehung und Entwicklung der altisraelitischen Feste. Mit prähistorischen Problemen des Judentums befassen sich „Zwei Aufsätze zur Religionsgeschichte Vorderasiens“, (1. die Entwicklung der Jahureligion und der Mosessagen in Israel und Juda; 2. die Entwicklung des Gilgameschepos) von H. Schneider. Zu erwähnen wäre

noch: Th. Schäfer, „Über die Bedeutung der symbolischen Kultusformen im Judentum und im Christentum“; ferner P. Torge, „Seelenglaube und Unsterblichkeitshoffnung im Alten Testament“; G. Klein, „Der älteste christliche Katechismus und die jüdische Propaganda-Literatur“. Eine eingehende und in ihrer Klarheit überzeugend wirkende Studie über „Die Anschauungen der Propheten von der Sittlichkeit“ lieferte Max Wiener (Schriften der Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums Bd. I, Heft 3—4). Das Buch gehört zu den besten auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Apologetik des Judentums. Mit einem ähnlichen Thema befaßt sich auch J. Lewkowitz in seiner Schrift: „Judentum und moderne Weltanschauung“. Eine scharfe Kritik an dem orthodoxen Judentum und Vorschläge zu einer positiven Reform bietet die posthume Schrift M. Lazarus': „Die Erneuerung des Judentums“, die beim Erscheinen in der jüdischen Presse lebhaft besprochen wurde. — Eine wissenschaftliche Disziplin, die wohl manche nützliche und wertvolle Vorarbeit aufzuweisen hat, aber noch nicht im Zusammenhang bearbeitet wurde, hat ihren Bearbeiter in K. Kohler gefunden, dessen „Grundriß einer systematischen Theologie des Judentums“ soeben erschienen ist (Schriften, herausgegeben von der Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums). — In das Gebiet der religionsgeschichtlichen Untersuchungen gehört ein populär und anziehend geschriebenes Buch: „Sabbat und Sonntag“ von Hans Meinhold (Sammlung „Wissenschaft und Bildung“). Ferner ist noch zu erwähnen: „Vom Kriegsschauplatze der israelitischen Religionswissenschaft“, eine gemeinverständliche Schilderung auf dem Gebiete der modernen Bibelwissenschaft von S. Jampel.

* *
*

Ein Volk, das unter den noch lebenden Völkern die älteste Geschichte hat, wird naturgemäß, wenn ihm nicht aller geschichtlicher Sinn abhanden gekommen ist, jeder geschichtlichen Untersuchung, die sich mit seiner

Vergangenheit, von der ältesten Zeit bis auf die jüngste, befaßt, großes Interesse entgegenbringen. In der Judenheit ist, was wir freudig konstatieren, zurzeit der geschichtliche Sinn, ich möchte auch sagen, das geschichtliche Bewußtsein rege und lebhaft. Zu einer neuen, auf grund neuer Gesichtspunkte aufzubauenden Gesamtgeschichte der Juden scheint die Zeit noch nicht gekommen zu sein. Aber einzelne Perioden und Epochen in der jüdischen Geschichte und des jüdischen Kulturlebens sind durch neue Studien und Forschungen in ein helleres Licht gesetzt worden, sie sind unserem Verständnis näher gerückt. Allerdings ist gerade dieses Gebiet so sehr verlockend, vorgefaßte Anschauungen und Meinungen als Tatsachen hinzustellen. Sowohl die ältere jüdische Geschichte wie auch die neuere ist so schwer objektiv und ohne jede Voraussetzung zu schreiben; sie so darzustellen, daß nicht aus ihr die eigene Ansicht des Schriftstellers über Juden und Judentum zum Leser spricht.

Die ältere Geschichte, namentlich der hellenistischen Epoche, als das Judentum mit dem Hellenismus in Berührung trat und mit ihm auch bald in einen heftigen Kampf geriet, ist in der letzten Zeit vielfach der Gegenstand der Forschung gewesen. Neue Tatsachen sind weniger hervorgeholt worden, als neue Gesichtspunkte. Und eigentlich sind es auch nicht neue Gesichtspunkte, sondern ein neuer Aufputz zu dem von Tacitus vertretenen, der den Kampf zwischen Judentum und Hellenismus als einen Kampf zwischen Kultur und Barbarei darstellte. Natürlich sind nach diesem tugendstrotzenden alten Historiker die Hellenen durchweg die Kulturträger und die Juden nichts anderes als die Barbaren. Den Zusammenstoß zwischen Juden und Griechlingen, den Graeculi, wie sich Kaiser Augustus wegwerfend auszudrücken pflegte, faßte er so auf, daß sich der edle griechische Kulturträger Antiochus Epiphanes damit vergeblich abgemüht habe, „dieses widerwärtige Volk zu verbessern".

Diese Anschauung des klassischen Antisemitismus hat sich die moderne antijüdische Geschichtsschreibung, das heißt

die Darstellung der älteren jüdischen Geschichte durch neuere christliche Forscher zu eigen gemacht. Schon in Mommsens „Römischer Geschichte“ tritt sie, wenn auch etwas zurückhaltend, häufig auf. Wilamowitz-Möllendorff ist für die „Rettung“ des gräco-syrischen Königs mit großer Entschiedenheit eingetreten. Schließlich hat Willrich dies Gebäude gekrönt mit seiner „epochemachenden“ Schrift „Juden und Griechen“, die durch Wellhausen in der neuesten Auflage seiner „Israelitischen und jüdischen Geschichte“ geradezu kanonisches Ansehen erlangt hat. Neuerdings ist noch die Hypothese Niese's hinzugekommen, die Geschichtlichkeit des ersten Makkabäerbuches, die seit A. Geigers lichtvoller Darstellung feststand, anzuzweifeln und so dieser ganzen Epoche die geschichtliche Grundlage zu entziehen. Die neue Forschung auf diesem Gebiete wird viel zu tun haben, um mit einer Unzahl von halsbrecherischen Hypothesen aufzuräumen. Viel ist auf dem Gebiete der älteren Geschichte im letzten Jahr nicht erschienen. Von J. Benzinger's „Geschichte Israels bis an die griechische Zeit“ (Sammlung Göschen) ist eine zweite verbesserte Auflage erschienen. Ebenfalls in der jetzt beliebten Form der knappen Darstellung ist die Schrift von P. Heinisch: „Griechentum und Judentum im letzten Jahrhundert vor Christus“ gehalten. In holländischer Sprache erschein eine Studie über die israelitischen und jüdischen Könige von H. W. Laman, der eine Präzisierung der Regierungszeit der israelitischen Könige und der zeitgenössischen Könige in Judäa versucht. Mit demselben Thema beschäftigt sich auch Fr. Herzog in seinem Schriftchen „Die Chronologie der beiden Königsbücher“. Die „Geschichte des Alten Testaments“ von A. Rousselle ist in einer autorisierten italienischen Übersetzung erschienen, die wichtige Veränderungen und Zusätze enthält. S. Gelbhaus beleuchtete die Anfänge des zweiten jüdischen Staates in seiner Abhandlung: „Der alte Orient und das Auftreten und Wirken Serubabels“. In englischer Sprache erschien „Die Geschichte der Juden“ von H. H. Milman in zwei starken Bänden zu einen auffallend billigen Preis (je ein Schilling der Band);

es wäre zu wünschen, daß dieses Beispiel von äußerst billiger Belehrungsliteratur auch bei uns Nachahmung fände. Eine kurzgefaßte „Geschichte des Volkes Israel von den Anfängen bis zur Zerstörung Jerusalems durch die Babylonier“ schrieb H. Weinheimer. Im Rahmen einer im besten Sinne des Wortes populären „Geschichte der römischen Kaiser“ hat A. v. Domaszewski auch die politischen Vorgänge Palästinas unter der Römerherrschaft gerecht und unbefangen behandelt. Es ist darin ein großer Fortschritt auch gegen Mommsens Darstellung jener Ereignisse zu erblicken. Von der populären, sehr konservativ gehaltenen „Geschichte des jüdischen Volkes“ in hebräischer Sprache des W. Jawetz liegt bereits der 7. Band vor.

Die Geschichte des jüdischen Volkes nach dem Aufhören seiner staatlichen Selbständigkeit, des Spätjudentums, wie es so schön bei den jüngeren christlichen Gelehrten heißt, wurde in den letzten Jahren durch gute Monographien beleuchtet. Sie liefern Bausteine für eine große jüdische Geschichte auf grund neuer Forschungen, die dereinst noch geschrieben werden wird. A. Büchler, der jetzt in London seine fleißige und gründliche Forschung fortsetzt, hat ein vortreffliches Buch (in englischer Sprache) über die politischen und sozialen Führer in der Gemeinde von Sephoris (wo sich bekanntlich eine Zeitlang der Sitz des Patriarchats befand) im zweiten und dritten Jahrhundert geschrieben. Eine hübsche volkstümliche Darstellung über die Geschichte der Juden in Palästina seit dem Jahre 70 n. Chr. gab G. Hölscher. Von A. J. Wensinck ist eine Monographie über „Mohammed und die Juden in Medina“ (holländisch) erschienen. Eine sehr wertvolle Arbeit bietet das Buch „Recherches sur les Juifs espagnols et portugais à Bordeaux“ von G. Cirot. Es behandelt die sprachlichen Eigentümlichkeiten der Juden in Bordeaux, die geschichtlichen Urkunden der Judengemeinde dieser Stadt im 17. und im 18. Jahrhundert, ihre Wohltätigkeitsanstalten, Friedhöfe, das religiöse Leben im 17. und im 18. Jahrhundert usw. Diese Schrift gehört zu den besten auf diesem Gebiete.

Das selten gewordene Schriftchen „Über die ersten Niederlassungen der Juden in Mittelfranken“ von E. M. Fuchs hat Louis Lamm in anastatischem Neudruck herausgegeben. Der 11. Band von Grätz' „Geschichte der Juden“ ist gleichzeitig in hebräischer und in russischer Übersetzung erschienen. Der 5. Band dieses großen Geschichtswerkes, der bekanntlich die geonäische Epoche behandelt, ist jetzt durch S. Eppenstein neu erschienen. Auf wissenschaftlicher Grundlage beruht das Buch „Die Juden und das englische Gesetz“ von H. Henriques (englisch).

Der neueren Geschichte der Juden gehört an die „Sammlung der Gesetze, Verordnungen, Verfügungen und Erlasse betreffend die Kirchenverfassung und die religiösen Einrichtungen in Württemberg“ von Alfred Gunzenhauser. Von den „Dokumenten zur Geschichte der Juden in Hannover“, welche M. Zuckermann veröffentlicht, ist vorläufig nur das 1. Heft erschienen. Von dem großangelegten bedeutungsvollen Sammelwerk: „Quellen und Forschungen zur Geschichte der Juden in Deutsch-Österreich“, das von der historischen Kommission der israelitischen Kultusgemeinde in Wien herausgegeben wird, liegt bereits der 2. Band vor. Er enthält eine Darstellung des Wiener Ghetto, seiner Häuser und seiner Einwohner von Ign. Schwarz (mit zwei Plänen und sieben Textabbildungen). Die Geschichte der Juden in Preußen erhält eine Ergänzung durch die Veröffentlichung H. Vogelsteins: „Zur Vorgeschichte des Gesetzes über die Verhältnisse der Juden vom 23. Juli 1847“, aus den Akten der Synagogengemeinde zu Königsberg. Eine größere dankenswerte Arbeit: „Geschichte der Badener Juden seit der Regierung Karl Friedrichs“ (1738—1909) lieferte Adolf Lewin, die erste und recht gelungene zusammenhängende Geschichte der Juden in Baden seit dem ersten Großherzog, unter dem dieser deutsche Staat von seinen winzigen Anfängen zu der gegenwärtigen Bedeutung herangewachsen ist. Von Interesse ist auch die Monographie „Studien zur Geschichte der Juden in Belgien bis zum XVIII. Jahrhundert“ von S. Ullmann. Anläßlich der Einweihung einer neuen

Synagoge in Memmingen hat Julius Miedel eine Monographie „Die Juden in Memmingen" publiziert.

Der jüngsten Geschichte der Juden gehören die gesammelten „Zionistischen Schriften" von Max Nordau an. Mit einem sehr traurigen Kapitel aus der Geschichte der Gegenwart befaßt sich eine Schrift des Grafen Iwan Tolstoi: „Der Antisemitismus in Rußland", die in einer guten Uebersetzung von A. Silberstein vorliegt.

Von Martin Philippsons „Neuester Geschichte des jüdischen Volkes", der ersten umfassenden Geschichte der Juden im neunzehnten Jahrhundert, ist jetzt der zweite Band erschienen. Er umfaßt in klarer und objektiver Darstellung die Geschichte der Juden in den mittel- und westeuropäischen Staaten und im Orient (1830—1908). — Bei dieser Gelegenheit möchte ich noch die geschichtlichen Monographien von M. Balaban in Lemberg zur Geschichte der Juden in Polen, namentlich in Galizien, erwähnen; sie bieten wertvolles kulturgeschichtliches Material aus der Zeit des politischen und moralischen Niedergangs der polnischen Republik. Es ist sehr zu bedauern, daß Balaban polnisch schreibt, so daß seine Arbeiten von westeuropäischen Geschichtsforschern nicht gehörig benutzt werden können. — In hebräischer Sprache sind erschienen: „Jamim mi-kedem", ein Versuch, die widerspruchsvolle Chronologie der israelitisch-jüdischen Königsgeschichte in der Bibel zu ordnen, von Ch. Hirschensohn, jedenfalls eine beachtenswerte Arbeit; eine kleine Monographie zur Geschichte der Juden in Polen von F. H. Wetstein, der dieses Gebiet sehr gut beherrscht. — Der jüdischen Geschichte verwandt sind die geographischen Forschungen über Palästina, die namentlich deutsche und englische christliche Gelehrte hingebungsvoll betreiben. Von größeren Arbeiten, abgesehen von zahlreichen Aufsätzen und Abhandlungen in verschiedenen Zeitschriften, erwähne ich L. B. Patons „Jerusalem in Bible Times" und C. R. Conders „The city of Jerusalem"; das zuletzt genannte Werk ist eine ausführliche Beschreibung der heiligen Stadt. In gemeinverständlicher Form bietet P. Thomson eine Abhandlung über „Palästina und seine Kultur in fünf Jahrtausenden",

nach den neuesten Ausgrabungen und Forschungen dargestellt, mit 36 Abbildungen. Eine vorzügliche Arbeit ist die Schrift von S. Klein: „Beiträge zur Geographie und Geschichte Galiläas." — Das neue Palästina schildert J. H. Kann in seinem Buche: „Erez Israel, das jüdische Land" (mit Abbildungen und 4 Tafeln). Mit der letzten Schrift verwandt ist eine ähnliche von J. Gerstmann „Kultur und Bildungsfortschritte unter den Juden Palästinas." Ferner ist noch zu erwähnen: „Palästinas Erdgeruch in der israelitischen Religion" von H. Greßmann.

Auch die Biographik ist im letzten Jahre nicht leer ausgegangen. In erster Reihe ist zu erwähnen die deutsche Übersetzung des vortrefflichen und grundlegenden Buches des Holländers Meinsma: „Spinoza und sein Kreis" (deutsch von Lina Schneider). Dieses Buch hat seiner Zeit mit Legenden, die sich um Spinoza gebildet haben, gründlich aufgeräumt. Es enthält außerdem historisch-kritische Studien über die holländischen Freigeister jener Zeit, so daß uns Spinozas Auftreten und weltgeschichtliches Wirken dadurch verständlich werden. Das bekannte Buch Freudenthals über Spinozas Leben fußt auf den Studien Meinsmas. Die deutsche Übersetzung dieses Werkes, der eine Abhandlung Constantin Brunners: „Spinoza gegen Kant und die Sache der geistigen Freiheit" vorangeht, ist eine sehr gelungene und wird zweifellos von gebildeten Juden und Christen gut aufgenommen werden. Das Buch enthält auch die Reproduktion zweier kolorierter Bildnisse des Philosophen: 1. Spinoza im Jahre 1660, nach dem Ölgemälde, das sich im Besitz des Generalkonsuls Franz Philippson in Brüssel befindet; 2. Spinoza im Jahre 1665, nach dem Ölgemälde, das im Besitze der herzoglichen Bibliothek in Wolfenbüttel ist.

Alfred Klaar hat das Leben und das merkwürdige Schicksal des bekannten Vorläufers Spinozas in einer schönen biographischen Monographie behandelt: „Uriel Acosta", Leben und Bekenntnis eines Freidenkers vor 300 Jahren. Die von Acosta vor seinem Tode geschriebene Selbstbiographie ist hier aufs neue deutsch

übersetzt. Im übrigen ist die Vita in diesem Jahre auch in Temesvar in Südungarn erschienen. — Ein um die Wissenschaft des Judentums verdienter Mann, der nicht nach Gebühr gewürdigt worden ist, Lelio della Torre, ein Kollege des unvergeßlichen S. D. Luzzetto am Collegio Rabbinico, hat endlich seinen Biographen gefunden. Die Söhne des vielseitigen Gelehrten haben 37 Jahre nach seinem Tode dessen gesammelte Schriften, Abhandlungen in italienischer, französischer, deutscher und hebräischer Sprache und hübsche hebräische Gedichte und Epitaphien, zwei stattliche Bände in selten schöner Ausstattung, herausgegeben. Dem ersten Bande geht eine „biographische Studie" über L. della Torre von seinem Sohn Michael voran, bescheiden und pietätvoll geschrieben. Der bekannte Gelehrte G. Deutsch in Cincinnati lieferte eine Biographie des gefeierten deutschen Rabbiners des 15. Jahrhunderts Israel aus Brünn (de Bruna) Zu dieser Gattung von Literatur mag noch zugerechnet werden O. Webers Schrift: „Eduard Glasers Forschungsreisen in Südarabien".

In hebräischer Sprache ist erschienen: „Aus dem schriftlichen Nachlaß der Brüder Jolles aus Lemberg", von A. Berliner herausgegeben; die Briefe an und von M. Jost enthalten viele sehr interessante biographische und kulturgeschichtliche Notizen. Außerdem sind in dieser Schrift auch Briefe hervorragender Rabbiner aus dem Ende des 18. Jahrhunderts, den Streit um die pseudoepigraphischen Responsen des Ascheri betreffend, enthalten. Die Publikation verdient große Aufmerksamkeit seitens der Literarhistoriker. Ferner sind zu erwähnen eine Biographie Jonathan Eibeschütz' von L. Grünwald; Gutachten des Rabbiners Isak Mose Perls (1784—1854) mit seiner Biographie, die sein Enkel Armin Perls geschrieben hat.

* *
*

Wenden wir uns jetzt dem talmudischen und rabbinischen Schrifttum zu. In früheren Jahrhunderten hat man dieses Schrifttum, mit Ausschluß der etwas

vernachlässigten Agada, mit großem, vielleicht sogar mit allzugroßem Eifer gepflegt. Der Talmud galt als ein Meer, in dem nur Kundige mit Sicherheit schwimmen konnten. Jeder begabte Jude versuchte seinen Scharfsinn und sein Können an diesem Thema; man wollte stets etwas „Neues" sagen. Dies hat am meisten dazu beigetragen, das talmudische Studium in ein Chaos zu verwandeln, in dem so schwer Ordnung zu schaffen war. Die Wissenschaft des Judentums hat sich natürlich auch mit diesem spröden Stoff befaßt, und fast unzählige größere und kleinere Schriften sind der methodischen Behandlung der talmudischen Literatur gewidmet. Die Arbeit ist noch lange nicht vollständig, und wie es in der talmudischen Ausdrucksweise heißt: „Auch mir haben die Vorfahren Gelegenheit gelassen, an der Ruhm zu erwerben wäre". Man darf das natürlich nicht im buchstäblichen Sinn des Wortes auffassen; denn dieser Zweig der Wissenschaft des Judentums findet noch immer nicht die gebührende Beachtung und noch weniger die richtige Anerkennung.

Vorerst möchte ich das Unternehmen des Herrn N. Pereferkowitsch in Petersburg erwähnen: einen nach Handschriften und Erstdrucken herzustellenden korrekten Text des babylonischen Talmud herauszugeben. Diese Ausgabe soll auch handlich sein, worauf man früher so wenig Wert gelegt hat. In ältere Zeiten war eine Talmudausgabe umsobesser, je größer das Format war und je mehr Kommentare und Scholien sie aufzuweisen hatte. Pereferkowitsch hat für seine neue Ausgabe den gesamten wissenschaftlichen Apparat aufgeboten; in der Feststellung der Seitenzahl weicht es von der üblichen ab, aber es ist dafür ausreichend gesorgt, daß das Nachschlagen von Zitaten nach der alten Paginierung leicht sei. Auf Einzelheiten dieser modernen Talmudausgabe, wenn ich mich zu ausdrücken darf, kann hier nicht eingegangen werden. Jedenfalls wird man diesem Unternehmen, von dem nur ein Anfang (Heft 1) vorliegt, gedeihlichen Fortgang wünschen. — Als ein „großes" Unternehmen, für das die hauptstädtische Tagespresse in

rührender Unkenntnis eine ungewöhnliche Reklame machte, kündigte sich an J. Fromers „Der babylonische Talmud zur Herstellung der Realkonkordanz vokalisiert, übersetzt und signiert", von dem der erste Teil, „Einleitung: Der Organismus des Judentums", erschienen ist. Die ganze Wertlosigkeit und Unzuverlässigkeit dieses Unternehmens, die Unzulänglichkeit der angewandten Methode und das durchaus Verfehlte in der Arbeit Fromers hat L. Goldschmidt mit lobenswertem Fleiß und mit Sachkenntnis in seiner Schrift: „Eine talmudische Realkonkordanz" unwiderleglich nachgewiesen. Fromers Werk ist wissenschaftlich abgetan. — L. Goldschmidts große Arbeit, seine Ausgabe des Talmuds mit deutscher Übersetzung, schreitet rüstig vorwärts. Im letzten Jahre ist der Traktat Menachot beendet und der Traktat Chollin ganz fertiggestellt worden. Vom ganzen Talmud sind bereits mehr als zwei Drittel erledigt. — Von L. A. Rosenthal ist eine kleine Schrift „Die Mischna, Aufbau und Quellenscheidung" erschienen.

Von anderen Arbeiten über den Talmud und die mit ihm verwandte Literatur möchte ich hervorheben: V. Aptowitzers „Das Schriftwort in der rabbinischen Literatur" Heft I und II (Sitzungsbericht der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien, philosophisch-historische Klasse). A. Schwarz in Wien setzt seine gründlichen Forschungen über die Methodologie des Talmud fort. Den früheren Publikationen auf diesem Gebiet, die den Beifall der Fachkenner gefunden haben, fügte er nunmehr eine weitere wertvolle Studie hinzu: „Die hermeneutische Induktion in der talmudischen Literatur". In hebräischer Sprache veröffentlichte Ch. Czernowitz in Odessa eine sehr gediegene Untersuchung über die Strafe wegen Vergehen und Verbrechen gegen das Eigentum im biblischen und talmudischen Recht. A. Stern schrieb über: „Die Medizin im Talmud". Eine neue talmudische Materie behandelt G. Nobel in seinem Schriftchen: „Zur Geschichte der Zahnheilkunde im Talmud". Tatsächlich hat sich die medizinische Wissenschaft im Talmud in sehr früher Zeit mit diesem Zweige der Heilkunde befaßt.

Von H. Strack's Ausgabe des Mischna-Traktats über „Götzendienst" (Aboda-zara) mit deutscher Uebersetzung ist eine zweite, neubearbeitete Auflage erschienen. Die Ausgabe der Mischna in vokalisiertem Text mit deutscher Uebersetzung und Erklärung von E. Baneth u. A. wird fortgesetzt. B. Ratner setzt seine verdienstvolle Publikation „Varianten und Ergänzungen des Textes des jerusalemitischen Talmuds nach alten Quellen und handschriftlichen Fragmenten ediert, mit kritischen Noten und Erläuterungen versehen" fort. Im Berichtsjahr ist der Traktat „Pesachim" erschienen.

Es ist eine sehr erfreuliche Erscheinung, daß die Agada, die ich als die Seele des nachbiblischen Judentums bezeichnen möchte, welche den ethischen Gehalt (in volkstümlicher Form) und die poetische Schönheit des biblischen Schrifttums in sich vereinigt hat, in unserer Zeit große Beachtung findet. Das Interesse, das ihr zugewendet wird, zeigt sich in verschiedenen Arbeiten, in philologischen Forschungen und in popularisierenden Schriften. Ich möchte vor allem auf eine Publikation aufmerksam machen, die bei uns kaum bekannt sein dürfte, aber zum Verständnis der Agada sehr nützlich ist. Ch. J. Rawnitzki gibt in Verbindung mit dem rühmlichst bekannten hebräischen Dichter Ch. N. Bialik eine Sammlung der schönsten agadischen Aussprüche, die in beiden Talmuden und in den Midraschwerken zerstreut sind, nach Materien geordnet und zusammengestellt heraus. Von diesem Agadawerk, das auch selten schön ausgestattet ist, sind bis jetzt bereits drei Bände erschienen. Die Hand des feinfühligen Dichters Bialik zeigt sich sehr wohltätig in der Anlage der Sammlung und in der stilistischen Bearbeitung. Man hat den Eindruck, als ob die alten, in ihrer volkstümlichen Weise dichtenden Agadisten selbst die Ordnung ihrer herrlichen Schöpfungen in die Hand genommen hätten. Allen Freunden der Agada, die sie in der Originalsprache lesen können, sei dies Werk warm empfohlen.

Von sonstigen Publikationen auf diesem Gebiete sind in erster Reihe die Arbeiten von Theodor (die

Fortsetzung seiner mit wissenschaftlicher Akribie veranstalteten Ausgabe der „Genesis rabba") und D. Hoffmann (die Fortsetzung des tannaitischen Midrasch zum Deuteronomium) zu erwähnen. A. W. Greenup hat den agadischen Kommentar „Lekach Tob" des Tobia b. Eliëser zum Hohenlied und den „Jalkut" zum Buche Zacharia nach Handschriften veröffentlicht. Eine sehr willkommene Gabe ist die Schrift „Aus den Tagen von Mordechai und Esther", die Purimgeschichte nach Midraschquellen erzählt, von N. Adler. Von Winter und Wünsche, einer in unserer Literatur sehr gut akkreditierten Firma, ist erschienen: „Mechilta, ein talmudischer Midrasch zu Exodus", zum ersten Mal ins Deutsche übersetzt und erläutert, mit Beiträgen von Ludwig Blau. Die Uebersetzung kleinerer Midraschim („Aus Israels Lehrhallen"), die von August Wünsche seit Jahren besorgt und herausgegeben wird, wurde auch in dem Berichtsjahr fortgesetzt. —

Von der alten Agada-Literatur führt leicht der Weg zu der modernen Predigt, wie Zunz in seinen „Gottesdienstlichen Vorträgen" unwiderleglich nachgewiesen hat. Allerdings ist ja die wichtigste Forderung an gedruckte Predigten, daß sie inhaltlich einen bleibenden Wert aufweisen; daß sie sich nämlich durch Gedanken und Form über das gewöhnliche Niveau der gehaltenen Predigten hervorheben. Von derartigen Erscheinungen im Berichtsjahr möchte ich besonders erwähnen: S. Maybaum's gesammelte Predigten in fünf Teilen zu den Sabbaten und den jüdischen Festen; sie zeichnen sich durch ihren gediegenen Inhalt und ihre vollendete Form aus. M. Levin veröffentlichte anläßlich seines Amtsjubiläums einen Band Festreden unter dem Titel „Harfe und Posaune", die poetisch gehalten sind. Von Josef Eschelbacher ist eine gehaltvolle, gedankenreiche Predigt: „Unsere Thora" erschienen. Sammlungen von Predigten veröffentlichten noch A. Lewin, S. Carlebach, J. Mieses, Taglicht u. A.

Auch die Erforschung der nachtalmudischen Kulturepoche ist im letzten Jahre nicht ohne positive

Ergebnisse geblieben. Immer mehr wird das Dunkel, das bisher die geonäische Zeit eingehüllt hat, gelichtet; eine Lücke in der jüdischen Geschichte wird allmählich ausgefüllt. Sehr verdienstvoll sind auf diesem Gebiete die Bemühungen S. Posnanskis in Warschau, der die karäische Epoche, die Zeit, in der innerhalb des Judentums eine große Bewegung vor sich ging, vorzüglich beherrscht. Mag es zu bedauern sein, daß er uns noch immer nicht eine zusammenhängende Geschichte jener Zeit gegeben hat, so sind jedenfalls seine monographischen Arbeiten zu verzeichnen. Er schrieb in hebräischer Sprache eine gründliche Abhandlung über den eigenartigen rationalistischen Bibelausleger Chiwi aus Balch, dessen Kühnheit seiner Zeit Saadja Gaon und Abraham ibn Esra heftig bekämpft haben; ferner eine Studie über die „Kairuvaner" und eine „Studie zur geonäischen Epoche" (I. Heft). Man hatte früher angenommen, und sogar S. L. Rapaport vertrat diese Ansicht, daß die babylonischen Lehrer den palästinischen Talmud fast garnicht gekannt und noch weniger benutzt hätten. J. H. Weiß ist dieser Meinung entgegen getreten, und jetzt ist das Gegenteil unwiderleglich festgestellt. Posnanski gibt in dieser gründlichen Studie auf 25 Seiten Zitate des palästinischen Talmuds in geonäischen Werken verschiedener Art an. Außerdem erschien von ihm in englischer Sprache eine Abhandlung über die karaitischen literarischen Gegner des Gaon Saadja. Ferner ist auf diesem Gebiete zu verzeichnen, eine Abhandlung in hebräischer Sprache von J. Markon; „Texte und Untersuchungen auf dem Gebiete des karäischen Ehegesetzes", nach handschriftlichen Quellen. Von den bibelexegetischen Leistungen jener Epoche, handelt der arabische Kommentar zum Buche Jeremia des Jehuda ibn Bal'am, den J. Israelsohn veröffentlicht hat. — Kritische Ausgaben der „Scheïltot" des Gaon Achaï unternahmen B. Kaplan und A. Kaminka.

Ein sehr wichtiger Punkt im religiösen Leben ist unsere Liturgie, deren Erforschung sich die ersten Begründer der Wissenschaft des Judentums: Rapaport, Zunz und Luzzatto, mit so großem Eifer hingegeben haben. Sie

hat jetzt einen ebenbürtigen Mitarbeiter in A. Berliner gefunden. Der in beneidenswerter geistiger Frische unabläßig arbeitende Forscher hat eine sehr bedeutsame Schrift publiziert: „Randbemerkungen zum täglichen Gebetbuch (Siddur)“, eine Arbeit, die sich würdig an Zunz' klassisches Buch „Die Ritus der synagogalen Poesie“ reiht. Beachtung verdient auch die Publikation desselben Gelehrten „Abhandlung über den Siddur des Schabtai ha-Sofer aus Przemysl“, auf grund der einzigen Handschrift der Bibliothek des Bet ha-Midrasch in London herausgegeben; namentlich die deutsche Einleitung bietet viel kulturhistorisches Material. Noch zu erwähnen ist eine hebräische Abhandlung über den Machsor nach dem Ritus Kaffa von J. Markon.

Auch die jüdische Religionsphilosophie des Mittelalters ist nicht leer ausgegangen. Das klassische Werk des unvergeßlichen David Cassel, seine korrekte Ausgabe des „Kusari“ Jehuda ha-Levis mit einer deutschen Übersetzung, einem gediegenen Kommentar und einer Einleitung, ist im Laufe der Zeit, trotzdem es bereits zwei Auflagen erlebt hatte, äußerst selten geworden. Daß nach ihm große Nachfrage vorhanden war, wird man natürlich als sehr erfreulich bezeichnen. Louis Lamm hat nunmehr dieses Buch im anastatischen Neudruck herausgegeben. Über Jehuda ha-Levis Philosophie hat D. Neumark in englischer Sprache geschrieben. Nach einer Handschrift des Britischen Museums hat Jakob Lipschütz zum ersten Mal Nachmanides' „Buch über die Erlösung“ („Sefer ha-geula“) herausgegeben. S. Horowitz setzt seine gelehrten Forschungen über die Entwickelung der jüdischen Religionsphilosophie erfolgreich fort; im Berichtsjahr erschien von ihm eine neue gediegene Arbeit: „Über den Einfluß der griechischen Philosophie auf die Entwickelung des Kalam“. Welche Bedeutung der „Kalam“ in der vormaimonidischen jüdischen Religionsphilosophie hatte, ist bekannt. Aus dem literarischen Nachlaß von Jean de Pauly gab Emile Lafuma-Giraud eine vollständige französische Übersetzung des „Sohar“ heraus. Es ist dies zum ernsten

Mal, daß dieses wundersame und eigenartige Buch, in welchem große Gedanken mit Banalitäten und groben Anthropomorphismen durcheinander geworfen sind, in einer modernen Sprache wiedergegeben wird. Eine ausführliche Besprechung dieses auch seinem äußeren Umfange nach großen Werkes würde den Rahmen dieser Revue verlassen.

Wir sind unversehens auf das Gebiet der jüdischen Literaturgeschichte geraten. Da haben wir vorerst das große grundlegende Buch des in diesem Jahre uns so früh und jäh entrissenen Gustav Karpeles zu erwähnen: seine „Geschichte der jüdischen Literatur", die wenige Monate vor seinem Tode in zweiter, gänzlich umgearbeiteter Auflage erschienen ist. Es war dies seine erste größere Arbeit auf dem Gebiete der Wissenschaft des Judentums, und sie hat ihn gleichsam bis zu seinem Tode beschäftigt. Es liegt darin, daß wir dies unentbehrlich gewordene Buch in unseren diesjährigen literarischen Bericht aufnehmen, eine eigenartige Wendung des Schicksals. Denn niemals hätte dieser bescheidene und jedes Hervortreten seiner Person scheuende Gelehrte gestattet, daß in dem von ihm begründeten und zwölf Jahre hindurch hingebungsvoll redigierten „Jahrbuch für jüdische Geschichte und Literatur" seiner Arbeit auch nur mit einem Worte erwähnt würde. Über das Buch selbst hier ausführlich zu schreiben ist wohl nicht angängig; seine Bedeutung ist allerseits vollauf anerkannt worden. Den Verfasser der diesjährigen literarischen Revue berührt es schmerzlich, daß er nun an Stelle des Verewigten, dessen Bericht stets so beifällig aufgenommen wurde, über die neuesten Erscheinungen des Jahres den Lesern des Jahrbuches zu berichten hat.

Für Schulzwecke hat A. Biach veröffentlicht „Proben zur jüdischen Literatur" als Ergänzung zu dem „Lehrbuch der jüdischen Geschichte und Literatur" von M. Kayserling. In französischer Sprache schrieb E. Vassel über die volkstümliche Literatur der Juden in Tunis, von welchem Werke jetzt das vierte (und letzte)

Heft erschienen ist. Derselbe Verfasser gab auch eine jüdisch-tunesische Satire über die Juden von Djerba aus einer Handschrift heraus. Ein sehr verdienstvolles Unternehmen ist die Ausgabe einer guten Übersetzung der Schrift Philos, die von dem bekannten Philologen Leopold Cohn in Breslau in Verbindung mit anderen tüchtigen Kennern der jüdisch-hellenischen Literatur hergestellt wird; der erste Band dieser Übersetzung ist bereits erschienen und dürfte eine gute Aufnahme gefunden haben.

Eine sehr interessante und beachtenswerte Arbeit von geschichtlichem und literargeschichtlichem Wert haben wir in dem Werke „Geschichte der Salome von Cato bis Oskar Wilde“ von Reimarus Secundus (pseudonym), in drei Teilen. Es wird da gezeigt, wie die von den Evangelisten Matthäus und Markus zuerst in die Geschichte eingeführte Anekdote bezüglich des Anteils der Salome an der Hinrichtung Johannes des Täufers im Laufe der Zeit verschiedenartig dramatisch behandelt wurde.

* * *

Die Erforschung der hebräischen Sprache nach ihrer etymologischen und grammatikalischen Seite haben sich die Juden in den früheren Jahrhunderten sehr angelegen sein lassen; insbesondere war die Epoche der spanisch-maurischen Renaissance auf diesem Gebiete sehr glücklich. Später wurde allerdings das Studium der hebräischen Sprache bei den Juden stark vernachlässigt, wogegen sich ihrer seit Reuchlin christliche Gelehrte annahmen. In seiner Geschichte der hebräischen Sprache gibt Gesenius der Meinung Ausdruck, daß Elia Levita der letzte jüdische Forscher der hebräischen Sprache gewesen sei; nach ihm sei diese Wissenschaft in die Hände christlicher Gelehrte übergegangen. Das neunzehnte Jahrhundert hat auch nach dieser Richtung Wandel geschafft, und als einer der besten Kenner des Hebräischen, der diese Sprache auch syntaktisch gründlich erforscht hat,

können wir zweifellos S. D. Luzzatto bezeichnen. Trotzdem muß doch zugegeben werden, daß die Zahl jüdischer Gelehrte, die in diesem Fache Bleibendes geschafft haben, verhältnismäßig klein ist. Die Erklärung ist in dem Umstande zu suchen, daß Juden in Deutschland und auch in manchen anderen Staaten seltener zu einer Universitätsprofessur zugelassen werden; das Studium der hebräischen Sprache kann sehr schwer im Nebenberuf gefördert werden. Das Verdienst derjenigen jüdischen Gelehrten, die trotz dieser Schwierigkeiten das Studium der hebräischen Sprache gepflegt haben, ist daher um so mehr anzuerkennen. Im letzten Jahre ist manche gediegene Schrift auf diesem Gebiete erschienen. Ein frommer Wunsch bleibt er freilich vorläufig, daß man die Entwickelung der hebräischen Sprache in ihren Wortbildern mehr Beachtung schenke. In Talmud und Midrasch liegt reichliches Sprachgut vor und auch gemünztes Gold der Sprache; unter der zuletzt erwähnten Bezeichnung verstehe ich die Anwendung des Wortes in der üblichen Redewendung. Seit Luzzatto ist man zu wenig in die tiefen Schachten der hebräischen Sprache gedrungen, aus denen noch so viel zu holen wäre. Jedenfalls aber ist es erfreulich, daß das Interesse für die wissenschaftliche Erforschung der hebräischen Sprache in der letzten Zeit zugenommen hat.

Von größeren Arbeiten auf diesem Gebiete ist zu erwähnen: „Uebungsbuch zu der hebräischen Schulgrammatik für Gymnasien“ von J. P. Baltzer. Von J. Pizzi's „Elementa grammaticae hebraicae“ ist die 5. Auflage erschienen; von C. Steuernagel's hebräischer Grammatik (in der Sammlung „Porta linguarum orientalium“) liegt die 4. Auflage vor. In englischer Sprache erschien eine beachtenswerte Studie über das Verhältnis des Mischna-Hebräisch zu dem biblischen Hebräisch in seiner grammatikalischen Entwickelung von M. H. Segal. Mit diesen Arbeiten verwandt ist die Studie Im. Löw's: „Aramäische Schlangennamen“, eine Schrift, die wie alle anderen gründlichen Arbeiten dieses auf dem Gebiete der aramäischen Sprachforschung so verdienstvollen Gelehrten

auch der Kenntnis des Hebräischen nützlich ist. Von hebräischen lexikalischen Arbeiten ist in erster Reihe das Erscheinen des ersten Bandes des groß angelegten Wörterbuches („Millon") des E. Ben-Jehuda in Jerusalem zu erwähnen; ferner das hebräisch-englische Wörterbuch für das Alte Testament von K. Feyerabend. A. Ch. Rosenberg gibt in hebräischer Sprache ein etymologisches Lexikon der nomina heraus; die Arbeit ist bis zum Buchstaben „teth" gediehen. Als Kuriosum darf vielleicht noch erwähnt werden, daß mehrere biblische Bücher in die Esperanto-Sprache übersetzt wurden. In die Streitfrage des hebräischen Rhythmus, die seit Jahren von Fachmännern mit so großer Lebhaftigkeit erörtert wird, griff J. D. Rothstein mit seinem Buch „Grundzüge des hebräischen Rhythmus und seiner Formbildung" ein, durch welches dieses Problem in seinen wichtigsten Punkten einen befriedigenden Abschluß nahe zu bringen versucht wird.

* *
*

Schwerer ist in einem kurzen literarischen Jahresbericht über Sammelwerke zu sprechen, die ihrer Natur nach verschiedene literarische Zweige umfassen. Es sind jetzt zwei Enzyklopädien im Entstehen begriffen. Eine hebräische („Ozar Israel") erscheint in New-York unter der Redaktion von Eisenstein und ist bereits bis zum 3. Band einschließlich gediehen. Leider ist sie sehr dilettantenhaft und wissenschaftlich unbrauchbar. Dann geben Dr. L. Katzenelson und Baron David Günzburg in Petersburg die „Jewrejskaja Encyklopedia" in russischer Sprache heraus, von der bereits vier Bände vorliegen. In dem zuletzt erschienenen Bande hat sich diese vorzügliche Enzyklopädie gänzlich von der englischen emanzipiert und bietet über alle wichtigen Dinge der Juden und des Judentums gründliche selbständige Arbeiten, von denen es zu wünschen wäre, daß sie auch außerhalb des russischkundigen Lesepublikums bekannt würden. Ein großer Vorzug dieses Werkes besteht auch darin, daß es

wohl in allen seinen Teilen streng wissenschaftlich gehalten ist, aber sich von gewagten Hypothesen fernhält. Es ist überall die sachliche und informierende Darstellung durchgeführt. — Von Jahrbüchern verdient in erster Reihe Erwähnung das „Jahrbuch der jüdisch-literarischen Gesellschaft“ in Frankfurt, von dem der 6. Jahrgang vorliegt. Es ist ein wertvolles Sammelbuch für gründliche Forschungen auf allen Gebieten der Wissenschaft des Judentums mit Ausnahme der Bibelkritik, von der es sich grundsätzlich fernhält. Trotz seiner konservativen Grundlage bedeutet es zweifellos eine Bereicherung der wissenschaftlichen Forschung. Auch das hebräische Jahrbuch „Haëschkol“, von dem ebenfalls der 6. Jahrgang vorliegt, enthält manche sehr beachtenswerte Arbeit. Von der in Palästina erscheinenden Quartalsschrift „Haomer“ sind vier Hefte erschienen. Andere hebräische Jahrbücher haben leider ihr Erscheinen eingestellt; am meisten ist dies vom „Luach Achiasaf“ zu bedauern, der nach Vollendung seines zwölften Lebensjahres von der Revolution in Rußland hinweggerafft worden ist. Dieses Jahrbuch hat so viel für die geistige Hebung der Juden im Osten getan.

* *
*

Für den diesjährigen Bericht unseres Jahrbuches wollte ich ein Gesamtbild der Neuerscheinungen in hebräischer Sprache geben. Aber leider ist in den letzten Jahren in dieser Literatur ein völliger Stillstand eingetreten, und von dem wenigen, das in diesem Jahre erschienen ist, kann noch weniger berichtet werden. Einiges habe ich, so viel es mir zu Gesicht gekommen ist, oben in den verschiedenen Rubriken der neuen Erscheinungen vermerkt. Sehr tröstend ist es jedoch, daß gerade in der Zeit des Niederganges die Gedichte Ch. N. Bialiks in einem stattlichen Band und in schöner äußerer Ausstattung erschienen sind. Ch. N. Bialik hat in der hebräischen Poesie das Schönste und Vollendetste geschaffen. Seiner Lyrik, die so schön und so reich an Gedanken ist, gebührt ein Platz in der Weltliteratur. Seit

der Zeit der großen hebräischen Dichter, seit Ibn-Gabirol und Jehuda ha-Levi, hat die hebräische Sprache nicht solche herrlichen Schöpfungen gezeitigt. Bialiks Lyrik ist uralt, sie knüpft an die Sprache und an die innigen Laute der Psalmen an, und dabei auch so modern; ich möchte beinahe sagen so aktuell. Der Natur hat er ihre geheimnisvolle Sprache abgelauscht und er gibt sie in so herrlichen, so herzerquickenden Versen wieder. Seine nationalen Lieder gehören zu den besten dieser Gattung. Die Klagen über die traurigen Ereignisse in der Judenheit, die der Dichter miterlebt, über die blutigen Verfolgungen, die er mit eigenen Augen geschaut hat, reihen sich würdig an die Trauerklagen der Psalmisten über ähnliche Ereignisse. Die „Feuerrolle", die „Metzelei", die „Stadt der Morde" ergreifen nicht minder als die biblischen „Klagelieder". Und dies alles in einer Sprache, die seit Jahrtausenden als „tot" gilt!

Von den Erscheinungen der hebräischen Belletristik im letzten Jahre sind besonders hervorzuheben Erzählungen des feinfühligen philosophischen Dichters M. J. Berdyczewski: „Aus der jüngsten Vergangenheit", die sich wie alle dichterischen Schöpfungen dieses eigenartigen Schriftstellers durch Zartheit und Feinheit der Empfindung auszeichnen. Von dem genialen Volksschriftsteller und Volksdichter S. J. Abramowitsch (bekannt unter dem Namen „Mendele Mojcher Seforim"), der länger als ein halbes Jahrhundert für Volksbelehrung und Volkserziehung unter den russischen Juden hingebungsvoll tätig ist, werden jetzt die zerstreuten hebräischen Erzählungen gesammelt herausgegeben. Wenige sind wie Abramowitsch dichterisch in die Volksseele gedrungen; seine Erzählungen sind sprachlich und inhaltlich Perlen der hebräischen Literatur. Von dem ungewöhnlich begabten stürmischen jungen Dichter J. Ch. Brenner ist ebenfalls ein Band Erzählungen erschienen — gedruckt in Jerusalem anno mundi 5670. Ein sehr erfreuliches Zeichen der Zeit. Außerdem möchte ich noch erwähnen ein Bändchen hübscher und wohlklingender Gedichte „Zohorajim" von A. Kaminka, die sich zumeist durch einen melodiösen Rhythmus auszeichnen. Von den periodischen Schriften in hebräischer Sprache sind vorzüglich zu nennen die gediegene Monatsschrift

„Haschiloah“, von der jetzt in Odessa der XXI. Band erscheint, das vornehm gehaltene Wochenblatt „Haolam“ in Wilna, „Hapoël ha-zair“ in Jaffa; die Tageblätter „Hed-Haseman“ in Wilna und „Hazewi“ in Jerusalem usw.

* *
*

Von der unterhaltenden Literatur möchte ich noch Einiges erwähnen, soweit es mir bekannt geworden ist. Das flott geschriebene unterhaltende und gleichzeitig auch belehrende Buch „Von Ghetto zu Ghetto“, das der bekannte jüdische Weltreisende E. Adler englisch geschrieben hat, ist jetzt eine deutsche Übersetzung erschienen. Mit diesem schönen Buch verwandt ist eine hübsche Schilderung „Aus dem Leben der Karäer in Halicz“ (einem Städtchen in Galizien) von Ruben Fahn (hebräisch). Rein belletristisch ist ein Roman „Großstadtjuden“ von A. Dessauer. An Stelle der früher so beliebt gewesenen Ghettodichtung tritt jetzt die dichterische Behandlung des jüdischen Wesens in den großen westeuropäischen Zentren. Mit diesem Problem beschäftigt sich eingehend der erwähnte Roman. Auch der Roman „Graf Cohn“ von Paul Langenscheidt bewegt sich auf diesem Boden. Kulturzustände aus alten Zeiten behandeln E. Trampe „Ein König von Juda“ und das Drama „Die Gefangenen“ von F. A. Schmidt-Noerr. Lesenswert ist ferner „Akabiah“ von P. Lehmann und der Roman „Rahel“ von M. Stona. Die Ghettodichtung, die jetzt nur noch im Osten gedeihen kann, hat im letzten Jahre einen vorzüglichen Übersetzer in Theodor Zlocisti gefunden, der in einer Sammlung „Aus einer stillen Welt“ zwei Bände der besten jüdisch-deutschen Erzählungen von Abramowitsch (Mendele Mojcher Seforim), Perez, Brandes, Steinberg, Asch, Spector, Pinsky, Weißenberg, Reisen, Scholaum-Aleichem (S. Rabbinowitsch), Nomberg und Onauchi in feiner Nachdichtung gegeben hat. Die jüdisch-deutsche Literatur in Rußland und in Amerika, die nicht bloß auf dem Gebiete der Belletristik blüht, wartet auf ihre literarhistorische Bearbeitung und Verwertung, was freilich nicht im Rahmen dieser literarischen Revue geschehen

kann. Wenn auch in dieser Mundart sehr vieles aus westeuropäischen Sprachen übersetzt ist, namentlich Bücher wissenschaftlichen Inhalts, so hat doch der sogenannte Jargon viele bedeutende eigene literarische Schöpfungen, mit denen die gebildete Welt auch außerhalb des Ghetto sich bekannt machen sollte. — Die Jugendschriften-Kommission des U. O. B. B. hat jetzt eine Sammlung preisgekrönter Sagen und Märchen herausgegeben.

* *
*

Die vorstehende literarische Jahresrevue erhebt nicht den Anspruch auf bibliographische Vollständigkeit. Bei der Vielsprachigkeit, die jetzt auf dem Gebiete der Wissenschaft des Judentums und der jüdischen Literatur überhaupt herrscht, kann dem Berichterstatter auch manches Wichtige und Wertvolle entgangen sein. Jedenfalls gewinnt man den Eindruck, daß das jüdische Volk und das Judentum alle gebildeten Völker lebhaft interessieren. Was das Judentum im Laufe der Jahrtausende geschaffen hat, und was es noch jetzt zu schaffen vermag — das ist ein Problem, das denkende Köpfe zu jeder Zeit beschäftigt hat und auch ferner beschäftigen wird. Wie man sich auch zu dieser geschichtlichen Erscheinung stellen mag, das Judentum bleibt doch ein ewiges Thema.

Esra.

Von **Albert Katz.**

Die Wünsche und Hoffnungen des jüdischen Volkes, die Voraussagungen seiner weitblickenden Propheten waren in Erfüllung gegangen: Israel war aus der babylonischen Gefangenschaft in die alte Heimat zurückgekehrt und dank der Unterstützung und Förderung seitens der ihm zugeneigten persischen Könige Cyrus und Darius in den Stand gesetzt, das zerstörte Heiligtum auf dem Berg Zion auf's Neue zu errichten und Jerusalem, wie ehedem, zum Mittelpunkt seiner nationalen, religiösen und kulturellen Angelegenheiten erstehen zu lassen.

Doch die Zahl der Heimgekehrten war nur gering, und unter diesen herrschte nicht immer die Einigkeit, die für die kräftige Lebensgestaltuug eines so jungen Gemeinwesens erforderlich war. Schon in der zweiten Generation machten sich unter den Heimgekehrten Anschauungen und Bestrebungen geltend, die die Existenz des Volkes auf heimatlicher Scholle ernstlich gefährdeten. Während ein nicht geringer Teil der nunmehr in Judäa Angesiedelten überhaupt Zweifel daran hegte, ob aus so winzigen Anfängen etwas Großes und Dauerndes erblühen werde, und sich darum den Bedürfnissen der Gesamtheit gegenüber äußerst gleichgültig verhielt, glaubte ein anderer, der die Reichen und Vornehmen des Landes umfaßte, in der Regierung der strengen Absonderungsgesetze des jüdischen Volkes ein geeignetes Mittel gefunden zu haben, um die eigene materielle Wohlfahrt schnell fördern und das neugegründete Gemeinwesen vor äußeren Anfechtungen schützen zu können.

Diese vornehmen Geschlechter, wie auch eine ansehnliche Anzahl von altadeligen Priester-Familien, die bis dahin die alleinigen Träger und Verkünder der Lehre waren, entschlossen sich zu einem Schritt, der in der Folgezeit die schlimmsten Verwickelungen herbeiführte. Das Band des Blutes erschien ihnen als sicherste Bürgschaft für eine gesicherte Zukunft des Volkes. Sie bemühten sich daher, mit den Nachbarvölkern neben den freundschaftlichen auch verwandschaftliche Beziehungen zu unterhalten. So kamen allmählig zahlreiche Mischehen zustande, nicht bloß mit den Samaritanern, die als judäische Proselyten wenigstens dem äußeren Scheine nach dem Götzendienst abhold waren, sondern auch mit den götzendienerischen Ammonitern und Moabitern, deren Aufnahme in die jüdische Volksgemeinschaft das mosaische Gesetz streng verbietet.[1]).

Die traurigen Folgen dieser vielleicht gut gemeinten aber vom mosaischen Gesetz als verderblich für den jüdischen Volkskörper bezeichneten Bestrebungen, blieben nicht aus. Es entstand nach und nach ein neues Geschlecht, das von nichtjüdischen Müttern geboren und erzogen, auch deren Sitten und Lebensgewohnheiten für die alleinrichtigen hielt. Die Keuschheit und Sittenstrenge des jüdischen Volkes waren ihm fremd, es huldigte zwar nicht direkt dem Götzendienst, aber es betätigte auch nicht den Glauben an den Gott Israels durch die Ausübung seiner Gebote. Es entweihte öffentlich den Sabbat und redete eine fremde, aus chuthäischen und aramäischen Bestandteilen zusammengefügte Mundart. Und noch nach einer anderen Richtung machten sich die verderblichen Folgen dieser Assimilationsbestrebungen bemerkbar.

Seit der Erbauung des Tempels trafen fast alljährlich kleinere Gruppen babylonischer Exulanten in Jerusalem ein. Sie waren gewöhnlich von ihren Frauen begleitet, die ebenso wie ihre Männer von Liebe und Sehnsucht nach Jerusalem gedrängt und getragen, sich

---

[1]) Deuter 23, 4. Grätz Bd. II, 2, S. 120 schreibt: bis zum zehnten Geschlecht; das ist ein Irrtum.

bereitwilligst den Strapazen und Gefahren der weiten Reise unterzogen und mit Geduld und Gottvertrauen die größten Qualen und Entbehrungen, wie Sonnenglut, Hunger und Durst, ertrugen. Mochte auch ihre Schönheit und Körperkraft darunter gelitten haben, was lag ihnen daran? Sie hatten ja das Ziel ihrer Sehnsucht erreicht: sie befanden sich auf heiligem heimatlichen Boden, wo sie an der Seite ihrer sie beschützenden Männer ein glückliches und zufriedenes Leben zu führen hofften. Allein schon nach kurzer Zeit sahen sie sich in ihrer berechtigten Hoffnung getäuscht. Der größte Teil dieser Männer, von dem bösen Beispiel der schon früher Eingewanderten angesteckt, war herzlos genug, ihre armen Frauen zu verstoßen, um schönere und rüstigere heidnische Weiber zu ehelichen. Die seelischen Leiden und die Herzenspein dieser unglücklichen jüdischen Frauen vermehrten sich von Tag zu Tag, so daß ihre Jammerrufe bis ins Heiligtum drangen, und ihre Tränen den Altar des Herrn benetzten. Umsonst erhob der Prophet Maleachi anklagend seine Stimme gegen die Treulosigkeit dieser Männer [1]), vergeblich rief er ihnen zu: „der Ewige war ja Zeuge zwischen dir und dem Weibe deiner Jugend, gegen welches du treulos wurdest, obwohl es deine Gefährtin und das Weib deines Bundes ist" [2]); wirkungslos verhallten all' diese Ermahnungen und Beschwörungen: die Feuerstimme des Propheten vermochte nicht das versteinerte Herz der Genuß- und Selbstsüchtigen zu erweichen und der eingerissenen Sittenverderbnis Einhalt zu gebieten. Nur ein geringer Teil von Edeln und Gesinnungstreuen war bestrebt, sich in seiner ursprünglichen Reinheit zu erhalten, verurteilte auf's Schärfste die Gesetzesübertretung der Reichen und Vornehmen und beklagte aus tiefstem Herzen die durch die Verschwägerung mit den heidnischen Nachbarvölkern erfolgte Trübung der jüdischen Volksseele. — Auch die Klasse der Sänger, die Pfleger und Erhalter der heiligen Sprache und des altüberlieferten Schrifttums,

---

[1]) Maleachi 2, 11.

[2]) Ibid 2, 14.

scheint sich von der Verschmelzung mit fremden Elementen fern gehalten und ihre warnende und mahnende Stimme gegen den gottlosen Lebenswandel der Reichen und Treulosen erhoben zu haben[1]). Allein sie befanden sich in der Minderheit, waren arm und wahrscheinlich auf die Unterstützung der besitzenden Klasse angewiesen, während diese, auf ihren Besitz und ihre Macht pochend, keine andere Autorität als die eigene anerkannte und auf keine andere Stimme als auf die ihres selbstsüchtigen Herzens hörte.

So tief war das auf heimatlichem Boden sich befindende Volk in ungefähr siebzig Jahren seit der Erbauung des zweiten Tempels gesunken.

Die Exulanten in Babylon, obwohl räumlich vom heiligen Tempel in Jerusalem getrennt, von einer ihnen völlig fremden Bevölkerung umgeben, lebten streng nach den Vorschriften der überkommenen Lehre, heirateten nur untereinander und sahen in der Pflege der hebräischen Sprache das Band, das sie mit den in die alte Heimat zurückgekehrten Stammesgenossen vereinigte. Diese aber hatten in ihrer Kurzsichtigkeit das Band der Sprache, das alle Glieder des jüdischen Volkes in Nah und Fern umschlingen sollte, gelöst, die Treue zu den Töchtern ihres Volkes gebrochen, waren in die Gesetz- und Sittenlosigkeit der sie umringenden und umwerbenden Völker verfallen und wären in diesen bald gänzlich aufgegangen, wenn nicht aus Babylon plötzlich ein Mann mit eiserner Faust erschienen wäre, der seine ganze Tatkraft daran setzte, sie aus dem Schlamm der Gesinnungslosigkeit empor zu ziehen und zur Pflichttreue, Einsicht und Selbsterkenntnis zurück zu führen.

Dieser Mann, den der Prophet Maleachi als einen Gesandten des Herrn bezeichnet hatte, [2]) war der Schriftgelehrte Esra.

* *
*

[1]) Grätz, Bd. II, 2, S. 120.
[2]) Maleachi 3, 1. Siehe Toldoth Israel von Jawez, Bd. III, Note 9.

Esra, in Babylon geboren, war ein Urenkel des Hohepriesters Seraja, den Nebukadnezar in Riblah, im Lande Chamath, hinrichten ließ.[1] Von der Natur mit den herrlichsten Geistesgaben begnadet, richtete er schon im jugendlichen Alter sein Augenmerk auf die Erforschung der von Mose überlieferten Lehre, und erblickte in deren gewissenhafter Befolgung die Grundbedingung für den Fortbestand des jüdischen Volkes.

Der heiligen Sprache wie nur wenige seiner Zeitgenossen vollkommen mächtig, achtete er, in seiner Eigenschaft als Gesetzesabschreiber, auf die korrekteste Wiedergabe des ursprünglichen heiligen Textes, daß nichts hinzukommen und nichts fortbleiben sollte[2]) Dabei vertiefte er sich immer mehr in den Geist des Gesetzes und bemühte sich, dessen Kenntnis unter seinen Stammesgenossen zu verbreiten. Er legte das Gesetz so faßlich aus, daß die Zuhörer es leicht verstehen konnten, und ermahnte sie, es nach allen Seiten hin zu befolgen.[3]) Für ihn war das Gesetz das an Mose überlieferte lebendige Wort Gottes, und darum sollte es kein toter Buchstabe, kein mumienhafter Besitz einer privilegierten Kaste, der Priester, bleiben, sondern die unsterbliche Seele des ganzen Volkes, Israels lebenspendende Kraft für alle Zeiten werden Die Juden in den persisch-babylonischen Gemeinden, die, wie wir bereits bemerkten, streng nach dem Gesetze lebten, unterordneten sich ohne weiteres seiner Autorität und verehrten ihn wegen seines heiligen Eifers und seiner lauteren Gesinnung, die mit seinen reichen Kenntnissen Hand in Hand gingen, wie einen Patriarchen aus der Vorzeit. Die von ihm bewirkte Verbreitung und Popularisierung der von Mose überlieferten Lehre hatte zur Folge, daß in dieser Zeit der Gott Israels unter den Persern und andern Völkern andächtige Verehrer und Anbeter hatte, „von Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang sein Name unter den Völkern

---

[1]) Jeremia 52, 27

[2]) Jeruschalmi Schekalim 1, 5.

[3]) Esra 7, 10.

groß und angesehen war [1]. — Ja, selbst der König Artaxerxes zählte zu diesen nichtjüdischen Gottesverehrern, und überhäufte mit Wohlwollen seine jüdischen Günstlinge, insbesondere Nehemia, der in inniger Liebe und Freundschaft mit Esra verbunden war.

Doch wie sehr Esra auch allgemein verehrt wurde, wie segensreich seine Wirksamkeit ganz besonders unter den babylonischen Juden sich entfaltete, an seiner Seele nagte ein herber Schmerz, den er nicht zu überwinden vermochte. Ihm war nämlich zu Ohren gekommen, daß die Stammesgenossen in der alten Heimat das Gesetz, „das für ihn der Ausfluß der Gottheit war, die es Mose für Israel offenbarte,“ unbeachtet ließen, die Fest- und Sabbattage entweihten und an der Zucht- und Sittenlosigkeit ihrer heidnischen Umgebung Gefallen fänden. Diese schmerzliche Kunde erfüllte ihn mit Wehmut und Trübsal und vergällte ihm für kurze Zeit seine Schaffensfreudigkeit. Sollte es möglich sein, daß Zion und Jerusalem, von wo die Lehre und das Wort Gottes ausgehen sollten, eine Stätte der Gesetzlosigkeit, ein Tummelplatz der Willkür und Zügellosigkeit geworden seien? Sollten seine Glaubensbrüder, die Nachkommen derer, die an Babylons Strömen unter Tränen gelobt, Jerusalems immer und ewig zu gedenken, dieses heilige Gelöbnis so schnell vergessen haben? Und heißt es denn nicht Jerusalems vergessen, wenn seine Bewohner die Gebote Gottes, der Jerusalem zu seinem Heiligtum erkoren, verletzen und mit Füßen treten? Und sollte er, der in der Heilighaltung des Gottesgesetzes den ewig sprudelnden Lebensquell des jüdischen Volkes, das alle seine Glieder umschlingende unzerreißbare Band erblickte, der im Mutterlande eingerissenen Gesetz- und Sittenlosigkeit freien Lauf lassen und nichts unternehmen, um diesem Uebelstande abzuhelfen? Er faßte daher den Entschluß, die beschwerliche Reise in die alte Heimat zu unternehmen und seine ganze Persönlichkeit dort einzusetzen, um die auf Abwege geratenen Stammesgenossen

[1] Maleachi 1, 11; siehe auch Grätz, Bd. II, 2 S. 128.

durch die Macht des Gesetzes zur Pflichttreue und Gesetzlichkeit zurück zu führen. Um jedoch die selbst sich gestellte Aufgabe in jedem Falle ausführen zu können, versah er sich, wahrscheinlich durch die Vermittelung seines Freundes und Gesinnungsgenossen Nehemia, mit Freibriefen des Königs Artaxerxes an die Satrapen der Länder, die er auf seiner Reise berühren mußte, und an die Landpfleger von Palästina. Außerdem erhielt er die königliche Machtbefugnis, in Palästina Richter zu ernennen, die nach dem Gesetze Gottes richten sollten, dieses Gottesgesetz denjenigen, die es nicht kannten zu lehren, und die Uebertreter des Gesetzes zur strengen Verantwortung zu ziehen und die härtesten Strafen über sie zu verhängen.[1]) Alsdann sammelte er um sich eine große Zahl von Gesinnungstüchtigen, die bereit waren, ihm nach Palästina zu folgen und ihn in den dort ihm bevorstehenden Kämpfen zu unterstützen. Diejenigen aber, die in der Heimat zurückgeblieben, veranlaßte er, reiche Geschenke an Gold, Silber und kostbaren Geräten für den Tempel in Jerusalem zu spenden, was auch in großer Menge und mit größter Bereitwilligkeit seitens der Spender geschah. Selbst der König Artaxerxes und seine Räte, in ihrer Ehrfucht vor dem Gotte Israels und Hochschätzung Esras, den sie den Priester des ewigen Gottes im Himmel und den Lehrer seines heiligen Gesetzes nannten[2]), verabfolgten an Esra reiche Gaben für das Heiligtum in Jerusalem.

Im Jahre 458 vor der übl. Zeitrechnung brach Esra mit einer Gefolgschaft von ungefähr 1500 Personen männlichen Geschlechtes, die zu den angesehensten Familien der babylonischen Judenheit gehörten, aus Babylon auf, und begab sich zunächst an die Ufer des Kanals von Ahava, wo er einen dreitägigen Aufenthalt nahm.

Diese kurze Rast in der Nähe Babylons benutzte er, um eine Art Musterung seines Gefolges vorzunehmen. Da stellte es sich heraus, daß unter den Pilgern

---

[1]) Esra 7, 25—26.

[2]) Esra 7, 21.

wohl eine Anzahl von (Mebinim) Schriftgelehrten und (Kohanim) Priestern, aber keine Leviten zur Bedienung der Priester und keine (Nethinim) davidischen Sklaven für den niedrigen Tempeldienst sich befanden. Um nun solche zu erlangen, schickte Esra mehrere angesehene Männer seines Gefolges zu einem hochgestellten Manne namens Iddo in Casiphia[1]) und ließ ihn bitten, die in diesem Orte wohnenden Leviten und Nethinim zu beeinflussen, daß sie sich dem Zuge nach Jerusalem anschlössen. Iddo willfahrte gern Esras Wunsch und schickte ihm achtunddreißig Leviten und zweihundertzwanzig Nethinim[2]), die sich den Auswanderern, deren Seelenzahl nunmehr zirka 1800 betrug, zugesellten.

Esra unterließ es, wie er selbst berichtet, den König Artaxerxes um eine Geleitstruppe zu bitten, die ihn und seine Leute auf der Reise vor räuberischen Überfällen und sonstigen Anfeindungen schützen sollte; denn er vertraute auf den Beistand Gottes und auf die Begeisterung und Tapferkeit seiner Gefolgschaft, die ebenso wie er in Gott ihren Führer und Geleiter sah und auf jeden anderen Schutz verzichten zu dürfen glaubte. Ehe sie aber weiter aufbrachen, veranstaltete Esra ein allgemeines Fasten, und sie beteten alle inbrünstig zu Gott, daß er seine schützende Hand über sie halten und sie glücklich das Ziel ihrer Sehnsucht erreichen lassen möge. Dann ließ Esra die Spenden an Gold, Silber und kostbaren Geräten, die ihm für den Tempel in Jerusalem übergeben wurden, genau aufschreiben und vertraute sie einer von Priestern und Leviten gebildeten Kommission an, mit der strengen Weisung, sie nur den Obersten der Priester und Leviten in Jerusalem auszuhändigen. Hierauf setzten sie die Reise fort und legten den weiten gefahrvollen Weg, als hätten sie, wie einst ihre Väter nach dem Auszuge aus Ägypten, unsichtbare Gottesboten geschützt und begleitet, ohne jeglichen Unfall in vier

---

[1]) Esra 8, 17.

[2]) Grätz (Bd. II, 2, S. 120) gibt die Zahl der Nethinim mit 120 an, was wohl ein Druckfehler ist.

Monaten weniger elf Tage zurück[1]). Nach der Ankunft in Jerusalem ruhten sie sich drei Tage von den Strapazen der Reise aus, und am vierten Tage erfolgte die Übergabe der mitgebrachten Geschenke an eine Kommission von zwei Priestern und zwei Leviten. Diese wogen und zählten beim Empfang die Gegenstände genau ab, stellten die Richtigkeit der Zahl und Gewichte durch Vergleich mit dem in Ahava angefertigten Verzeichnis fest und entbanden so die Überbringer von ihrer Verantwortung. Nachdem die Exulanten ihre glückliche Ankunft in die teuere Heimat durch die Darbringung zahlreicher Opfer im heiligen Tempel gefeiert hatten, stellte sich Esra, dessen Ruf als Schriftkundiger und Eiferer für Gott und sein Gesetz nach Palästina bereits gedrungen war, den Satrapen des Königs Artaxerxes vor, überreichte ihnen die ihm ausgestellten Empfehlungs- und Vollmachtsschreiben und versicherte sich so ihrer Unterstützung für die Lösung der sich gestellten Aufgabe: Die Kenntnis des Gottesgesetzes unter den palästinäischen Juden zu verbreiten, um sie dadurch moralisch und sittlich zu heben.

Obwohl Esra schon in Babylon über die im heiligen Lande eingerissene Gesetzlosigkeit und Sittenverderbnis Kunde erhalten hatte, so glaubte er doch noch immer, die zu ihm gedrungenen Klagen wären vielleicht übertrieben, nicht ganz der Wahrheit entsprechend. Als er sich aber persönlich von der Wirklichkeit der ihm berichteten unhaltbaren Zustände überzeugte, als er an Ort und Stelle von dem traurigen Schicksal der von ihren gewissenlosen Männern verlassenen jüdischen Frauen hörte und die Wahrnehmung machte, daß nicht bloß die besitzende Klasse und ihrem bösen Beispiel folgend die ungebildete Masse des Volkes allein, sondern auch ihre geistlichen Führer, ein großer Teil der gesetzeslehrenden Priester, eheliche Verbindungen mit den heidnischen Nachbarn eingegangen waren, geriet er außer Fassung, und heftiger Zorn und heiliger Eifer für Gott und sein heiliges Gesetz

---

[1]) Grätz gibt fünf Monate als Dauer der Reise an, was den Angaben Esras widerspricht.

bemächtigten sich seiner. Nicht minder betrübte und empörte ihn die Verschwägerung der jüdischen Patrizier mit den Samaritanern, obschon diese sich als judäische Proselyten gebärdeten. „Esra leitete", wie Grätz sehr treffend bemerkt, „ein dunkeles Gefühl — das in jener Zeit wohl seine Berechtigung hatte — daß die Aufnahme zahlreicher Proselyten oder Halb-Proselyten, welche nicht den Läuterungsprozeß durchgemacht haben gleich den Nachkommen Abrahams, nicht in dem „Schmelzofen des Elends" geprüft wurden, in die innigste Lebensgemeinschaft dem fremden Elemente das Uebergewicht geben und die sittlich-religiösen Errungenschaften zerstören könnte. Diese, man kann nicht sagen übertriebene Befürchtung, hatte sein ganzes Wesen ergriffen.[1])" Im Schmerze über die wahrgenommenen traurigen Tatsachen zerriß er seine Kleider, fastete und kasteiete sich und begab sich dann, von einer großen Volksmenge begleitet, in den Vorhof des Tempels, wo er auf den Knieen liegend ein erschütterndes Sündenbekenntnis im Namen des Volkes ablegte. „Mein Gott" — sprach er — „ich schäme mich und erröte, mein Angesicht vor dir blicken zu lassen, denn unsere Missetaten sind uns über den Kopf gewachsen, und unsere Schuld ist in den Himmel gestiegen"[2]). Er gedachte dann der Sünden der Väter, ihrer fortwährenden Widerspenstigkeit und ihres fortgesetzten Ungehorsams gegen Gott und seine Propheten und erinnerte mit beredten Worten an die fürchterlichen und schmachvollen Leiden der Gefangenschaft und der Verbannung, die der Allmächtige in seinem gerechten Zorn über das sündige Volk, seine Könige und seine Priester hereinbrechen ließ. „Und nun" — fuhr er fort — „nachdem Gott in seiner unendlichen Gnade dem Ueberreste des Volkes die Gunst der persischen Könige hat zuwenden lassen, sollen wir wieder seine Gebote übertreten, indem wir uns mit den heidnischen Völkern des Landes verschwägern? Wirst du, o Gott, nicht über uns zürnen, uns verwerfen und aus-

---

[1]) Grätz, Bd. II, 2, S. 131.
[2]) Esra 9, 6.

rotten, daß kein Bleiben mehr wäre und keine Rettung? Und nun sind wir in unserer Schuld vor dir, und wie könnten wir dabei bestehen"[1]. Die Wirkung dieser tiefempfundenen Worte blieb nicht aus. Das um Esra sich immer mehr ansammelnde Volk, Männer, Frauen und Kinder, erkannte plötzlich, als wäre es bisher mit Blindheit geschlagen, die Schwere seiner Schuld und die Größe der daraus entstehenden Gefahr für seinen und der heiligen Lehre Fortbestand, gelobte Besserung und forderte Esra auf, das Grundübel mit der Wurzel auszurotten. Esra benutzte die so günstige Gelegenheit und, der Anregung eines gewissen Sechanja folgend, ließ er das anwesende Volk, Gott zum Zeugen anrufend, einen heiligen Eid schwören, nicht nur zukünftig keine Ehen mit götzendienerischen Völkern einzugehen, sondern auch die bereits geschlossenen derartigen Ehebündnisse zu lösen und die fremden Weiber samt deren Kinder aus der jüdischen Gemeinschaft auszuschließen. Fast alle Würdenträger Jerusalems, die Mitglieder der geistlichen Aristokratie und die Familien der Hohe-Priester voran, bekannten ihre Schuld, suchten sie durch ein öffentliches Sühnopfer zu büßen und gelobten, sich Esras Anordnungen zu fügen und ihn in seinem Eifer für Gott und sein Gesetz kräftig zu unterstützen. Alsdann wurde in allen Städten des Landes durch Eilboten der Beschluß der Aeltesten und Oberen in Jerusalem verkündet, daß alle „Söhne des Exils" sich binnen drei Tagen in der heiligen Stadt einfinden sollten; widrigenfalls wurde ihnen angedroht, würden ihr Hab und Gut konfisziert und sie selbst aus der jüdischen Gemeinschaft ausgestoßen werden. Die Bewohner der Landstädte folgten willig dem an sie ergangenen Rufe, versammelten sich allesamt vor Ablauf der festgesetzten Frist auf dem Platze vor dem Tempel und harrten zitternden Herzens den kommenden Dingen entgegen. Da stand Esra auf und sprach zu ihnen: „Ihr habt untreu gehandelt, und um die Schuld Israels zu mehren, heidnische Weiber heimgeführt. So bekennet denn eure

---

[1]) Ibid 9, 14—15.

Schuld vor dem Ewigen, dem Gotte eurer Väter, tut nun seinen Willen und sondert euch ab von den sittenlosen, heidnischen Völkern des Landes und den euch umgebenden Fremden, und trennt euch von den fremden Weibern.“ Und die ganze Versammlung, von dem Ernst des Augenblicks tiefergriffen, antwortete wie ein Mann, mit lauter Stimme: Du hast Recht, wir haben schwer gesündigt, und unsere Pflicht ist es nun, nach deinen Worten zu verfahren.[1] Dieser Moment war für die Zukunft des jüdischen Volkes entscheidend. Israel sollte seiner ursprünglichen Bestimmung gemäß ein Gottesvolk, der Träger und Verkünder der ewigen Gotteswahrheiten sein und durfte deswegen keine innige Gemeinschaft mit Völkern haben, die dem Götzendienst und der Lasterhaftigkeit fröhnten.

Man mag über Esra und seine Auslegung des mosaischen Fremdengesetzes denken wie man will, man mag ihn für einen fanatischen Eiferer halten und die von ihm getroffenen Maßnahmen als egoistische bezeichnen, aber das eine ist sicher: er war in seiner ganzen Wirksamkeit nicht von Haß gegen die Heidenwelt, sondern von inniger Liebe zu Israel geleitet. Vom Geiste der ihm vorangegangenen Propheten getragen, sah er in der Uebertretung des Gesetzes, in der Anschmiegung und Anlehnung an die heidnische Umgebung nicht nur die Quelle aller Leiden des jüdischen Volkes in der Gegenwart und eine große Gefahr für dessen nationalen Fortbestand in der Zukunft, sondern auch das Hindernis der reingeistigen Entwicklung Israels zum Heile der Menschheit, den Untergang seiner Lehre, die das Gemeingut aller Völker werden sollte. Wer weiß, ob das jüdische Volk später neben einem Hillel und den sonstigen hervorragenden Geisteshelden auch Männer wie Jesus und die Apostel, die einen großen Teil der Menschheit den Heilswahrheiten Israels nähergeführt haben, zu verzeichnen gehabt hätte, wenn nicht Esra durch seine scheinbare Strenge, durch die Errichtung einer sogenannten Scheidewand zwischen Juden-

[1]) Ibid 10, 7—12.

tum und Heidentum das schwache, winzige Juda davor beschützt hätte, sich in dem Gewühle der ganz und halb heidnischen Anschauungen seiner Umgebung zu verlieren und seine Reinheit, seine geistigen und sittlichen Ideale und Errungenschaften einzubüßen.

Indessen scheint Esra die Hindernisse, die sich der Ausführung seiner Anordnungen entgegenstellten, nicht verkannt zu haben. Er verhehlte sich nicht, daß geschlossene Lebensbündnisse nicht ohne große Schwierigkeiten gelöst werden können, und daß liebgewordene Gewohnheiten den Menschen beherrschen, auch wenn er von deren Schädlichkeit vollauf überzeugt und sich von ihnen frei zu machen ernstlich bemüht ist. Esra setzte daher in allen Landstädten Judäus ordentliche Gerichtshöfe ein, wählte selbst die Mitglieder derselben und gab ihnen die strenge Weisung, sowohl die Lösung der Mischehen als auch die Ausschließung aller heidnischen Elemente aus der jüdischen Volksgemeinschaft nach und nach zur Ausführung zubringen.

Noch aber war das von Esra verfolgte Ziel in weiter Ferne. Die breiten Schichten der Landbevölkerung, denen die Kenntnis des mosaischen Gesetzes, auf welches Esra sich berief, vollständig abging, waren nicht so willfährig wie die Bewohner Jerusalems, sich so ohne weiteres in seine Anordnungen zu fügen. Sie hielten die von ihm getroffenen Maßnahmen für ein willkürliches Eingreifen in ihre persönliche Freiheit, für eine Störung des bisherigen guten Einvernehmens zwischen ihnen und den nichtjüdischen Bewohnern des Landes und der angrenzenden Gebiete. Sie leisteten ihm daher großen Widerstand und vereinigten sich schließlich mit den Samaritanern und den anderen Halbproselyten, die über die ihnen angetane Schmach der Ausschließung aus der jüdischen Gemeinschaft im hohen Grade erbittert waren. Es kam nun zu offener Feindschaft, und als bald darauf Megabyzus, der Satrap von Syrien, dem Judäa und Samaria unterstanden, sich gegen die persische Herrschaft auflehnte und wiederholt das persische Heer schlug, benutzten die Feinde Esras, die ihn bisher als Schützling des Königs Artaxerxes fürchteten, die für sie günstige

Gelegenheit, ihren Rachedurst zu stillen. Sie rückten mit einer kriegerischen Schaar gegen Jerusalem, machten Breschen in die Mauern, zerstörten ihre Holztore und viele Häuser der Stadt durch Feuer und zwangen so die Bewohner, entweder die schutzlos gewordene Stadt zu verlassen und irgend anderswo ein Unterkommen zu suchen oder den von Esra erlassenen Befehlen zum Trotz die früheren verwandtschaftlichen Beziehungen wieder aufzunehmen. Es ist nicht gut denkbar, daß sich die Juden dieser Alternative so ohne weiteres gefügt haben, aber immerhin dauerten die Streitigkeiten volle dreizehn Jahre und hatten zur Folge, daß eine große Anzahl Judäer, der anhaltenden Reibereien müde, die verstoßenen fremden Frauen wieder ins Haus nahmen oder von neuem sich mit solchen verheirateten. — Esras Werk schien nun vereitelt und der Fortbestand des seit kaum einem Jahrhundert wieder organisierten Gemeinwesens ernstlich gefährdet. — Was Esra in dieser Zeit getan? wo er sich aufgehalten hat? darüber gibt der fragmentarische Bericht der heiligen Schrift keinen Aufschluß. Es dürfte aber nicht ausgeschlossen sein, daß Esra inzwischen, von einigen Gesinnungsgenossen begleitet, nach Persien geeilt war, um seinen Freund Nehemia, der sich der besonderen Gunst des Königs Artaxerxes zu erfreuen hatte, zum Aufbruch nach Jerusalem zu bewegen und dann gemeinsam mit ihm sein begonnenes, aber so jäh unterbrochenes Werk von neuem aufzunehmen und zu Ende zu führen.

Tatsächlich beginnt Esras eigentliche Wirksamkeit erst nach der Ankunft Nehemias in Palästina, der, von Artaxerxes zum Stadthalter von Judäa ernannt, geordnete Zustände in Jerusalem und im Lande wieder herstellte, die Samaritaner samt ihren Verbündeten mit Erfolg bekämpfte und Esra in seinen reformatorischen Bestrebungen in jeder Beziehung unterstützte. — Esra war kein Prophet, und obwohl er aus dem Hause Aaron stammte, auch kein Priester im eigentlichen Sinne des Wortes, wenigstens trat er nicht als solcher auf, sondern nur als Schriftkundiger und Gesetzeslehrer, dessen eifriges

Streben darauf gerichtet war, das geistige Erbe Israels zum Gemeingut des ganzen Volkes zu machen. Bis zu seiner Zeit war die Thora, wie Ernest Renan geistreich bemerkt, einem vernunftbegabten Wesen ähnlich, von dem alle Welt wohl sprechen gehört hatte, das aber nur sehr wenige Schriftgelehrte persönlich kannten. Die Thora war ein heiliges Buch, dessen Vorschriften die wenigen Frommen zwar zu befolgen suchten, das aber von der großen Masse des Volkes nicht gekannt und von keiner Regierung sanktioniert war. Das sollte nun anders werden. In mehreren von Nehemia einberufenen großen Versammlungen begann Esra das Volk mit dem Inhalt der Thora bekannt zu machen und erzielte den großen Erfolg, daß die Menge der Zuhörer, über den Besitz eines so kostbaren Schatzes freudig überrascht, wie einst die Altvorderen am Sinai bereitwilligst ein Bündnis eingingen, die Thora von nun an zum Zweck und Ziel ihres Lebens zu machen. Das Bündnis wurde schriftlich fixiert[1]) und von Nehemia, Esra[2]) und noch dreiundachtzig angesehenen Männern unterzeichnet. Diese fünfundachtzig Männer, nach einer Ueberlieferung soll die Zahl hundertundzwanzig[3]) betragen haben, bildeten nun eine vom Volke anerkannte autoritative Behörde, die unter dem Namen Synagoge magna das große Werk der Reorganisation des Judentums unternommen und zur Ausführung gebracht hat. Diesem Reorganisationswerke widmete Esra, der bis zu seinem Lebensende an der Spitze der Synagoge magna stand, sein ganzes Sinnen und seine ganze Tatkraft. Zunächst führte er Einrichtungen sozialer Art ein, die ihm geeignet schienen, das eheliche Zusammenleben auf eine gesunde wirtschaftliche Basis zu stellen und die Liebe der Gatten zueinander zu fördern, zu weihen und zu heiligen. Der Mann sollte für die Bedürfnisse der Frau, diese wiederum für die Reinlichkeit des Hauses und die Ordnung im Haushalte sorgen [4]). Er ordnete an,

[1]) Nehemia 10, 1.
[2]) Jeruschalmi Megillah 1, b.
[3]) Megillah 17 a.
[4]) Baba Kamma 82 a.

daß auch die kleinsten Landflecken von umherziehenden Handelsleuten besucht wurden, um den Frauen, die ihren Männern stets schön und anmutig erscheinen sollten, Gelegenheit zu geben, die nötigen Toilettengegenstände käuflich zu erwerben[1]). Den von ihm in allen Städten des Landes etablierten Gerichten machte er zur obligatorischen Pflicht, an jedem Montag und Donnerstag der Woche zu tagen, damit die Dorfbewohner, die an diesen Tagen, gleichfalls auf seine Anordnung hin, ihre Landesprodukte in die Stadt zum Verkauf brachten, etwaige Beschwerden und Streitigkeiten den Richtern sofort vorbringen konnten[2]). Zugleich bestimmte er, daß an diesen beiden Tagen sowie an jedem Sabbat Nachmittag öffentliche Vorlesungen aus der Thora stattfinden sollten[3]). Um ein für allemal jegliche Gemeinschaft mit den Samaritanern aufzuheben, führte Esra die Neuerung ein, die Thora von nun an nicht wie bisher mit hebräischen Schriftzeichen, deren auch die Samaritaner sich bedienten, zu schreiben, sondern ausschließlich mit chaldäischen, wie es in Israel bis auf den heutigen Tag üblich ist[4]). Von äußerst gewandten und zuverlässigen Schriftkundigen unterstützt, vervielfältigte er nun die Thora in der chaldäischen Schrift und achtete streng darauf, daß kein Wort, keine Silbe und auch kein Buchstabe zugefügt oder weggelassen wurde[5]). Sie hielten sich mit peinlichster Genauigkeit an die uralte Überlieferung des Textes und seiner Schreib- und Leseweise und nannten sie „Messura" (Überlieferung) oder auch Massoret, eine nie zu lösende Fessel[6]). Ein unsterbliches Verdienst erwarb sich Esra dadurch, daß er, obwohl selbst Priester, die Kenntnis der Thora dem ganzen Volke zugänglich machte und es von der Bevormundschaft der Priester befreite, die bis zu seiner Zeit als die alleinigen Kenner und Lehrer des

[1]) Ibid.
[2]) Ibid.
[3]) Ibid.
[4]) Sanhedrin 22 a.
[5]) Kiduschin 30 a.
[6]) Sukka 6 b.

Gesetzes galten. In dieser Beziehung glich er dem Propheten Samuel, der unbekümmert um seine Abstammung aus dem Hause Levi, dessen Nachkommen zu Gesetzeslehrern prädestiniert waren, die Pforten seiner Prophetenschule allen Lern- und Wißbegierigen öffnete, ohne zu untersuchen, ob sie dem Stamme Levi oder einem anderen Stamme in Israel angehörten.

Was indes Samuel und die ihm folgenden Propheten, insbesondere Elia, Elisa und Jesaia[1]) nur angebahnt hatten, indem sie einen Kreis von begabten Jüngern um sich sammelten und sie gewissermaßen als Lehrer für das Volk ausbildeten, ist von Esra nicht bloß fortgepflanzt, sondern auf eine rationellere Weise zur Ausführung gebracht worden. Die Pflicht des Jugendunterrichtes oblag in Israel stets den Eltern: der Vater war angewiesen, sein Kind in der Lehre zu unterweisen[2]). Diese Pflicht wurde aber, wie so viele andere, von den meisten Vätern, teils aus Unwissenheit, teils aus Mangel an Pflichtbewußtsein, nur selten getreulich erfüllt. Esra beschränkte sich daher nicht auf die von ihm getroffene Bestimmung, die Thora dreimal wöchentlich zu verlesen. Diese Anordnung hatte ja nur den Zweck, die Erwachsenen, welche bis dahin eine Vorlesung aus der Thora nur einmal in sieben Jahren, am Hüttenfeste des Erlaßjahres[3]) zu hören bekamen, mit dem Inhalt der Väter Lehre vertraut zu machen. Ihm aber lag es hauptsächlich daran, die Kenntnis der Thora in die Herzen der Jugend zu pflanzen, in deren geistigen Entwickelung allein er die sicherste Bürgschaft für das Gedeihen seines Volkes in der Zukunft erblickte. Er gründete nun, allerdings zunächst in Jerusalem, eine öffentliche Lehranstalt für die Jugend, stellte gewissenhafte Lehrer an[4]), und legte so den Grundstein für die jüdische Volksschule, die Josua ben Gammla später in allen Städten des Landes ein-

---

[1]) I. Könige 19, 19; II. Könige 2, 3–5; Jesaia 8, 16.
[2]) Deuteron 6, 7.
[3]) Ibid. 31, 10.
[4]) Baba Batra 21 b.

führte[1]). Da aber der größte Teil des Volkes, und insbesondere die Jugend, die hebräische Sprache nicht mehr verstanden hatte, traf er die Bestimmung, daß die vorgetragenen Abschnitte aus der Thora, ganz gleich ob im Bethause oder in der Schule, in das vom Volke gesprochene aramäische Idiom übersetzt werden sollten, und machte es den Lehrern zur Pflicht, den Text gründlich zu erfassen, mit offenem Blick die Absicht des Gesetzgebers zu erforschen und den Inhalt genau und leicht faßlich den Zuhörern wiederzugeben[2]). Zu gleicher Zeit begann Esra die prophetischen und hagiographischen Bücher zu sammeln, zu sichten und zu ordnen, ließ sie, ebenso wie den Pentateuch, durch gewissenhafte Abschreiber in der chaldäischen Schrift vervielfältigen und unter dem Volke verbreiten, und schaffte so das Buch der Bücher, das eine Quelle der Belehrung und der Gotteserkenntnis nicht bloß für Israel, sondern für die gesamte Menschheit geworden ist. — Seit damals gilt die heilige Schrift als der Nährboden jüdischer Geistestätigkeit, auf den nach und nach der große Bau des Talmuds aufgeführt wurde. Dagegen hielten Esra und seine Gesinnungsgenossen es für unstatthaft, die im Volke lebenden uralten mündlichen Ueberlieferungen und Gesetzesauslegungen niederzuschreiben, und stellten den Grundsatz auf: „Nur das schriftlich, nicht aber das mündlich überlieferte Wort darf niedergeschrieben werden"[3]). Die schriftliche Fixierung der mündlichen Ueberlieferungen und Gesetzesdeutungen sollte späteren Geschlechtern vorbehalten bleiben, die, mit dem Worte und dem Geiste der schriftlichen Lehre verwachsen, in ihr allein die Wurzel aller traditionellen Mitteilungen und Schrifterklärungen erblicken würden.

Da aber ein Volk neben Geistesbildung und wissenschaftlicher Schulung auch Nahrung für das Gemüt braucht, ordneten Esra und sein Kollegium an, daß jeder Jude, ob in Paläſtina oder in einem anderen Lande wohnhaft, täglich morgens und abends und an Neu-

[1]) Ibid 21 a.
[2]) Megillah 3 a.
[3]) Gittin 60 b.

monds-, Sabbath- und Fasttagen, noch ein drittes Mal zur Zeit der Opferdarbringung im Tempel zu Jerusalem, bestimmte Gebete verrichten sollte[1]), damit er stets daran denke, daß er ein Kind und Diener Gottes und ein Glied des Volkes sei, das Gott zum Träger seiner unerforschlichen Pläne bestimmt hat.

Dies hatte zur Folge, daß an allen Orten, wo eine größere Anzahl Juden ansässig war, nach und nach Bethäuser errichtet wurden, in denen die Ortsbewohner sich zum Zusammenbeten versammelten. Allmählich bildeten sich auch zusammengeschlossene Gemeinden, die, besonders in großen Städten, an ihren Synagogen zehn gelehrte Männer[2]) anstellten, die frei von Sorgen um das tägliche Brod, sich ausschließlich der regelmäßigen Abhaltung und Leitung des Gottesdienstes, dem Lehramte und der Gemeindeverwaltung [3]) widmeten. Den integrierenden Teil des Gottesdienstes aber bildete die Vorlesung aus den fünf Büchern Mose, die man für den Gebrauch beim Gottesdienste auf Pergamentrollen niederschrieb und, zu einem Ganzen zusammengeheftet, als das Allerheiligste des jüdischen Volkes in jedem Gotteshause in einer besonderen Lade, Héchal genannt, aufbewahrte.

Zu den übrigen großen Schöpfungen, die Esra und seinem Kollegium zugeschrieben werden, gehört auch die feierliche Ausgestaltung des Sabbats und der Feste zu Tagen der Weihe und Heiligung des Lebens. Sie haben den Feiertag und ganz besonders den Sabbat in einen der geistigen Nahrung, nicht nur der körperlichen Erholung geweihten Tag verwandelt, und demgemäß angeordnet, den Ruhetag auch durch äußerliche Merkmale in Kleidung und Nahrung [4]) auszuzeichnen und seinen Ein- und Ausgang durch besondere Gebete (Kiddusch und Habdallah) zu segnen [5]). Esra und seine Gesinnungsgenossen haben mit diesem ihrem Werke dem jüdischen

---

[1]) Berachoth 33 a.
[2]) Megillah 5a.
[3]) Baba Kamma 82a; siehe Raschi zur Stelle.
[4]) Baba Kamma 82a.
[5]) Berachoth 33b.

Volke eine Quelle des Heils und des Trostes erschlossen, die ihm bis auf unsere Zeit Lebensrichtung und Lebensmöglichkeit gibt.

* *
*

Ein jüdischer Historiker behauptet, Esra wäre kein Staatsmann gewesen, und schreibt das Verdienst um die damals unternommene und durchgeführte Neugestaltung des Judentums vorwiegend Nehemia zu: dieser sei es gewesen, der das Volk mit seiner Lehre in Einklang gebracht, daß es sich als deren gefügiges Organ betrachte und sie in allen Lebensäußerungen betätige und verwirkliche [1]). Ich kann mich dieser Ansicht nicht anschließen. Man braucht ja nur die Bücher Esra und Nehemia [2]) mit einiger Aufmerksamkeit zu lesen, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß Esra der spiritus rector aller von Nehemia unternommenen Handlungen und bewirkten Taten gewesen war. Die Lösung der Mischehen, die Ausschließung der Samaritaner und der zu ihnen haltenden Stammesgenossen aus der jüdischen Gemeinschaft, die Gründung der Synogoge magna und der aus ihr hervorgegangenen zielbewußten Partei der Nibdalim (Pharisäer), die sich zur Aufgabe gestellt, das geistige Erbe der Väter zu pflegen und auszubauen, dies alles hat Esra nicht allein angeregt, sondern in Gemeinschaft mit Nehemia zur Ausführung gebracht. Freilich hat Nehemia in seiner Eigenschaft als Landpfleger von Judäa auch große politische Erfolge zu verzeichnen gehabt; allein die Aufgabe, die Esra sich gestellt, war ganz anderer Natur. Nehemia hatte die Angriffe der Samariter mit Erfolg bekämpft, die von ihnen beschädigte Mauer der heiligen Stadt wieder aufgebaut, sich der Armen und Unterdrückten angenommen und geordnete Zustände in Jerusalem wie im ganzen Lande hergestellt. Doch kaum war er an den persischen Hof zurückgekehrt, machten sich die alten Übelstände wieder bemerkbar und sind selbst nach seinem

---

[1]) Grätz Bd. II, 2. Seite 155.
[2]) Das Buch Nehemia gehörte in alter Zeit zum Buche Esra Siehe Sanhedrin 39 b.

zweiten Erscheinen in Jerusalem nicht gänzlich beseitigt worden.

Esra aber kämpfte weniger gegen den äußeren als den inneren Feind des Volkes: seine Unwissenheit, in der er die Quelle aller seiner Verirrungen erblickte. Er führte Israel daher an die lebenspendende Quelle der von Moses und den Propheten überkommenen Lehre, und umgab es so mit einer unzerstörbaren Mauer, die ihm nach dem Verlust der nationalen Selbständigkeit in allen Lagen des Lebens und Ländern der Welt als Schutz und Zuflucht diente. Nur war Esra äußerst bescheiden, der im Gegensatz zu Nehemia [1]) nie seine Verdienste um die Sache selbst erwähnte und Gott auch nicht anflehte, daß er sie ihm anrechnen möchte.

Spätere Geschlechter aber sahen in seiner Bescheidenheit seine eigentliche Geistesgröße, erkannten dankbar den Segen seiner Wirksamkeit an und sagten von ihm: Er war würdig, Israel die Gotteslehre zu offenbaren, nur war Moses ihm zuvor gekommen [2]).

Weder das Geburts- noch das Todesjahr dieses auf eine gleiche Stufe mit Moses gestellten Mannes ist bekannt. Nach einer Überlieferung soll er am neunten Tebet gestorben und in Jerusalem bestattet worden sein. Sein Name lebt jedoch im Herzen des jüdischen Volkes fort, und noch heute wird alljährlich in unseren Gotteshäusern am zehnten Tebet seiner in einer Slicha mit den Worten gedacht: Am neunten Tebet wurde entrissen unser Schmuck und unsere Krone, der Schriftgelehrte Esra, dessen Worte so lieblich klangen.

---

[1]) Sanhedrin 93 b.
[2]) Ibid 21 b.

Zur ältesten Geschichte des Christentums.

Von

Simon Bernfeld.

Für die Uranfänge des Christentums, für das Auftreten und Wirken des Täufers Johannes und die Lebensgeschichte Jesu Christi, haben wir die wichtigsten Geschichtsquellen in den Büchern des Neuen Testaments, namentlich aber in den Evangelien. Die wissenschaftliche Forschung, die objektiv die geschichtliche Wahrheit sucht, stößt bei der Benutzung dieser Schriften auf verschiedene Schwierigkeiten. Sie muß vor allem zugeben, daß da auch Unmögliches berichtet wird, d. h. viele Wundergeschichten, denen wirkliche Ereignisse nicht zu Grunde liegen können. Ferner widersprechen einander die Evangelisten in manchen sehr wichtigen Punkten, oder sie erzählen Dinge, die sich unmöglich so zugetragen haben können, da wir die Verhältnisse und Zustände in Palästina, dem Schauplatze dieser Ereignisse, aus anderen zuverlässigen Berichten genau kennen. Endlich ist auch zu erwägen, daß in der evangelischen Erzählung die Tendenz nur zu stark und zu häufig hervorleuchtet, und zwar nicht nur die polemische Tendenz gegen die Juden, die das Christentum im allgemeinen nicht anerkennen wollten, sondern auch gegen verschiedene Strömungen innerhalb der ersten christlichen Gemeinde selbst, hauptsächlich die Polemik zwischen der judenchristlichen und heidenchristlichen Richtung in der neuen Religion.

Die objektive wissenschaftliche Forschung wendet bei der Behandlung der evangelischen Berichte die kritische Methode an. Eine unbefangene Prüfung dieser Geschichtsquellen wird in erster Reihe dazu führen, daß man sich nach zuverlässigen, Vertrauen verdienenden Zeugnissen heidnischer oder jüdischer Schriftsteller umsieht. Allerdings wird man dabei in Erwägung ziehen müssen, daß heidnische Zeugen deshalb nicht ganz einwandsfrei sind, weil sie fremden Personen und Ereignissen gegenüber standen, die sie aus Unkenntnis der Dinge mißverstehen mußten; die jüdischen Zeugen hingegen müssen wir als nach der anderen Seite befangen halten. Also absolut sicher wären auch die externen Geschichtsquellen nicht. Eine Ausnahme würden nur solche jüdische Aussagen machen, die zwar den jüdischen Standpunkt nicht verleugnen, aber doch dem Christentum, insbesondere der Person Jesu gegenüber, Wohlwollen und Gerechtigkeit bekunden.

Für die älteste Zeit hat man die Angaben des bekannten römischen Geschichtsschreibers Tacitus, der in den „Annalen" über die Schandtaten des Kaisers Nero berichtet und dann hinzufügt, Nero habe die Schuld an der Feuersbrunst, die einen großen Teil Roms vernichtet hatte, auf die seinem Volk „wegen ihrer Schandtaten verhaßten" Christen geschoben und sie mit den ausgesuchtesten Strafen belegt. Wer diese Christen waren, erklärte Tacitus mit folgenden Worten: „Der, von welchem dieser Name stammt, Christus, war unter der Regierung des Tiberius vom Prokurator Pontius Pilatus hingerichtet worden, und der für den Augenblick unterdrückte verderbliche Aberglaube brach nicht nur in Judäa, dem Vaterlande dieses Unwesens, sondern auch in Rom, wo von allen Seiten alle nur denkbaren Gräuel und Abscheulichkeiten zusammenfließen, wieder aus." Das Urteil, welches Tacitus über das Christentum fällt, lautete zwar sehr ungünstig, aber wir haben doch in seinem Bericht eine Bestätigung der Geschichtlichkeit Jesu Christi und wenigstens des einen Ereignisses aus seinem Leben: seiner Hinrichtung durch den Landpfleger Pontius Pilatus in der Regierungszeit des Kaisers Tiberius.

Indessen ist dabei zu berücksichtigen, daß Tactius um das Jahr 55 n. Chr., also etwa fünfundzwanzig Jahre nach der Kreuzigung Jesu geboren wurde. Die „Annalen" schrieb er nach dem Tode des Domitian (18. September 96), zu einer Zeit, in der über das Christentum und die Person Jesu bereits verschiedene Schriften im Umlauf waren. Auch einige Evangelien waren damals bereits zusammengestellt. Wir kennen nicht die Quellen des Tacitus für seine Geschichtsdarstellung; heidnische Quellen, aus denen er geschöpft haben konnte, sind uns nicht bekannt. Es ist nicht ausgeschlossen, daß er die Vorgänge aus einem Evangelium erfahren hat, was ihn jedoch nicht abhielt, von seinem Standpunkt aus, da er allen orientalischen religiösen Vorstellungen abgeneigt war, die Dinge gehässig oder wenigstens verächtlich zu behandeln. Jedenfalls haben wir in dem kurzen nichtssagenden Bericht des Tacitus keine unanfechtbare Bestätigung der evangelischen Erzählung. Wir würden freilich auch nicht viel gewinnen, wenn wir diese Aussagen vollauf gelten lassen wollten; denn hier wird uns nur erzählt, daß sich die Christen nach einem Manne nannten, der während der Regierungszeit des Tiberius von Pontius Pilatus hingerichtet worden war.

Dem Berichte eines heidnischen Geschichtsschreibers gegenüber steht der eines angesehenen jüdischen, der älter als Tacitus ist, und dessen Schriften diesem zweifellos bekannt waren: Flavius Josephus, geboren 37 n. Chr. Er hat sich ausschließlich mit der jüdischen Geschichte befaßt und auf diesem Gebiete zwei große bedeutsame Werke geschrieben. Von ihm mußte erwartet werden, daß er auch ausführlich über die Person Jesu und über die Entstehung des Christentums, die sich geradezu vor seinen Augen abspielte, berichtete — zumal da er ja die kleinsten Ereignisse jener Zeit und von verschiedenen Männern erzählte, die vorgaben, der erwartete Messias zu sein, und viel Volk nach sich zogen. Das Schweigen Josephus' dem Christentum gegenüber läßt die Geschichtlichkeit der evangelischen Erzählung sehr fragwürdig erscheinen; es sei denn, daß man annehmen wollte, Josephus

hätte das Christentum absichtlich „totgeschwiegen". Ein rechter Grund dafür ist schwer zu finden; eher hätte man erwartet, daß dieser Historiker, wenn das Christentum in der Zeit, in der er seinen „Jüdischen Krieg" geschrieben hat (etwa um die Zeit 75—79 n. Chr.), bereits zu irgend einer Bedeutung gelangt wäre, für oder gegen diese merkwürdige Bewegung Stellung genommen hätte

In dem zweiten großen Geschichtswerk des Josephus finden wir in der Tat drei Stellen, die sich mit dem Täufer Johannes oder mit Jesus beschäftigen. Über Johannes berichtet er (Alt XVIII, 5, 2).

„Manche Juden glaubten übrigens, der Untergang der Streitmacht des Herodes sei dem Zorn Gottes zuzuschreiben, der für die Tötung des Täufers Johannes die gerechte Strafe gefordert habe. Diesen nämlich hatte Herodes hinrichten lassen, obwohl er ein edler Mann war, der die Juden anhielt, nach Vollkommenheit zu streben, indem er sie ermahnte, Gerechtigkeit gegen einander und Frömmigkeit gegen Gott zu üben und so zur Taufe zu kommen. Dann werde, verkündete er, die Taufe Gott angenehm sein, weil sie die Taufe nur zur Heiligung der Leiber, nicht aber zur Sühne für ihre Sünden anwendeten; die Seele nämlich sei dann ja schon vorher durch ein gerechtes Leben entsündigt. Da nun infolge der wunderbaren Anziehungskraft solcher Reden eine gewaltige Menschenmenge zu Johannes strömte, fürchtete Herodes, das Ansehen des Mannes, dessen Rat allgemein befolgt zu werden schien, möchte das Volk zum Aufruhr treiben; er hielt es daher für besser, ihn rechtzeitig aus dem Wege zu räumen, als beim Eintritt der Wendung der Dinge in Gefahr zu geraten und dies dann zu bereuen, wenn es zu spät sein würde. Auf diesen Verdacht hin ließ also Herodes den Johannes in Ketten legen, nach der Festung Machärus bringen, die ich oben erwähnt habe, und dort hinrichten. Sein Tod war, wie gesagt, nach der Überzeugung der Juden die Ursache für die Vernichtung des Heeres, da Gott in seinem Zorn diese Strafe über den Tetrarchen verhängt habe."

Von Jesus erzählt Josephus im Anschluß an seinen Bericht über einen in Jerusalem zur Zeit des Landpflegers Pontius Pilatus stattgehabten Aufstand und dessen Unterdrückung, nach dem Text unserer Ausgabe (das. 3, 3) folgendes: „Um diese Zeit lebte Jesus, ein weiser Mann, wenn man ihn überhaupt einen Menschen nennen darf. Er war nämlich der Vollbringer ganz unglaublicher Taten und der Lehrer aller Menschen, die mit Freuden die Wahrheit aufnahmen. So zog er viele Juden und auch viele Heiden an sich. Er war der Christus (d. h der Messias). Und obgleich ihn Pilatus auf Betreiben der Vornehmsten unseres Volkes zum Kreuzestode verurteilte, wurden doch seine früheren Anhänger ihm nicht untreu. Denn er erschien ihnen am dritten Tage wieder lebendig, wie gottgesandte Propheten dies und tausend andere wunderbare Dinge von ihm vorher verkündet hatten. Und noch bis auf den heutigen Tag besteht das Volk der Christen, die sich nach ihm nennen.“

Jesus wird in Josephus' Altertümern nach unserer Ausgabe noch einmal (XX, 9, 1) kurz erwähnt. Nach dem Tode des Landpflegers Festus wurde Albinus sein Nachfolger. In der Zwischenzeit, bis der neue Landpfleger in Judäa anlangte, führte der Hohepriester Anan II. in Jerusalem das Regiment. Ein Mann von großer Strenge und Härte, benutzte er die Gelegenheit und stellte vor Gericht verschiedene Gesetzesübertreter und auch „den Bruder des Jesus, der Christus genannt wird, namens Jakobus“, und ließ sie zum Tode verurteilen und steinigen.

Der Bericht des Josephus über Johannes' Verhaftung und Hinrichtung in der Festung Machärus, der allerdings mit der evangelischen Erzählung (Matth. 14, 3 ff; Mark. 6, 17 ff ; Lukas 3, 19) in Widerspruch steht, wurde von manchen Forschern als unecht bezeichnet; so von J. Chr. Hofmann (Der Brief Jakobi S. 4), Grätz (Geschichte der Juden 3. Bd. 4. Aufl S. 278) und in neuester Zeit auch von Schürer (Gesch. des jüdischen Volkes, 4. Aufl. I. 438). Man braucht kein besonderes Gewicht auf den

Umstand zu legen, daß an dieser Stelle die Festung Machärus als im Besitze des Tetrarchen Herodes Antipas erwähnt wird, während kurz zuvor, in dem vorangehenden Passus, von Josephus ausdrücklich hervorgehoben wird, daß diese Festung, in die sich des Herodes erste Gemahlin zu ihrem Vater, dem nabathäischen König Aretas, geflüchtet hat, „unter der Botmäßigkeit dieses Königs gestanden habe." Um diesen Widerspruch zu beseitigen, haben verschiedene Forscher die kühnsten und scharfsinnigsten Erklärungen unternommen, und Hitzig (Gesch. des Volkes Israel S. 567) verstieg sich sogar zu der Behauptung, daß die erste Stelle bei Josephus ein Einschiebsel sei. Mehr aber noch als dieses äußere Moment sprechen gewichtige innere dagegen. Josephus soll einfach für seine heidnischen Leser geschrieben haben: „Die Tötung Johannes des Täufers", ohne auch nur mit einem Wort zu erklären, was diese fremdartige Bezeichnung bedeutet (Grätz das.)! Und dann die salbungsvollen Worte, mit denen Josephus die Wirksamkeit des Johannes gekennzeichnet haben soll: „Dann werde, verkündigt er, die Taufe Gott angenehm sein, weil sie die Taufe nur zur Heiligung der Leiber, nicht aber zur Sühne für ihre Sünden anwendeten; die Seele nämlich sei dann ja schon vorher durch ein gerechtes Leben entsündigt." Dies klingt nach einer Homilie aus der Feder eines Judenchristen, der gegen die Annahme polemisiert, als ob die Taufe allein genügen könnte, den Menschen zu entsündigen, was in den paulinischen Kreisen so häufig behauptet worden ist. Was sich über diese Stelle bei Josephus sagen läßt, ist nur, daß sie schon ziemlich früh da hinein gekommen sein muß, da sie Origenes bereits gekannt hat und Eusebius sie vollständig zitiert (Schürer a. a. O. S. 438), und daß die Interpolation nicht allzu ungeschickt gemacht wurde — soweit eben ein judenchristlicher Autor seine Meinung dem Josephus, der diesen Dingen völlig fern stand, in den Mund legen konnte.

Eine größere Bedeutung hat die Stelle über das Auftreten Jesu Christi und seinen Tod. In der fast unübersehbaren Literatur über die Frage der Echtheit oder

Unechtheit dieses Berichtes, wollen wir von der Meinung der älteren Theologen, die kritiklos alles gelten ließen, ganz absehen. Von den neueren Forschern haben manche die Ansicht vertreten, daß die Stelle, so wie sie uns jetzt vorliegt, wohl unmöglich von Josephus herrühren könne; sie sei aber nicht gänzlich gefälscht, sondern bloß von christlicher Seite in eine andere Fassung gebracht worden. Es wird zugegeben, daß Josephus unmöglich gesagt haben konnte: „Jesus, ein weiser Mann, wenn man ihn überhaupt einen Menschen nennen darf.“ Ebenso wenig können von ihm die Worte gebraucht sein: „Er war nämlich der Vollbringer ganz unglaublicher Taten und der Lehrer aller Menschen, die mit Freuden die Wahrheit aufnahmen“; „er war der Christus“, „und obgleich ihn Pilatus auf Betreiben der Vornehmsten unseres Volkes zum Kreuzestod verurteilte, wurden doch seine früheren Anhänger ihm nicht untreu, denn er erschien ihnen am dritten Tage wieder lebend, wie gottgesandte Propheten dies und tausend andere Dinge von ihm vorher verkündigt haben.“ Wenn man alle diese Worte, die Josephus unmöglich geschrieben haben konnte, wegstreicht, was bleibt dann vom ganzen übrig? Man müßte eben nur zu der Annahme gelangen, es habe hier etwas Ungünstiges über Jesus gestanden, was von christlicher Seite in das Gegenteil umgewandelt worden sei. Hätten wir eine solche Äußerung über Jesus, so wäre wenigstens die Geschichtlichkeit seiner Person gesichert. Aber dies kann ja nur eine Vermutung sein, und alles spricht dafür, daß durch den Bericht über Jesus die geschichtliche Erzählung bei Josephus aus dem Zusammenhang gerissen ist. Man hat nämlich nicht genügend beachtet, daß Josephus zuvor (3, 2) von dem rücksichtslosen Vorgehen des Landpflegers Pilatus gegen die Juden in Jerusalem erzählt; dieser hatte einen Volksaufstand provoziert, um ihn dann mit der größten Grausamkeit zu unterdrücken. Dann fährt Josephus in seiner Erzählung fort (3, 4): „Gleichfalls um diese Zeit traf noch ein anderes Unglück die Juden . . . .“ Der Geschichtsschreiber schildert dann das Auftreten verschie-

dener jüdischer Gaukler und Abenteurer, die Unheil über das jüdische Volk brachten, und schließt den Bericht mit den Worten: „So kam es, daß die Juden um der Ruchlosigkeit jener vier Menschen willen aus Rom vertrieben wurden“ (Ende des dritten Kapitels des 18. Buches). Zwischen diesen beiden Erzählungen nimmt sich der Bericht über das Auftreten Jesu und die Entstehung des Christentums wie eine, freilich ungewollte, Satire gegen das Christentum aus.

Eine Äußerung des Josephus über Jesus, sei es eine günstige oder ungünstige, war aber in älterer Zeit überhaupt nicht bekannt. Die drei letzten Bücher der Altertümer (18—20) sind handschriftlich nur in drei Exemplaren aus dem elften Jahrhundert vorhanden. Das Vorhandensein des in Frage stehenden Passus in diesen Handschriften beweist nichts für dessen Echtheit, da er bereits von Eusebius (in der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts) erwähnt wird. Um diese Zeit war also bereits der Zusatz in Josephus' „Altertümern“ — an unpassender Stelle — angebracht. Hingegen hat Origenes, dem die Stelle über Johannes und die über Jakobus, „den Bruder Jesu Christi“ (s. weiter unten) bekannt waren, den Bericht über Jesus im Josephus nicht vor sich gehabt. In seiner Streitschrift gegen Celsus versucht er den Einwand seines Gegners zurückzuweisen, daß die Juden von Jesu Auftreten und Wirken nichts berichten. Er führt nun Josephus als Gewährsmann an, zitiert die Äußerung über Johannes und die über Jakobus, die ihm allerdings in einer anderen Form vorlag, weiß aber kein Wort von dem Passus über Jesus selbst. Es ist dies ein klarer Beweis dafür, daß Jesus da überhaupt nicht erwähnt wird. Hätte da etwas Ungünstiges über Jesus gestanden, so würde sich wohl Origenes die Mühe gegeben haben, auch die Angriffe des Josephus zurückzuweisen, und überhaupt wäre sein Verhalten zu dem jüdischen Geschichtsschreiber ein minder freundliches gewesen.

Als Beweis für die Echtheit dieses Passus wurde vielfach die bereits erwähnte Stelle über den Tod des Jakobus

angeführt. Wenn aber da keine Fälschung vorliegen sollte, so ist überhaupt kein Schriftsteller aus alter Zeit je gefälscht worden! Den Märtyrertod des Jakobus in der Zeit der ananischen Herrschaft kennt die Apostelgeschichte keineswegs. Der Verfasser dieses Buches, der gleichfalls Josephus' geschichtliche Werke gekannt und benutzt hat, kann sich garnicht in Schmähungen gegen den Hohenpriester Anan II genug tun. Josephus hat diesen strengen und harten Mann, der zu der Gegenpartei, zu den Sadduzäern, gehört hatte, als „einen Mann von heftiger und verwegener Gemütsart" geschildert; er gehörte zu der Sekte der Sadduzäer, die „im Gericht härter und liebloser waren" als die anderen Für den Verfasser der Apostelgeschichte, der sein Material überall zusammen gesucht hat, war nun dieser Anan eine recht geeignete Persönlichkeit, in ihr alle Gehässigkeit und Grausamkeit der orthodoxen Juden zu verkörpern. Anan II war es, der nach der Apostelgeschichte (23, 2) in einer öffentlichen Gerichtssitzung den Angeklagten Paulus in seiner Verteidigung durch Backenstreiche unterbrechen ließ, obwohl der Apostel nichts Ungebührliches gesagt hatte; dann beteiligte er sich an einem Meuchelmordanschlag gegen den verhaßten Paulus (23, 12 ff); am Ende vertrat er mit großer Energie die Anklage gegen Paulus vor dem Landpfleger Felix (24, 1 ff). Aber von der Hinrichtung des Jakobus, die doch die schlimmste Tat dieses bösen Menschen gewesen wäre, weiß die Apostelgeschichte, wissen alle Bücher des Neuen Testaments kein Sterbenswörtchen! Origenes, dem wohl diese Interpolation bereits vorgelegen hat, kennt sie in einer ganz anderen Form. An den Bericht über die Hinrichtung des Jakobus, „des Bruders Jesu Christi", knüpfte Josephus nach ihm noch die Bemerkung, daß Gott für die Tötung des frommen Mannes als Strafe die Zerstörung Jerusalems und des Tempels herbeigeführt habe — genau wie Herodes Antipas wegen der Tötung des Johannes eine schwere Niederlage erlitten hatte.

Von dem Märtyrertode des Jakobus weiß (nach der interpolierten Stelle bei Josephus) Hegesippus ausführ-

lich, aber sagenhaft zu erzählen: Jakobus wurde zuerst auf die Zinne des Tempels geführt und von da hinabgestürzt, dann gesteinigt und zuletzt noch von einem Walker mit seinem Walkholz totgeschlagen. Gründlicher kann wohl niemand totgemacht werden.

Es verdient noch hervorgehoben zu werden, daß der Hohepriester Anan II., dem in jenen Kreisen (wahrscheinlich bloß auf grund dieser Notiz bei Josephus) so viele Schandtaten nachgesagt wurden, und der sogar in der Apostelgeschichte zum Meuchelmörder gestempelt wird, von Josephus wohl als heftig und streng bezeichnet wird; aber es ist keineswegs bezeugt, daß er „Unschuldige" zum Tode habe verurteilen lassen (Grätz a. a. O. S. 443). Wie hätte er dies auch tun können? Die Todesurteile wurden ja, wie Josephus ausdrücklich sagt, vom Synedrion gefällt, und das oberste Gericht wird doch nicht, um dem Hohenpriester zum Gefallen zu handeln, Unschuldige verurteilt und hingerichtet haben? Anan war Sadduzäer und verfügte im obersten Gerichtshof über eine sadduzäische Mehrheit, und da die sadduzäische Richtung bekanntlich in der Strafrechtspflege rigoroser war als die pharisäische, so erfolgten damals Todesurteile, die nach der pharisäischen Auffassung nicht gerechtfertigt erschienen. Sonst schildert derselbe Josephus diesen Hohenpriester, der später an der Spitze der Regierung während des Krieges gegen Rom gestanden hat und vom Pöbel ermordet worden ist, als einen edlen und gerechten Mann. „Anan war nämlich nicht nur ein ehrwürdiger und höchst rechtschaffener Mann, sondern liebte es auch trotz der hohen Stellung, die ihm seine Geburt, sein Amt und Ansehen gaben, mit Jedermann, auch mit den niedrigsten Leuten, auf gleichem Fuße zu verkehren . . . stets setzte er den eigenen Vorteil dem Gemeinwohl nach" (Jüd. Krieg IV, 5, 2). Dieses Urteil fällte Josephus über den ihm persönlich nicht freundlich gesinnten Anan (Vita 39) in dem Buch, das er unmittelbar nach den Ereignissen geschrieben hat. In seiner Selbstbiographie (a. a. O.) beklagt sich Josephus über Anan und seine Freunde im Synedrion, daß sie sich von seinem Gegner Simon b.

Gamaliel gewinnen ließen (der Ausdruck „bestechen“ ist im Ärger gewählt und gewiß unzutreffend), ihn aus Galiläa zu entfernen.

Wir haben nun gesehen, welche Bewandtnis es mit den „Zeugnissen“ des Josephus über die Persönlichkeit Jesu und die Anfänge des Christentums hat. Wer aber noch darüber im Zweifel sein möchte, daß christliche Schriftsteller die geschichtlichen Werke des Josephus dazu benutzt haben, an ihnen passend erscheinenden Stellen solche Zeugnisse unterzubringen, der könnte sich davon überzeugen durch die Zusätze zum „Jüdischen Krieg“, die vor etwa drei Jahren bekannt wurden. A. Berendts*) macht auf solche Zusätze aufmerksam, die uns aus keiner Handschrift und keiner anderen Übersetzung des „Jüdischen Krieges“ bekannt sind; auch werden sie von keinem der älteren christlichen Schriftsteller zitiert. Die slavische Übersetzung des „Jüdischen Krieges“ aber, die sich in Rußland handschriftlich in mehreren Exemplaren befindet, war in den Kreisen der russischen Altertumsforscher schon früher bekannt, ohne daß sie, namentlich im Westen, die genügende Beachtung gefunden hatte.

Im Anschluß an Josephus Bericht über den falschen Alexander (Jüd. Krieg II, 7, 2) findet sich im slavischen Josephus folgende Erzählung vom Täufer Johannes (nach der Moskauer Handschrift Nr 651):

„Damals aber wandelte ein Mann unter den Juden in absonderlichen Gewändern, indem er Rindsfelle an seinem Körper angelegt (wörtlich: angeklebt — das hebräische „zamud“) hatte, überall da, wo der Körper nicht von seinem Haar bedeckt war. Aber dem Gesichte nach war er einem Wilden gleich. Dieser kam zu den Juden und rief sie zur Freiheit auf, sagend: „Gott hat mich gesandt, daß ich euch zeige den Weg des Gesetzes, auf dem ihr euch befreien werdet von vielen Gewalthabern. Und es wird nicht über euch herrschend sein ein Sterblicher, nur der Höchste, der mich gesandt hat“.

*) Die Zeugnisse vom Christentum im slavischen „de bello judaico“ des Josephus, Leipzig 1906.

Und da dieses das Volk gehört hatte, war es froh. Und es ging ihm nach ganz Judäa, das im Umkreis von Jerusalem liegt.

„Und nichts anders tat er ihnen, als daß er sie in die Flut des Jordans eintauchte und [dann] entließ, sie anweisend, sie möchten ablassen vom bösen Werke und [verheißend], es werde ihnen [dann] gegeben werden ein Kaiser [Herrscher], der sie befreien und alles Unbotmäßige ihnen unterwerfen, selbst aber niemand unterworfen sein werde [vergl. 5. B. Mos. 15, 6], von dem wir sprechen [d. h. der Messias, den wir erwarten]. Die einen lästerten, die andern aber gewannen Glauben.

„Und da er zu Archelaus geführt worden war, und sich versammelt hatten die Gesetzeskundigen, fragten sie ihn, wer er sei und wo er bisher gewesen sei. Und dies antwortete er und sprach:

„Rein [unschuldig = hebräisch naki] bin ich, als welchen mich eingeführt hat Gottes Geist und mich nährend von Rohr und Wurzeln und Holzspänen." Als jene aber sich auf ihn warfen, um [ihn] zu martern, ob er nicht ablassen werde von jenen Worten und Taten, da sprach er: „Euch geziemt es abzulassen von euren abscheulichen Taten und euch anzuschließen dem Herrn, eurem Gott".

„Und es erhob sich mit Wut Simon, der Herkunft nach ein Essäer, ein Schriftgelehrter, und dieser sprach: „Wir lesen an jedem Tage die göttlichen Bücher. Aber du, jetzt aus dem Walde gekommen wie ein Tier, so wagst du es wohl, uns zu lehren und die Leute zu verführen mit deiner ruchlosen Rede." Und er stürmte vor, um seinen Leib zu mißhandeln. Er aber, sie strafend, sprach: „Nicht werde ich euch enthüllen das in euch wohnende Geheimnis, da ihr es nicht gewollt habt. Damit ist über euch gekommen ein unsagbares Unglück und um euretwillen."

„Und nachdem er so gesprochen hatte, ging er fort auf die andere Seite des Jordans und indem niemand wagte ihn zu schelten, tat jener, was auch früher [er getan hatte]."

Auf diese Erzählung vom Auftreten des Johannes, das um 25 Jahre früher verlegt wird als in der evangelischen Erzählung und in der Interpolation unseres Josephus (Altertümer XVIII, 5, 2), folgt im slavischen Josephus der Bericht von der Gewaltherrschaft des Archelaus, seinem Traumgesicht und seiner Verbannung.

Nach der Erzählung in unserem Text des „Jüdischen Krieges“ (II, 9, 1), wo Josephus von den Städten berichtet, die Herodes Philippus, der Tetrach von Trachonitis, erbaut hatte, folgt im slavischen Josephustext die Erzählung von einem Traum des Philippus und dessen Deutung durch Johannes. Wir können dieses Stück als geschichtlich unwichtig übergehen; hervorzuheben ist nur, daß hier Johannes als „der Vorläufer“ (also im Sinne der evangelischen Erzählung) bezeichnet wird. Dann heißt es in der Erzählung:

„Und da er also gesprochen hatte, verstarb vor Abend Philippus und seine Gewalt [Reich] wurde dem Agrippa gegeben, und sein [des Philippus] Weib Herodias nahm Herodes, sein Bruder. Um ihretwillen aber verabscheuten ihn alle Gesetzeskundigen, wagten es aber nicht, vor seinen Augen ihn zu bezichtigen.

„Nur aber jener Mann, welchen man einen Wilden nannte, kam zu ihm mit Wut und sprach: „Weshalb hast du des Bruders Weib genommen, du Ruchloser? Weil dein Bruder gestorben ist erbarmungslosen Todes, so wirst auch du dahingemäht werden von der himmlischen Sichel. Nicht verstummen wird Gottes Ratschluß, sondern wird dich umbringen durch böse Trübsal in fremdem Lande. Denn nicht Samen erweckest du deinem Bruder, sondern befriedigst die fleischlichen Gelüste und treibst Ehebruch, da vier Kinder von ihm vorhanden sind.“ Als Herodes das hörte, wurde er zornig und er befahl, daß man ihn schlage und fortjage. Er aber bezichtigte den Herodes unaufhörlich, wo er ihn fand, und so lange, bis er ihm Gewalt antat und ihn niederzuhauen befahl.

„Es war aber sein Charakter absonderlich und seine Lebensweise nicht menschlich, wie ein fleischloser Geist

nämlich, so verharrte auch dieser. Seine Lippen kannten kein Brot, nicht einmal zum Passah genoß er ungesäuertes Brot, sagend: „Das zum Gedächtnis an Gott, der das Volk von der Knechtschaft befreit habe, [solches Brot] zum Essen gegeben ist zum . . . [unverständliches Wort], da der Weg trübselig war.“ Wein aber und Rauschtrank ließ er sich nicht einmal nahe kommen. Und jedes Tier[fleisch] verabscheute er, und jegliches Unrecht strafte [d. h. verwies] er, und zum Gebrauch dienten ihm Holzspäne.“

An Jüd. Krieg II, 9, 4, wo im griechischen Text berichtet wird, Pilatus habe dadurch den Unwillen des Volkes und neue Unruhen erweckt, daß er die Gelder des Heiligtums zum Bau einer Wasserleitung verwendet hatte, schließt sich im slavischen Josephustext eine ausführliche und überaus interessante Nachricht über Jesus und sein Wirken. Es heißt da:

„Damals trat ein Mann auf, wenn es anders geziemend ist, ihn einen Menschen zu nennen; sowohl seine Natur wie seine Gestalt waren menschlich, seine Erscheinung aber war mehr als menschlich. Seine Werke jedoch waren göttlich, und er wirkte Wundertaten, erstaunliche und kräftige [wohl wörtliche Übersetzung des hebr. „azumim“]. Da ist es mir nicht möglich, ihn einen Menschen zu nennen. Wiederum aber auf das allgemeine Wesen sehend, werde ich [ihn] auch nicht einen Engel nennen [von der mystischen Gottessohnschaft ist also da keine Rede].

„Und alles, was er wirkte durch irgend eine unsichtbare Kraft, wirkte er durch Wort und Befehl. Die einen sagten von ihm, daß der erste Gesetzgeber [Mose] auferstanden sei von den Toten und viele Heilungen und Künste darweise.

„Die andern aber meinten, daß er von Gott gesandt sei. Aber er widersetzte sich in vielem dem Gesetz und hielt den Sabbat nicht nach väterlichem Brauch. Doch wiederum verübte er auch nichts Schänd-

liches, noch Verbrechen, sondern nur durch Worte bewirkte er alles.*)

„Und viele aus dem Volke folgten ihm nach und nahmen seine Lehre auf.

„Und viele Seelen wurden wankend, meinend, daß sich dadurch befreien würden die jüdischen Stämme vom römischen Joch.

„Es war aber für ihn Gewohnheit, vor der Stadt auf dem Ölberge sich mehr aufzuhalten. Dort aber auch gewährte er die Heilungen den Leuten. Und es versammelten sich zu ihm von Knechten [d. h. Jünger, das hebr. „ebed"] hundert und fünfzig, aber vom Volke eine Menge.

„Da sie aber sahen seine Macht, daß er alles, was er wollte, ausführte durchs Wort, so befahlen sie ihm [richtiger: forderten sie ihn auf], daß er einziehe in die Stadt und die römischen Krieger und den Pilatus niederhaue und über sie [in einer anderen Handschrift richtiger: uns] herrsche. Aber jener verschmähte es. Und hernach, als Kunde war geworden davon den jüdischen Führern, da versammelten sie sich mit dem Hohenpriester und sprachen: „Wir sind machtlos und schwach, den Römern zu widerstehen. Da aber auch der Bogen gespannt ist, so wollen wir hingehn und dem Pilatus mitteilen, was wir gehört haben, und wir werden ohne Betrübnis sein, damit nicht, wenn er es von andern hört, wir sowohl des Vermögens beraubt, als auch selbst niedergemacht und die Kinder zerstreut werden." Und so gingen sie und teilten es dem Pilatus mit.

„Und dieser sandte sie und ließ viele aus dem Volke niederhauen. Und jenen Wundertäter ließ er herbeiführen. Und nachdem er in Betreff seiner ein Verhör angestellt hatte, sah er ein, daß er ein Wohltäter sei und kein Übeltäter, noch ein Aufrührer, noch ein nach der

---

*) Die Übersetzung ist etwas unbeholfen. Im hebr. Text (s. unten) wird zweifellos gestanden haben, daß Jesus, dessen Sabbatverletzung nur im verbotenen Heilen bestand, dies nicht durch Taten, was allein verboten ist, sondern durch Worte, d. h. durch deren magisch wirkende Kraft bewirkte.

Herrschaft Strebender, und ließ ihn frei. Er hatte nämlich sein sterbendes [d. h. totkrankes] Weib geheilt.

„Und er ging an seinen gewohnten Platz und tat die gewohnten Werke. Und da wiederum mehr Volk sich um ihn sammelte, so verherrlichte er sich durch sein Wirken mehr als alle.

„Vor Neid wurden die Gesetzeslehrer vergiftet und gaben dreißig Talente dem Pilatus, damit er ihn töte. Und dieser ließ ihnen, nachdem er [das Geld] genommen hatte, den Willen, damit sie selbst ihr Vorhaben ausführen. Und jene nahmen ihn und kreuzigten ihn gegen das väterliche Gesetz."

An Jüd. Krieg II, 11, 6, wo im griechischen Text von dem Tode Agrippa II. berichtet wird, worauf der Kaiser Claudius das jüdische Königreich, da Agrippas einziger Sohn noch zu jung war, wieder in eine römische Provinz umwandelte, wohin er als Statthalter zuerst den Caspius Fadus und bald darauf den abtrünnig gewordenen Neffen des Philosophen Philo, Tiberius Alexander schickte, anschließend an diese Erzählung befindet sich im slavischen Josephustext zuerst für diese beiden Statthalter das Lob, „daß sie beide das Volk im Frieden bewahrten, indem sie nicht gestatteten, sich in etwas von dem reinen Gesetze zu entfernen." Dann heißt es weiter:

„Wer aber auch vom Wort des Gesetzes [die bekannte hebr. Redensart: „debar thora"] abwich, so wurde er angeklagt von den Gesetzeslehrern. Um so häufiger verjagten sie ihn [einen solchen] und sandten ihn vor das Angesicht des Kaisers. Und da sich zur Zeit jener beiden [Statthalter] viele herausgestellt hatten als Knechte [Jünger] des vorher beschriebenen Wundertäters, und da sie zu den Leuten sprachen von ihrem Lehrer, daß er lebendig sei, da [obgleich] er auch gestorben sei, und daß jener euch befreien wird von der Knechtschaft, so hörten viele aus dem Volke auf die Genannten und nahmen ihre Gebote in sich auf; nicht um ihres Ruhmes willen; sie waren ja von den Geringen, die einen geradezu

Schuster, die anderen aber Sandalenmacher [oder] andere Handwerker.

„Und welche wunderbare Zeichen vollbrachten sie, in Wahrheit [alles], was sie wollten!

„Da aber jene edlen Landpfleger sahen die Verführung der Leute, bedachten sie mit den Schriftgelehrten, sie zu ergreifen und zu töten, damit das Kleine nicht klein sei, wenn es im Großen sich vollendet hat.

„Aber sie schämten sich und erschraken über die Zeichen, indem sie sagten: „Auf . . . [unverständliches Wort] wegen geschehen solche Wunder nicht. Wenn sie aber nicht von Gottes Ratschluß herstammen, so werden sie schnell überführt werden."

„Und sie gaben ihnen Gewalt [Erlaubnis], ihrem Willen gemäß zu handeln.

„Nachher aber belästigt von ihnen, entließen sie sie, die einen zum Kaiser, die andern aber nach Antiochien, andere aber in fremde Länder, zur Erprobung der Sache. Claudius aber entfernte die beiden Landpfleger [und] sandte den Cumanus."

Jüd. Krieg V, 5, 2, wo Josephus eine Beschreibung des Tempels gibt, der in diesem Krieg verbrannt wurde, heißt es in unserm Text: „An ihr (der steinernen Brustwehr) waren in gleichen Abständen Säulen angebracht, welche das Gesetz der Reinigkeit verkündeten, teils in griechischer und teils in römischer Sprache, daß nämlich kein Fremdstämmiger das Heiligtum betreten dürfe; denn Heiligtum hieß dieser zweite geweihte Raum, zu dem man auf vierzehn Stufen aus dem ersten Raum stieg." Im Anschluß daran heißt es in der slavischen Übersetzung:

„. . . und über jener Tafel mit Inschriften hing eine vierte*) Inschrift, in jenen [d. h. hebräischen] Buchstaben angebracht: „Jesus hat als König nicht regiert, er sei gekreuzigt von den Juden, weil er verkündigt hatte die Zerstörung der Stadt, und die Verödung [das hebr. „churban"] des Tempels."

*) Abweichend von unserem griechischen Text heißt es in der slavischen Übersetzung sehr einleuchtend, daß das Verbot auch in hebräischer Inschrift verkündet worden sei.

Am Schluß der Beschreibung des Vorhangs im Tempel (V, 5, 4) findet sich in der slavischen Übersetzung noch Folgendes:

„Dieser Vorhang war vor diesem Geschlecht ganz, weil das Volk fromm war, jetzt aber war es jammervoll, ihn anzusehen. Er war nämlich plötzlich zerrissen von oben bis zum Boden, als sie den Wohltäter, den Menschen und den, der durch sein Tun kein Mensch war, durch Bestechung dem Tode auslieferten.

„Und von vielen anderen schrecklichen Zeichen wird man erzählen können, die damals geschahen.

„Und man sagte, daß jener [Jesus], nachdem er getötet war, nach der Bestattung im Grabe nicht gefunden wurde.

„Die einen gaben nun vor, er sei auferstanden, die anderen aber, daß er gestohlen sei von seinen Freunden. Ich weiß aber nicht, welche richtiger sprachen. Denn auferstehen kann ein Toter von selbst nicht, wohl aber mit Hilfe des Gebets eines anderen Gerechten, außer wenn es ein Engel sein wird oder ein anderer von den himmlischen Gewaltigen, oder [wenn] Gott selbst erscheint wie ein Mensch und vollbringt, was er will und wandelt mit den Menschen und fällt und sich legt und aufersteht, wie es seinem Willen gemäß ist. Andere aber sagten, daß es nicht möglich war, ihn zu stehlen, weil man rund um sein Grab Wächter gesetzt hatte, dreißig Römer, aber tausend Juden. Solches wird von jenem Vorhang [erzählt]. Auch gegen die Ursache seines Zerreißens gibt es [Aussagen].“

In dem Bericht von den Vorzeichen vor dem Untergang Jerusalems (VI, 5, 2 ff.) heißt es bei der Besprechung der zweideutigen Orakel (5, 4) in der slavischen Übersetzung wie folgt:

„Die einen nämlich verstanden darunter [unter dem zukünftigen Weltherrscher) Herodes, die anderen aber den gekreuzigten Wundertäter Jesus, andere aber Vespasian.“

An dieser Stelle wird zum erstenmal Jesus ausdrücklich genannt, falls der Name nicht einfach durch den Übersetzer in den Text hineingekommen ist.

Ehe wir daran gehen, den geschichtlichen Wert dieser Zusätze zu beleuchten, wollen wir zuerst die Frage ihrer Autorschaft und des Zeitpunktes ihrer Abfassung erörtern.

Berendts suchte mit vielem Scharfsinn seine Ansicht zu erhärten, daß die Zusätze, wenigstens das Wesentliche von ihnen bis auf einige kleine Interpolationen, von Josephus selbst herrühren. Sie fehlen wohl in unserem griechischen Text und in den älteren aus dem griechischen Original geschöpften Übersetzungen, seien jedoch aus der hebräischen oder aramäischen Geschichte des jüdischen Krieges übernommen worden, die Josephus, wie er im Vorwort zu der griechischen Ausgabe ausdrücklich angibt, vor dieser in seiner Muttersprache geschrieben hat. Daß die griechische Ausgabe keine einfache Übersetzung der ersten war, braucht nicht erst bewiesen zu werden. Es ist somit nicht ausgeschlossen, daß tatsächlich in der hebräischen Geschichte Dinge gestanden haben, die Josephus in der griechischen Ausgabe wegzulassen für gut befand. Nach der Meinung Berendts' habe Josephus die in Rede stehenden Abschnitte den griechisch-römischen Lesern der griechischen Ausgabe seines Geschichtswerkes vorenthalten, weil er ihnen solche Dinge nicht habe mitteilen wollen.

Indessen hat Johannes Frey*) zweifellos recht, wenn er die Meinung Berendts' bekämpft und die Zusätze zum slavischen Josephustext nicht für von Josephus selbst herrührend hält. Was sich gegen die Echtheit der in den Altertümen vorhandenen Stellen über Johannes und Jesus sagen läßt, paßt im allgemeinen auch bezüglich der Zusätze im slavischen Josephustext des Jüd.

*) Johannes Frey, Die Probleme der Leidensgeschichte Jesu (Leipzig 1907) Teil I, ein Buch, das sich durch gründliche und vorurteilslose Forschung auszeichnet.

Krieges. Josephus kann unmöglich Johannes als „den Vorläufer“ bezeichnet haben; das setzt eine ziemlich weitgehende Entwickelung der christlichen Lehre voraus, die zu Josephus Zeiten noch nicht so weit gediehen war, und am allerwenigsten hat Josephus solchen Glauben an Jesus gehegt, daß er Johannes gläubig als dessen „Vorläufer“ bezeichnet hätte. Dazu finden wir im zweiten Bericht über das Auftreten des Johannes und dessen Ende dieselben geschichtlichen Schnitzer wie in der evangelischen Erzählung, was noch dazu mit Josephus' eigenen Worten an anderer Stelle stark in Widerspruch steht. Aus Josephus (Alt. XVIII, 5, 4) wissen wir, daß der erste Mann der Herodias nicht Herodes Philippus, der Tetrach von Trachonitis, war, sondern Herodes Boëthus, dem der Vater zuerst die Nachfolge in Judäa zugedacht hatte, aber ihn später enterbte. Hingegen ist Herodes Philippus (der erste Mann der Salome und nicht ihr Vater) kinderlos gestorben, nicht, wie es in den Zusätzen heißt, mit Hinterlassung von vier Kindern. Die Annahme, Josephus hätte diese Einzelheiten zuerst nicht genau gekannt und deshalb hier falsch berichtet, seinen Irrtum aber später in den Altertümern richtig gestellt (Berendts S. 58 f.), braucht kaum erst widerlegt zu werden. Josephus war mit vielen Mitgliedern der Familie Herodes, namentlich mit Agrippa II., einem Neffen der Herodias, befreundet und mußte die Verhältnisse dieser Familie genau gekannt haben. Daß Philippus kinderlos geblieben ist, infolgedessen sein Gebiet zur Provinz Syrien geschlagen wurde, eine solche wichtige geschichtliche Tatsache konnte Josephus unmöglich, während er die hebräische Geschichte des jüdischen Krieges schrieb, unbekannt gewesen sein. Die Äußerungen über Jesus können aus inneren Gründen nicht von Josephus stammen. Zwar atmen sie nicht den starken Haß gegen die Gesetzeslehrer und die offiziellen Vertreter des Judentums, von dem die evangelische Erzählung beherrscht ist. Aber sie setzen doch den Glauben an die Messianität Jesu voraus und nähern sich sogar dem erst später entwickelten Gedanken von der übermenschlichen Natur Jesu. Ja, wir finden

da bereits den kühnen Gedanken, daß in Jesus sich Gott selbst für eine bestimmte Zeit verkörpert hätte, womit der Glaube an die Auferstehung Jesu nach dem Tode zu erklären versucht wird. Die Aeußerungen in den Zusätzen sind naiver und nicht so herausfordernd wie in der evangelischen Erzählung; aber einem Juden können sie gewiß nicht in den Mund gelegt werden.

Wir wollen nun die Ansicht, die hauptsächlich von Frey (a. a. O. S. 35) vertreten wird, untersuchen — daß nämlich die Zusätze wohl nicht von Josephus selbst herrühren, aber von einem Juden, und zwar alle von einer Hand (bis auf wenige Interpolationen); daß sie ferner so alt seien wie die Geschichte des jüdischen Krieges selbst, d. h daß sie aus dem letzten Viertel des ersten Jahrhunderts stammen. Bei dieser Untersuchung möchte ich vorerst darauf aufmerksam machen (was bis jetzt nicht beachtet worden ist), daß die Zusätze ursprünglich hebräisch geschrieben waren. Dies leuchtet noch aus der Uebersetzung deutlich hervor, und manche Undeutlichkeiten im slavischen Text lassen sich sehr gut aus der schwankenden und mehrsinnigen Bedeutung verschiedener hebräischer Worte erklären. Ich lasse es dabei dahingestellt sein, ob wir im slavischen Text eine unmittelbare Uebersetzung aus dem Hebräischen haben, oder eine aus dem Griechischen, die ihrerseits aus dem hebräischen Original geflossen ist. Jedenfalls ist die ursprünglich hebräische Fassung unverkennbar. Ich habe dies bei manchen Stellen vermerkt, aber zweifellos läßt sich dies am Ganzen nachweisen.

Gehen wir von dieser Voraussetzung aus, so erscheint es leichter, den Kreis zu bestimmen, in dem diese evangelische Erzählung entstanden ist. Ein Jude kann nicht einmal den Bericht über das Auftreten Johannes' geschrieben haben, es sei denn, daß wir wiederum eine spätere Interpolation annehmen wollten — wohl aber ein Judenchrist in ziemlich früher Zeit, bevor die kanonischen Evangelien in der uns vorliegenden Form endgiltig redigiert waren und ihr kanonisches Ansehen

erhalten hatten. Die Zusätze widersprechen den kanonischen Erzählungen in den wichtigsten Punkten, was freilich nicht viel auf sich hat, da die Evangelien selbst einander schroff widersprechen. Sie zeigen uns aber das Christentum in einem früheren, ursprünglicheren Stadium; die ganze Christologie ist noch unfertig und erst in der Entwickelung begriffen. So konnten nur Judenchristen denken und schreiben, bevor das paulinische Christentum eine solche Macht gewonnen hatte, deren Einfluß wir in der Umarbeitung des Evangeliums Matthäus erblicken. So wie die evangelische Erzählung in den slavischen Zusätzen mag das Evangelium Matthäus in seiner ersten Fassung gelautet haben. Die Ansicht Frey's kann man daher mit einigen Einschränkungen annehmen, wobei es nicht viel darauf ankommt, ob wir die Abfassungszeit der Zusätze etwas tiefer, ungefähr gegen Ende des ersten oder Anfang des zweiten Jahrhunderts herabsetzen.

Sehen wir nun, was uns die evangelische Erzählung in ihrer ursprünglichen Fassung lehrt.

I.

Aus der Erzählung der kanonischen Evangelien geht unzweifelhaft hervor, daß Johannes der Vorläufer Jesu war, sodaß der Gedanke naheliegt, daß Jesus aus dem Johannëischen Kreis hervorgegangen ist. Die evangelische Erzählung wendet auf dieses Verhältnis Johannes' zu Jesu den Bibelvers Maleachi 3, 1 an, allerdings nur in einer unrichtigen Anführung*); Markus widerfährt sogar der kleine Unfall, daß er den in Rede stehenden Vers erstens falsch zitert und ihn obendrein gar Jesaja zuschreibt (Markus 1, 2). Das letzte kam davon, daß die Evangelisten die prophetischen Reden Jesajas fleißig gelesen hatten und die Idee der „Heilshoffnung“, freilich

*) In Maleachi 3, 1 heißt es: Ich schicke meinen Boten, und er wird mir den Weg bahnen. Matth. 11, 10 und Markus 1, 2 haben in Bezug auf Johannes: „Ich schicke meinen Boten vor dir, und er wird dir den Weg bahnen.“

entgegen dem klaren Sinne der Jesajanischen Worte, für das Christentum benutzten. Das setzt auch voraus, daß Johannes älter war als Jesus. Die Spuren dieses Verhältnisses ganz verwischen konnten oder wollten die Evangelisten nicht; aber sie waren bemüht, Jesus, den Gottessohn, völlig unabhängig von Johannes zu machen, was sie verschiedenartig zum Ausdruck brachten. Johannes hatte Jesus noch garnicht gekannt, als er den Pharisäern und Sadduzäern, die zu ihm gekommen waren, zurief: „Ich taufe euch im Wasser zur Buße; der aber, der nach mir kommt, wird stärker sein als ich, daß ich zu gering bin, ihm die Schuhe nachzutragen; er wird euch taufen im heiligen Geist und im Feuer.“ Als Jesus dann zu Johannes kam, sich von ihm taufen zu lassen, weigerte sich Johannes zuerst, die Taufe an Jesus zu vollziehen; er sei dessen nicht würdig. Jesus aber bestand darauf, weil es sich so gezieme (Matth. 3, 1—17). Dasselbe wiederholte sich später, als Johannes bereits im Gefängnis war, wo er von den Wundertaten Jesu hörte (11, 2—19). Auch Markus schildert die Vorgänge in dieser Weise (1, 2 ff).

Der dritte Evangelist, Lukas, konnte sich damit nicht abfinden, weshalb er noch viel weiter ging; er machte Johannes zum Altersgenossen Jesu, was der Darstellung der beiden ersten Evangelisten widerspricht. Lukas hat zweifellos die Schriften des Josephus gekannt, und die Einleitung und Widmung zu seinem Evangelium hat er den späteren Werken des jüdischen Geschichtsschreibers abgeguckt. Ihnen entnahm er Verschiedenes, was er in seiner Erzählung passend verwertete. Er läßt Johannes von dem Hohenpriester Sacharja abstammen (die hohepriesterliche Würde geht aus Lukas 1, 10 und 21 hervor, was aber Lukas selbst nicht richtig verstanden hat; vergl. 1, 9). Seine wunderbare Geburt, die mit der des Propheten Samuel große Aehnlichkeit hat, fällt etwa sechs Monate vor der Geburt Jesu (1, 26 und 36). Auch nach Lukas lehnte es Johannes ab, der erwartete Messias zu sein, indem er auf den „Stärkeren“ hinwies, der nach ihm kommen würde. Jesus, der Altersgenosse des Johannes, wird auch nicht mehr durch diesen getauft,

vielmehr taufte sich Jesus selbst, als Johannes bereits ins Gefängnis geworfen war (3, 18—22).

Wir erfahren aber aus den Zusätzen im slavischen Josephustext, daß Johannes viel älter war als Jesus. Etwa fünfundzwanzig Jahre vor dem Auftreten Jesu erregte bereits Johannes durch sein Wirken das Mißtrauen des Archelaus. Johannes wirkte ein ganzes Menschenalter hindurch, bis ihn der Tetrarch Herodes Antipas hinrichten ließ.

Die in den Evangelien (Matth. 14, 3 ff; Mark. 6, 17 ff; Luk. 3, 19) erzählte Verhaftung des Johannes wegen der Bezichtigung des Tetrarchen in der Angelegenheit seiner unerlaubten Ehe mit Herodias, wird auch in den Zusätzen berichtet, und auch da mit demselben Irrtum, als ob Herodes Philippus, der erste Mann der Salome und Schwiegersohn der Herodias, der erste Gatte der Horodias gewesen wäre. Die unmögliche Anekdote mit dem Tanz der Salome (die damals gar kein „Mägdelein" mehr war, sondern mit Philippus bereits verheiratet, vielleicht sogar schon Witwe), von der auch Lukas nichts weiß, kommt in den Zusätzen nicht vor. Sehen wir von zwei kleinen Irrtümern ab (daß der erste Gatte der Herodias Philippus hieß, und daß die spätere Gattin des Antipas aus ihrer ersten Ehe vier Kinder hatte, während es in Wahrheit nur die Tochter Salome war), die einem judenchristlichen, wahrscheinlich vom armen Volk stammenden Schreiber wohl unterlaufen durften, so erscheint uns diese Episode erst jetzt erklärlich. Herodias hatte nicht ihren Schwager bei Lebzeiten ihres ersten Gatten geheiratet, wie allgemein irrtümlich angenommen wird (Grätz a. a. O S. 316, 2. Anm.), sondern erst als Witwe (dies geht auch aus Jos. Alt. XVIII, 5, 4 hervor). Die Ehe war insofern „gegen das väterliche Gesetz", als ja Herodes Boëthus eine Tochter hinterließ; es war somit eine biblisch (vielleicht nur nach der pharisäischen Auffassung) unerlaubte Schwagerehe, die ihnen von vielen verargt wurde. In den Zusätzen wird das deutlich hervorgehoben.

II.

Noch wichtiger und inhaltsvoller sind die Berichte über Jesus. Vor allem die Erzählung, daß „sie" (d. h. die Unzufriedenen, die das drückende Joch der Römerherrschaft abschütteln wollten) Jesus aufgefordert haben, den Kampf gegen das römische Regiment aufzunehmen, was Jesus allerdings abgelehnt haben soll. Es wurde darauf in judenchristlichen Kreisen, d. h. unter den ersten Anhängern Jesu, erzählt, die verantwortlichen Führer der Juden hätten gefürchtet, der römische Statthalter Pilatus könnte davon erfahren und dies seiner Gewohnheit nach zu neuen Drangsalen und Erpressungen gegen die Juden benutzen. Sie hätten sich deshalb beeilt, die Sache selbst dem Pilatus vorzutragen, der Jesus verhaften und vernehmen ließ, ihn aber dann freigab. Von dem ganzen gegen Jesus geführten Kampf mit allen seinen häßlichen und heimtückischen Einzelheiten, in deren Aufzählung die Evangelisten förmlich schwelgen, weiß die älteste und allein wahrscheinlich klingende Erzählung kein Wort. Daß diese Darstellung der Wahrheit entspricht, geht auch aus dem Bericht im vierten Evangelium hervor, worauf Berendts (a. a. O. S. 43 ff.) treffend hinweist. Johannes, der freilich die Dinge phantastisch vorzutragen liebt, berichtet von der Synedrialsitzung, die sich mit der Angelegenheit Jesu beschäftigt hat, daß die Mitglieder des Synedrions besorgt gefragt hätten: „Was sollen wir nun machen? Dieser Mann verrichtet viele Wundertaten, und wenn wir ihn gewähren lassen, so glauben an ihn alle, und die Römer kommen dann und entreißen uns unser Land und unser Volk." Darauf sprach der Hohepriester Kaiphas den Gedanken aus, man müsse in einem solchem Fall lieber einen Mann opfern, als das ganze Volk zugrunde gehen lassen (11, 47 ff.). In den Zusätzen kehrt dieser Gedanke wieder, nur ohne den dichterischen Aufputz, durch den sich das vierte Evangelium überhaupt auszeichnet. Es muß nicht durchaus wahr sein, daß sich die Dinge gerade so abgespielt

hätten; aber unter den ersten Christen glaubte man dies. Es ist leicht möglich, und ich will dies nachher dartun, daß sich die Führer des Volkes nach der Verhaftung Jesu passiv verhalten haben, aus Furcht, die volkstümliche Bewegung, die zweifellos einen politischen Hintergrund hatte, könnte von den Römern dem ganzen jüdischen Volk zur Last gelegt werden.

Und wenn die Darstellung in den Zusätzen auch auf Wahrheit beruhen sollte, wenn die verantwortlichen Führer der Juden wirklich eine schreckliche Katastrophe hätten abwenden wollen, weshalb sie die revolutionäre Bewegung im Keim zu ersticken bedacht waren? Krugebühl (Das Evangelium der Wahrheit II, 297) meint, daß man das Synedrion „für übermenschlich scharfsinnig“ halten müßte, daß es schon in jener Zeit das Unglück vorausgesehen habe, das später über das jüdische Volk infolge der übereilten Freiheitsbewegung hereingebrochen ist. Darauf erwidert Frey (a. a. O. S. 42) sehr richtig, daß dazu kein übermenschlicher Scharfsinn gehörte. „Die Synedristen hätten mit Blindheit geschlagen gewesen sein müssen, wenn sie es nicht erkannt hätten.“ „Sollten wirklich die klugen Synedristen so töricht gewesen sein, sich der zufriedenen Überzeugung hinzugeben, weiter als jetzt würden die Römer nie gehen und auch im Falle eines Volksaufruhrs oder bei einer anderen passenden Gelegenheit den zurzeit herrschenden Rechtszustand nicht weiter antasten?“

Mögen sich also die Synedristen zu dieser gefährlichen Angelegenheit verhalten haben, wie in den Zusätzen angegeben wird, jedenfalls weiß dieser Bericht nichts von dem unmöglichen Prozeß vor dem Synedrion, von dem uns die drei ersten Evangelisten erzählen, während der vierte Evangelist ebenfalls von diesem Prozeß nichts weiß. Man hat bisher stets die sogenannten Synoptiker für im allgemeinen geschichtlich gehalten und deshalb die Schilderung des an hundert Unmöglichkeiten scheiternden Prozesses Jesu als geschichtliche Tatsache hingenommen. Welche Spitzfindigkeit, ich hätte beinahe gesagt, welche

„talmudische" Spitzfindigkeit, wurde nicht selbst von freisinnigen Theologen (siehe z. B. Keim, Die Geschichte Jesu von Nazara III, S. 372) aufgewendet, um diesen Prozeß am ersten Passahtag, der damals noch dazu auf einen Sabbat fiel (Luk. 23, 56 und 24, 1) möglich zu machen! Daß Jesus mit seinen Jüngern noch in der letzten Nacht vor seiner Verhaftung das Passahmahl genossen hat, schildern die Synoptiker übereinstimmend. Jesus muß somit in der Nacht zum ersten Passahtag, bekanntlich bei den Juden bereits strenger Feiertag (und dazu noch Sabbat!), verhaftet und zum Hohenpriester geführt worden sein, worauf am folgenden Tage die förmliche Gerichtsverhandlung vor dem Synedrion, die Hinrichtung und die Beerdigung des Hingerichteten stattgefunden hätten. Dabei wird ausdrücklich (Mark. 15, 42) hervorgehoben, daß Jesus am Rüstetag, d. h. also vor Beginn des Passahfestes, vom Kreuz abgenommen und bestattet worden sei (vergl. auch Luk. 23, 54 ff, wo gesagt wird, daß man des herannahenden Sabbats wegen mit der Bestattung Eile hatte). Ewald (Geschichte des Volkes Israel 3. Aufl. V, S. 547 ff.) vertritt die Ansicht, das Abschiedsmahl vor der Verhaftung sei gar nicht das Passahmahl gewesen, obgleich die synoptischen Evangelisten (Matth. 26, 17—30, Mark. 14, 12—26, Luk. 22, 7 ff.) übereinstimmend dieses Mahl als das Passahmahl schildern. Man hat sich sogar zu der Behauptung verstiegen, Jesus hätte mit seinen Jüngern in Vorahnung dessen, daß er nicht mehr das Passahfest erleben würde, schon einen Tag zuvor das Passahlamm genossen. Als ob man dies so ohne weiteres hätte tun können, da ja das Passahlamm nur im Heiligtum geschlachtet werden konnte!

Und wenn man uns erst sagen wollte, wofür Jesus von den Juden zum Tode verurteilt wurde. Wenn man eine gerichtliche Verhandlung mit allen vorgeschriebenen Formen annimmt, müßte man doch zuvor das Delikt angeben, worüber verhandelt wurde. Im Grunde genommen, waren die Evangelisten selbst darüber im Unklaren, weil sie wohl den Prozeß erfinden konnten, aber nicht die Grundlage für ihn. Die Sage, daß die Juden

Jesus wegen eines Vergehens gegen das Judentum oder wegen der von ihm behaupteten Gottessohnschaft verurteilt hätten, hat sich zu einer Zeit gebildet, als in diesen Kreisen nicht mehr so viel Kenntnis vom Judentum vorhanden war, um die gegen Jesus erhobene Anklage richtig zu begründen und zu formulieren.

Es wird berichtet (Matth. 26, 59 ff., Mark. 14, 55 ff.), daß die Feinde Jesu falsche Zeugen gegen ihn aufgestellt haben. Aber trotz der Feindseligkeit, die im Synedrion gegen ihn herrschte, wurden die Zeugen vorschriftsmäßig eingehend vernommen und zurückgewiesen. Also ganz gewissenlos und mit souveräner Mißachtung aller gesetzlichen Formen ging man doch gegen den Angeklagten, selbst nach dem Bericht der Evangelisten, nicht vor. Dann meldeten sich zwei Zeugen, die bekundeten, Jesus hätte sich dessen gerühmt, er könnte das Heiligtum zerstören und es in drei Tagen wieder aufbauen. Der Hohepriester, der den Vorsitz führte, scheint aber dieses alberne Geschwätz ganz unbeachtet gelassen zu haben (Matth. 26, 61). Denn trotzdem Jesus auf diese Anklage keine Antwort geben wollte, ging der Hohepriester darüber hinweg. Markus bezeugt sogar ausdrücklich, daß die Untersuchung dieses Anklagepunktes dessen Haltlosigkeit ergeben habe (14, 59). Jetzt tritt der Hohepriester mit einer feierlichen Beschwörung (Nachdichtung von Josua 7, 19) des Angeklagten auf, er möge ihnen ehrlich gestehen, ob er der Messias, der Sohn Gottes, sei. Jesus soll darauf geantwortet haben: „Du sagst es; ich aber verkünde euch, daß ihr bald den Menschensohn sehen werdet zur Rechten des Allmächtigen ankommend auf den Himmelswolken.“ Das fanden die Richter als eine Gotteslästerung, worauf die Verurteilung erfolgte.

Aber abgesehen davon, daß darin gar keine Gotteslästerung lag, da die Bezeichnung des Menschen als Kind Gottes in der Bibel häufig vorkommt, und das Ganze in jenen Kreisen erst erdichtet worden sein konnte, als sie sich vom Judentum völlig trennten und Jesus zum Gottessohne im mystisch-religiösen Sinne machten — abgesehen also davon, muß doch bemerkt werden, daß man

Jesus nicht wegen eines Verbrechens verhaften konnte, das er erst während der Verhandlung begangen hat. Und wenn die Geschichte mit der Anklage und Verurteilung wahr wäre, was hätte die ganze Verhandlung vor Pilatus zu bedeuten, der den Grund der Verurteilung wissen wollte? Es wäre ja die einfache Antwort am Platz gewesen: der Mann hat vor dem höchsten Gerichtshof eine Gotteslästerung ausgesprochen. Solches schwere, oder richtiger, dieses schwerste Verbrechen nahmen die Heiden viel ernster als die Juden. Es hätte Pilatus garnicht einfallen können, einen Gotteslästerer vor der verdienten Strafe schützen zu wollen.

Und was will es bedeuten, daß die Juden, denen die Losbitte eines Gefangenen vom Landpfleger freigestellt worden war, zur Enttäuschung des „menschenfreundlichen" Pilatus lieber den Barabbas als Jesus losbaten? Konnte es überhaupt nach den damaligen religiösen Vorstellungen etwas Schlimmeres geben als Gotteslästerung?

Der ganze Prozeß vor dem Synedrion ist weiter nichts als eine Erfindung aus späterer Zeit.

Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß alles, was sich sonst in jüdischen Quellen von dem Prozeß Jesu findet, keiner geschichtlichen Ueberlieferung entstammt, sondern in viel späterer Zeit sagenhaft entstanden ist. Als das Christentum bereits fest begründet war, und die evangelische Erzählung den Glauben an das Auftreten und Wirken Jesu auf Wundergeschichten aufgebaut hatte, bildeten sich in jüdischen Kreisen in polemischer Absicht andere Legenden aus, welche diese Wundergeschichten und die sonstigen Erlebnisse Jesu in einem anderen Licht darstellten (Grätz a. a. O. S. 304). Aber auch die in der Mischna (Sanhedrin 7, 10) und in den verwandten Schriften geschilderte Prozedur einer Anklage und Verurteilung wegen Verführung zum Götzendienst kann unmöglich als „authentische Quelle" für den Prozeß Jesu gelten. Die Schilderung ist allgemein und theoretisch gehalten, wie vieles in der Mischna Sanhedrin, die Rechtsgrundsätze und die Prozeßordnung betreffend.

Jedenfalls paßt die dort gegebene Beschreibung eines Verführers zum Götzendienst (mesit) auf Jesus gewiß nicht, da er doch nicht zum Götzendienst verleiten wollte.

III.

In den Zusätzen heißt es ferner: nachdem Pilatus Jesus freigelassen hatte, „wurden die Gesetzeslehrer von Neid vergiftet"; sie bestachen Pilatus mit dreißig Talenten, Jesus zu verderben. Der bestechliche Landpfleger tat ihnen den Willen, und sie kreuzigten ihn „gegen das väterliche Gesetz." Die letzte Bemerkung soll wohl nur als Erklärung dafür dienen, wie es kam, daß Jesus, wenn er durch Juden hingerichtet worden sei, den Kreuzigungstod erlitt, da doch bekanntlich diese Hinrichtungsart bei den Juden nicht gestattet war. Natürlich ist es ausgeschlossen, daß die Juden in diesem Fall eine Ausnahme gemacht hätten, da dazu gar kein Grund vorlag.

Die Evangelisten zeigen sich alle bemüht, Pilatus reinzuwaschen und die Hinrichtung Jesu nicht der römischen Obrigkeit, sondern lediglich den Juden zur Last zu legen. Die Tendenz ist ja klar. In der Zeit, als die kanonischen Evangelien entstanden sind oder die letzte Redaktion erhalten haben, hatte das Christentum bereits den jüdischen Kreis verlassen, aus dem es hervorgegangen war, um unter den Heiden starke Verbreitung zu finden. Das heidnische Rom wehrte sich bekanntlich mit aller Macht gegen die neue Religion, und namentlich seit Trajan begann die kaiserliche Regierung mit strengen Maßregeln gegen die Christen und auch gegen alle, die man der Hinneigung zum Christentum bezichtigte. Man wollte daher in heidenchristlichen Kreisen immer die Römerfreundlichkeit der christlichen Sekte betonen: daß von Anfang an nicht die Römer, sondern die Juden die Feinde Christi waren; nicht Pilatus habe ihn hinrichten lassen, sondern die Juden. Pilatus sei gezwungen gewesen, den Juden den Willen zu tun, nachdem er sich vergebliche

Mühe gegeben hätte, den Unschuldigen zu retten. Der Verfasser der Zusätze, dem man doch kaum freundliche Gesinnung gegen die Juden zuschreiben wird, bezichtigt offen den Pilatus, er habe sich von den Juden mit dreißig Talenten bestechen lassen. Die Erzählung von der Bestechung des Pilatus halte ich für geschichtlich, jedoch in einem anderen Sinne. Daß Pilatus habgierig und bestechlich war, dies bezeugt ausdrücklich Philo (Legatio ad Cajum 38): „Bestechlichkeit, Gewalttaten, Räubereien, Mißhandlungen, Kränkungen, fortwährende Hinrichtungen ohne Urteilsspruch, endlose und unerträgliche Grausamkeit" — solche Schandtaten wirft der jüdische Philosoph dieser elenden Kreatur römischer Unterdrückungspolitik vor. Und dieses Zeugnis eines edlen Mannes fällt gewiß schwerer ins Gewicht, als die Lobhudeleien anonymer Schriftsteller, die wenigstens 60—70 Jahre nach den geschilderten Ereignissen gelebt haben; denen wir auch sonst Irrtümer und Entstellungen der Tatsachen auf Schritt und Tritt nachweisen können, und bei denen kaum ein Zitat aus dem biblischem Schrifttum, mit dessen Kenntnis sie so sehr prunkten, richtig ist. Auch Josephus (Alt. XVIII, 3, 1 ff.; Jüdischer Krieg II, 9, 2 ff.) weiß viel von der hervorragenden Grausamkeit und Gemeinheit dieses römischen Statthalters zu berichten

Wenn wir die Person Jesu für geschichtlich erklären wollen (nach meiner Auffassung ist sie nicht ganz erfunden, wie jetzt vielfach behauptet wird), so kann es sich nur darum handeln, daß in jener Zeit, etwa 30—40 Jahre vor dem unglücklichen Kriege, die Spannung in Judäa infolge der ewigen Quälereien durch die Landpfleger aufs Höchste gestiegen war: Gerade die letzten Statthalter von Judäa waren zumeist grausame und habgierige Menschen, die das unglückliche Land auszusaugen und das unglückliche Volk aufs Blut zu peinigen bestrebt waren (vergl. Schürer I, 485). Im Volke lebten die messianischen Hoffnungen, daß ein „Messias, ein Sohn Davids", erstehen werde, Israel aus der tiefsten Erniedrigung zu befreien. Diesen messianischen Hoffnungen schreibt Josephus (Jüd. Kr. VI, 5,4) die Ursache des

Krieges und den Untergang Judäas zu. Man wird es begreifen, daß sich die besonneneren Elemente alle Mühe gaben, dem Paroxysmus Einhalt zu tun. Es ist nun leicht möglich, daß sich unter den zahlreichen Messiassen auch einer namens Jesus, der Sohn des Josef und der Maria aus Betlehem in Galiläa (nicht in Judäa!), das später Nazareth genannt wurde, befand, den Pilatus aufgreifen und ohne viel Federlesens, wie es in seiner Natur lag, ans Kreuz schlagen ließ.

IV.

In der evangelischen Erzählung spielt der Verrat des Judas Iskariot in der Verhaftung und Hinrichtung Jesu eine große Rolle. Der ganze Groll und Haß der Christengemeinde richtet sich vorzüglich gegen den Mann, der „einer der zwölf" Apostel war und zum Ende seinen Herrn verriet. Nach Matthäus (26, 14 ff.) hat er sich freiwillig den Hohenpriestern angeboten, ihnen Jesus in die Hände zu liefern, wofür sie ihm „dreißig Silberlinge" (etwa 70 Mark) versprachen. Dasselbe berichtet auch Markus (14, 10—11), nur daß die Höhe des Sündenlohns nicht genau angegeben ist. Lukas (22, 3—6) begnügte sich nicht mit dem Motive der Habgier bei Judas; er meinte, der Mann sei vom Satan besessen gewesen. Nach Johannes (12, 6 u. 13, 29) war Judas der Schatzmeister der Jesusgemeinde und wurde an dem gemeinsamen Vermögen zum Dieb. Es war also die Furcht vor Entdeckung der Unterschlagung, die Judas zum Verrat getrieben hat. Matthäus (27, 3 ff.) weiß noch zu erzählen, Judas habe gleich nach der Verhaftung Jesu Reue empfunden; er sei mit dem Geld zu den Synedristen zurückgegangen und habe sein Unrecht eingestanden, was diese Männer sehr kühl aufgenommen hätten. Judas habe darauf das Geld im Tempel hingeworfen und sei dann nach Hause geeilt, wo er durch Erhängen Selbstmord verübt habe. Die Priester aber wollten das Blutgeld nicht im Tempelschatz behalten, sie

kauften dafür (für dreißig Silberlinge!) ein Stück Feld, das sie zum Begräbnisplatz für Fremde bestimmten. Dadurch sei in Erfüllung gegangen das Wort des Propheten Jeremia: „Und sie nahmen die dreißig Silberlinge, den Preis des Geschätzten, den man geschätzt hatte von den Kindern Israel, und gaben sie auf den Töpferacker, wie der Herr mir befohlen hatte.“ Es hat wohl nicht viel auf sich, daß es bei Sacharja (nicht bei Jeremia) heißt (11, 13): „Und der Herr sprach zu mir: Wirf ihn in die Schatzkammer den herrlichen Preis, den ich ihnen wert war (der Text ist hier etwas dunkel); und ich warf ihn im Gotteshause in die Schatzkammer.“ Von einem Töpferacker ist hier nicht die Rede. Bei Jeremia (18, 2 ff.) ist die Rede von einem Töpferhause, aber wiederum nicht von dreißig Silberlingen.*)

Merkwürdigerweise wird der Verrat des Judas auch in der Apostelgeschichte (1, 16 ff.) erzählt. Aber nach der Aussage des Petrus, der es doch genau wissen mußte, hat Judas gar nicht bereut und auch keinen Selbstmord verübt, sondern sich für das Blutgeld einen Acker gekauft; aber eines Tages sei er zusammengestürzt, daß er „mitten durch“ barst, und seine Eingeweide ergossen sich zur Erde.

Man hat sich mit der Frage abgequält, was wohl Judas zu einer solchen schändlichen Tat veranlaßt haben mochte. Die „dreißig Silberlinge“ sind doch gewiß kein so hoher Betrag, um dessentwillen ein Mensch eine solche niedrige Tat begehen kann. Und war Judas gar der Kassenwart der jungen Gemeinde, so durfte ihm dieses

---

*) Dem guten Matthäus ist sein winziges hebräisches Wissen, das er gegen die anderen Evangelisten voraus hatte, zum Verhängnis geworden. Im Buche Sacharja 11, 13 ff. heißt es einigemal היוצר (hajozar) orthographisch für האוצר (haozar), was bei dem Gleichklang dieser Laute leicht vorkommen konnte. Wie man sich auch das Wort hajozar in diesem Zusammenhange erklären mag (die Septuaginta schlug die Lesart היוצק vor), jedenfalls ist von einem Töpfer gar nicht die Rede. Aber da Jeremia in der angeführten Stelle vom בית־היוצל spricht, so richtete Matthäus dadurch diese heillose Verwirrung an, über die wir viele „gründliche“ theologische Untersuchungen haben und eine Anzahl von gelehrten Dissertationen.

Amt doch wertvoller sein als die winzige Summe. Ewald (a. a. O. S. 532 ff.), der die Aussage des Johannes ernst nimmt, wird dabei gar fein „psychologisch", um den seltsamen Vorgang „menschlich, allzu menschlich" zu erklären. Aber seine Ausführungen lassen uns unbefriedigt. Keim (a. a. O. III, S. 245) meint mit Recht: „Ein Mann, der in der Gemeinschaft Jesu das Opfer der zeitlichen Güter sich auferlegt, der wiederum in der Sorglosigkeit dieses Gemeinschaftslebens und in den Aussichten der Zukunft genügenden Ersatz des Verlorenen genoß, konnte wahrhaftig dem niedrigen Motiv eines Geldgewinns nicht so leicht erliegen; ja, durch die Annahme dieses ordinären Motivs werde nicht er allein über das Maß entwürdigt, sondern auch Jesus, der eine im Grunde so gemeine Seele zu seinem Jünger wählte oder gar einen notorischen Dieb fortwährend als Kassenführer duldete." Renan glaubt diese niederdrückende Empfindung einigermaßen damit abschwächen zu können, daß er annimmt, Judas habe weniger für sich Geld gesucht (denn bei Jesus hätte er ja mehr gefunden), er sei mehr Oekonom als Apostel gewesen; Jesus habe ihm für die Gesellschaft zu viel gekostet. Das ist wiederum eine phantastische Verlegenheitsphrase. Ganz willkürlich ist die Annahme, Judas habe sich im Kreise Jesu zurückgesetzt gefühlt, oder er habe aus Angst vor der zu erwartenden Strafe Verrat geübt; dafür ist kein einziger Anhaltspunkt in der evangelischen Erzählung. Keim kommt (a. a. O. S. 248) zur Annahme, daß zwei Motive mitgewirkt haben müssen, zwischen Jesus und Judas einen Bruch herbeizuführen. „Das Eine war die Enttäuschung durch den Messias, welcher die riesigsten Aussichten geweckt und keine erfüllt hatte, welcher keine Wunder mehr tat, sodaß selbst die Furcht vor seinen Wundern zerging, welcher das Volk nicht zog, die Gegner nicht schlug, welcher sich zurückzog, hier von seinem Tod redete, hier von Leiden seiner Apostel, hier freilich von Aussichten der Zukunft, die wie ein Geklingel von Worten und wie ein Schaum der Träume zergingen am Ernst der Tatsachen. Das andere war der wachsende Respekt vor den immer wieder

Ehrfurcht gebietenden Männern des Stuhles Moses, denen der Tempel gehörte mit seiner Marmorpracht, mit seinen Schätzen und Weihgeschenken, mit den Opfern, mit den Priestern und Leviten ohne Zahl, denen endlich die Nation gehorchte und huldigte in den Tausenden, in den Millionen, welche sich zur heiligen Stadt drängten und zu den Vorhöfen, während Jesus mit seinen Zwölfen klein und machtlos darin verschwand."

Diese Kennzeichnung des Kleinmutes und der Niedergeschlagenheit im Kreise Jesu, die sich da fühlbar hat machen können, ist an sich schön dargestellt — aber Geschichte ist dies doch nicht. Ein Moment finde ich, an dem die nach einem Motiv suchenden Historiker achtlos vorbeigegangen sind. Die beiden ersten Synoptiker (Matth. 26, 6—13; Mark. 14, 3—9) und Johannes (12, 3 ff.) berichten: als sich Jesus in Bethanien im Hause des Aussätzigen Simon befand, kam ein Weib, nach Johannes war es Maria, und begoß ihn mit sehr teurem Oel. Die Jünger ärgerten sich darüber und meinten, es wäre besser gewesen, das teuere Oel zu verkaufen, um das Geld unter die Armen zu verteilen. Darauf antwortete Jesus: „Arme werdet ihr später auch haben, mich aber bald nicht mehr. Soweit aber dieses Evangelium dringen wird auf der ganzen Erde, wird auch das, was das Weib getan hat, in ewiger Erinnerung erzählt werden." Johannes läßt Maria mit dem teuren Oel Jesu Füße waschen, und nur Judas tadelte diese Verschwendung (nach Lukas 7, 36 ff. hat sich diese Episode ganz anders abgespielt). Matthäus und Markus lassen übereinstimmend darauf Judas den Verrat verüben. Wenn an dieser Erzählung etwas Geschichtliches sein soll, so kann man höchstens annehmen, daß die Selbstvergötterung Jesu auf Judas einen peinlichen Eindruck machen mußte, worauf er sich von Jesu Gefolgschaft zurückzog. Es ist die parteipsychologische Art, Leuten, die sich aus inneren Gründen von einer Bewegung zurückziehen, die schlimmsten und gehässigsten Beweggründe unterzuschieben, was auch hier geschehen sein mochte.

Aber noch weniger als über das Motiv für diese schnöde

Tat, weiß jemand zu sagen, was Judas eigentlich verraten hat. Als Zeuge ist er im Prozeß Jesu nicht aufgetreten. Sollte er der Obrigkeit verraten haben, was Jesus und sein Gefolge im Geheimen taten, so hätte er doch dann in dem angeblichen Prozeß oder vor Pilatus als Belastungszeuge auftreten müssen. Man hat vermutet, Judas habe den Wächtern die Person Jesu durch einen Kuß bezeichnet; es ist dies der berüchtigte „Judaskuß." Aber wozu? Sollte Jesus in Jerusalem, wo er erst vor wenigen Tagen feierlich eingeholt worden war; wo er öffentlich aufgetreten und damit großes Aufsehen erregt hatte; wo er den bekannten Auftritt mit den Geldwechslern im Tempel gehabt hatte: sollte Jesus da so unbekannt gewesen sein, daß man einen Jünger gewinnen mußte, um seiner habhaft zu werden? Die Annahme Grätz' (a. a. O. 304), Judas hätte Jesus zu irgend einer Aeußerung provoziert, die zwei versteckt gehaltene Zeugen mit angehört und dann vor Gericht bezeugt hätten, ist schon deshalb nicht einleuchtend, weil ja im Prozeß Jesu kein Zeuge eine richtige Aussage machen konnte, sodaß der Gerichtsvorsitzende selbst Jesus eine angeblich gotteslästerliche Aeußerung entlocken mußte.

Es wurde schon von vielen Theologen die Ansicht geäußert, daß die Geschichte von dem Verrat des Judas eine in späterer Zeit entstandene Dichtung sei (s. Keim a. a. O. S. 242 Anm. 3), zumal die älteren Quellen, auch die paulinischen Briefe, von dieser Episode nichts wissen und Judas unter die Apostel zählen. In den Zusätzen zum slavischen Josephustext heißt es, die Juden hätten Pilatus mit dreißig Talenten bestochen, Jesus töten zu lassen. Diese dreißig Talente, jedenfalls eine erkleckliche Summe, um einen Mann wie Pilatus mit ihr zu erkaufen, spukte in den Köpfen der Leute herum, und als später die Tendenz entstand, den Heiden Pilatus reinzuwaschen und die Juden allein als die Feinde Jesu hinzustellen, wurde aus den Juden — Judas, aus den dreißig Talenten, die Pilatus erhalten hatte, dreißig Silberlinge, die dieser Judas als Sündenlohn bekam. Natürlich durfte Judas diese Schandtat nicht ungestraft

begehen, und es bildete sich später die Sage von seinem traurigen Ende. Außer den Sagen bei Matthäus und in der Apostelgeschichte, die einander in wichtigen Punkten widersprechen, bringt Papias um die Mitte des zweiten Jahrhunderts noch eine dritte, die sich von den ersten beiden wesentlich unterscheidet.

V.

Was mag aber an der Geschichte mit der Bestechung des Pilatus Wahrheit sein?

Wenn ein hoher Beamter bestochen wird, um etwas Gesetzwidriges zu tun, so spricht weder er selbst, noch reden jene, die ihn bestochen haben, von der Sache. Man munkelt nur allerlei davon, wobei Dichtung und Wahrheit zusammengeworfen werden. Ich glaube die Lösung des Rätsels im Folgenden zu finden:

Alle Evangelisten berichten übereinstimmend, Pilatus habe sich die erdenklichste Mühe gegeben, Jesus zu retten, sei aber an dem blinden und hartnäckigen Haß der Juden mit seinen Bemühungen gescheitert. Die Juden hätten sogar gedroht, Pilatus beim Kaiser zu verklagen, daß er einen Feind des Kaisers ungestraft lassen wollte (Johannes 19, 12). Um aber Jesus doch zu retten, machte Pilatus einen letzten Versuch. Es soll damals üblich gewesen sein, daß die Juden zum Feiertag einen Verurteilten losbitten konnten (allerdings weiß kein zeitgenössischer Historiker, auch Josephus nicht, etwas davon). Wie Jesus war auch ein gewisser Barabbas verhaftet und zum Tode verurteilt. Pilatus gab nun den Juden die Wahl, sich einen Gefangenen loszubitten; er hoffte, sie würden doch Jesus vorziehen; nach Johannes (18, 39) bot er ihnen ausdrücklich an, Jesus frei zu lassen und nicht den Barabbas. Ewald (a. a. O. S. 750 ff.) ist ganz entzückt von der Klugheit und dem Edelsinn dieses prächtigen Heiden, dessen gute Absicht leider an dem blinden Haß und dem Starrsinn der Juden scheitern

mußte. Die Sache ist aber sehr naiv. Hatte Pilatus gemerkt, daß die Juden den Tod Jesu wünschten, was konnte da das Anerbieten, sich einen Gefangenen loszubitten, viel nützen? Mochte Barabbas sein, was er wollte, die Juden beschuldigten ja Jesus der Verführung des Volkes zur Preisgabe der väterlichen Religion, und das mußte ihnen jedenfalls als das schlimmste Verbrechen erscheinen.

Wer aber war dieser Barabbas? Er hieß, wie Hieronymus bezeugt, in Wahrheit Jesus Barrabban, d. h. Jesus, der Sohn des Rabban. Der Titel Rabban für den Vorsitzenden des höchsten Kollegiums in religiösen Dingen (dessen Stellung und Wesen ist noch nicht genau festgestellt) ist um jene Zeit in Jerusalem aufgekommen. Der erste, der ihn führte, war Rabban Gamaliel, ein Enkelsohn Hillels, dessen Schüler gewesen zu sein sich Paulus rühmte (Apostelgeschichte 22, 3). Auf ihn folgte sein Sohn, Rabban Simon ben Gamaliel, der im Krieg gegen Rom eine große Rolle spielte, da er ein einflußreiches Mitglied des Kriegssynedrions war. Jesus Barrabban kann somit nur der Sohn Rabban Gamaliels gewesen sein (siehe auch Keim a. a. O. S. 374). Nach Matthäus (27, 16) war Barrabban dem Volk wohl bekannt. Markus (15, 7) bezeichnete ihn als einen Mann, der mit anderen Aufständischen zusammen gefangen wurde, nachdem sie Mordtaten (aus politischen Motiven) begangen hatten. Er sagt aber nicht, daß Barabbas selbst eines Mordes beschuldigt worden sei. Ähnlich berichtet auch Lukas (23, 19). Nur Johannes läßt wie gewöhnlich die Zügel seiner Phantasie schießen und erzählt einfach (18, 40), daß Barabbas ein Räuber gewesen sei.

Es läßt sich nun denken, daß die Juden in Jerusalem einen so angesehenen Mann, wie den Sohn des Rabban, den Pilatus höchstwahrscheinlich nur zum Zwecke der Erpressung in den Aufrührerprozeß verwickelt hatte, nicht im Stich ließen. Er mußte aus der Hand des Blutmenschen frei gemacht werden. Das beste und geeignetste Mittel war natürlich die Bestechung. Sie gaben Pilatus

dreißig Talente und befreiten den Sohn des Rabban. Die Anhänger Jesu mochten darüber erbittert gewesen sein, daß nicht auch dieser losgekauft wurde; sie glaubten, daß es bei den jüdischen Notabeln an gutem Willen dazu gefehlt hätte. Man erfuhr etwas von dreißig Talenten, die Pilatus für die Freilassung des Jesus Barrabban erhalten hatte, und bald hieß es, man habe diese Summe dem römischen Beamten gegeben, Barrabban freizulassen und Jesus zu töten. Später sagte man einfach, die dreißig Talente waren die Bestechung für die Tötung Jesu. Die evangelische Legende hingegen, die sich nicht genug tun konnte in der Erfindung herzbrechender Geschichten und der Schilderung von der Grausamkeit und Heimtücke der bösen Juden, die zu der edlen Gesinnung des Heiden Pilatus in schreiendem Gegensatz stand, formte diese Sage um und machte daraus den Verrat des Judas um „dreißig Silberlinge".

Aus diesem Keim hat sich später die sagenhafte evangelische Erzählung entwickelt. Man kann leicht nachweisen, wie aus einem Satz in den „Zusätzen" ganze Kapitel in den kanonischen Evangelien entstanden sind. In den „Zusätzen" haben wir die Vorlage für die spätere Erzählung.

Und zieht man in Betracht, daß solches von einem gläubigen und treu anhängenden judenchristlichen Verehrer Jesu, zweifellos hebräisch, also in Palästina, frühestens gegen Ende des ersten Jahrhunderts niedergeschrieben wurde, so wird man sich ungefähr denken können, was man von der folgenden Behauptung zu halten hat:*) „In den Jahren 30—70 und zwar in Palästina, näher in Jerusalem — ist eigentlich alles geworden und geschehen, was sich nachher entfaltet hat. [Die gesperrt gedruckten Worte sind es auch in dem zitierten Buch.] Diese Erkenntnis wird einem deutlicher und setzt sich an die Stelle der früheren kritischen Meinung, die grundlegende Entwickelung habe sich über

*) Harnack, Lukas der Arzt. Vorwort p. IV.

einen Zeitraum von etwa hundert Jahren erstreckt und für sie komme fast die ganze Diaspora ebenso in Betracht wie das heilige Land, die Urgemeinde desselben."

Die „kritische" Forschung wird aber dabei bleiben, daß nicht nur das Christentum, sondern auch die evangelische Geschichte vor der Mitte des zweiten Jahrhunderts ganz und gar nicht fertig war, daß zwischen 30—70 recht wenig geschehen ist, und daß endlich das Christentum und die evangelische Erzählung nie und nimmer in Palästina diese antijüdische und dem jüdischen Volk feindselige Richtung angenommen hätten. Das konnte erst in den heidenchristlichen Kreisen, die in der christlichen Bewegung die Oberhand gewonnen hatten, so geschehen. Erst als sie den Boden der Geschichte verlassen hatten, versanken sie in ein Meer von Fabeln, von tendenziösen Dichtungen und Erdichtungen.

Moritz Veit

als Kämpfer für die Emanzipation der Juden.

Von **Ludwig Geiger.**

(Vortrag, gehalten am 7. Dezember 1908)

Nur wenige Wochen noch, und das Säkularjahr der Geburt von Moritz Veit und Michael Sachs ist zu Ende, und bald ist fast das halbe Jahrhundert (45 Jahre) verflossen, daß Beide beinahe gleichzeitig dem Tode verfielen. Ist es bloße Pietät, die uns, nachdem so viele Jahre seit ihrem Hinscheiden dahingegangen sind, veranlaßt, ihrer zu gedenken, oder zwingt uns ein innerer Grund, nachträglich ihre Gedenktage zu feiern?

Nicht äußere Rücksicht auf die verbreiteten und geachteten Familien, die in beiden engverbundenen Freunden ihre Ahnen sehen, nicht Jubiläumshascherei, sondern die Überzeugung, daß diese längst Verstorbenen noch heute lebendig sind, veranlaßt uns zur Feier. Sachs lebt fort durch sein Gebetbuch, das noch heute wie vor Jahrzehnten Tausenden Erbauung und Erhebung schafft, Veit, wenn auch nicht durch ein bestimmtes Werk, so doch durch Vieles, was er getan, was er gesprochen, durch den Zauber und die Bedeutung seiner Persönlichkeit.

Moritz Veit, geboren 12. September 1808, gestorben 5. Februar 1864, war ein Berliner. Er gehörte zu dem Berliner jüdischen Patriziat, indem er einer Familie entsprossen war, die unter den ältesten, im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts aus Wien in Berlin eingewanderten Familien sich befand. Sein Vater war ein reicher Mann, seine Mutter eine gebildete Frau; in wohlhabenden, geistig angeregten Kreisen floß seine Kindheit dahin. Er

studierte Philosophie und Geschichte und fühlte sich wohl in den ästhetisch gebildeten, geselligen, poetisch angehauchten Kreisen seiner Vaterstadt. Noch ehe er seine Studien abgeschlossen hatte, versuchte er sich als Dichter, gab im Verein mit gleichgesinnten Freunden, Carl Werder und Heinrich Stieglitz, von denen ersterer lebenslang sein innig verbundener Genosse blieb und auch Sachs nahe trat, Berliner Musenalmanache heraus, die Beiträge Goethes, Zustimmung mancher geistig Großen erhielten und ihn mit vielen jungen Dichtern in Verbindung brachten. Aber zu seinem Glück, in der Erkenntnis, daß sein inniges Dichtergefühl und seine hübsche poetische Begabung doch nicht ausreichten, ihn als freien Schriftsteller sein Leben hinbringen zu lassen, wandte er sich von der Dichtung ab, nachdem er außer ziemlich geglückten lyrischen und epischen Arbeiten sich auch auf dem dramatischen Gebiet, dort freilich ohne Erfolg, versucht hatte.

Als junger Poet hatte er das Judentum keineswegs verleugnet, aber er hatte doch mehr wie ein schwärmerischer Jüngling Liebe und Natur gefeiert, der großen deutschen Vergangenheit gehuldigt, Goethe und andere Vertreter der geistigen Größe Deutschlands besungen, den Polen zugejubelt und die Freiheit froh begrüßt.

Auch als Mann der Wissenschaft betrat er nicht das eigentlich jüdische Studiengebiet. Er hatte sich als Schüler Hegels von den Tagesfragen ziemlich abgewendet, aber der praktische Zug, die Anteilnahme an den Angelegenheiten der Gegenwart, die durch die Stimmung und die Interessen des väterlichen Hauses in ihm begründet waren, legte ihm für seine größere und einzige wissenschaftliche Arbeit eine Beschäftigung mit einer philosophisch-sozialen Schule, dem Saint-Simonismus nahe, die damals, namentlich in Frankreich, die Gemüter aufs lebhafteste erregte.

Nun zum ersten Male mußte er erfahren, daß er ein Jude war. In Preußen war für ihn eine akademische Karriere ausgeschlossen, da er dem väterlichen Glauben treu zu bleiben gedachte, aber auch in Jena wurde er seines Glaubens wegen zurückgewiesen. Daher entschloß

er sich, da er damals Lebensbande geknüpft hatte, die ihm eine praktische Lebensstellung und den damit verknüpften Erwerb notwendig machten, Buchhändler zu werden.

Die treue Lebensgefährtin, die er damals an sich fesselte, war Johanna Elkan aus Weimar, die ihn um Jahrzehnte überlebte (sie starb 1891) und sein Andenken stets treu wahrte.

Mit seiner Gattin gestaltete er sein Haus zu einem belebten und geistig angeregten; gestärkt durch schönen häuslichen Frieden entfaltete er eine reiche allgemeine Tätigkeit. Seine Buchhandlung, der er bis 1861 vorstand, gehörte zu den geachtetsten, wenn auch nicht erfolgreichsten. Er selbst wurde von seinen Kollegen mit vielfachen Arbeiten betraut, wo es galt, die Ehre des Standes zu wahren und die Verhältnisse des Buchhandels zu regeln. Acht Jahre lang war er Vorsteher der Leipziger Buchhändlerbörse. Auch der Stadt und dem Staate, in denen er lebte, widmete er seine Kräfte. Er war 1848 Mitglied des deutschen Parlaments und von 1858 an Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses. In beiden Körperschaften bewährte er sich als ein fleißiger und gewissenhafter Arbeiter, trat dagegen selten als Redner auf. Wenn er aber sprach: in allgemeinen, in jüdischen Angelegenheiten, oder in Fragen seines Standes, zeigte er Ernst der Gesinnung, gediegene Kenntnis und würdiges Auftreten. Er war ein politisch freisinniger aber gemäßigter Mann, der von jedem extremen Schritte abriet, und auch in den gegen Ende seiner politischen Wirksamkeit sich zuspitzenden Militärdebatten den Kampf nicht aufs äußerste treiben wollte.

Dem Dienste der Stadt widmete er sich länger als 20 Jahre, als Stadtverordneter, später als Stadtrat, zuletzt als Vorsteher-Stellvertreter der Stadtverordneten-Versammlung. Sein Interesse und seine Arbeitskraft wandte er hauptsächlich der Gewerbedeputation und den Angelegenheiten der Schul- und Waisenpflege zu.

Diese kurze Skizze des Lebensganges Veits, für die ich mich an die Einleitung seines von mir herausgegebenen

Briefwechsels mit Michael Sachs (Frankfurt a. M. 1897) anschloß, mußte vorausgeschickt werden, damit klar wurde, um wen es sich eigentlich handelt.

Wenn aber in diesem Kreise von Veit gesprochen wird, so ziemt es sich in erster Linie, seiner Tätigkeit für die Juden zu gedenken Da darf Michael Sachs, der jüdische Gelehrte und Rabbiner wohl im Vordergrunde stehen. Sachs, der Berliner Prediger, der Veits Bemühungen zumeist seine Berufung nach Berlin verdankte, der gewaltige Redner, der durch seine glänzenden oratorischen Leistungen ein ganzes Geschlecht bezauberte und es an das Judentum fesselte, war Veits intimer Freund. Eine innige Gemeinsamkeit zwischen Beiden bildete sich in jungen Jahren, bestand länger als ein Viertelsäkulum und wurde nicht vernichtet, ja kaum gehindert, als durch gegensätzliche Auffassung grundlegender Anschauungen über Berliner Gemeindeverhältnisse sich starke Meinungsverschiedenheiten einstellten.

Und doch wären Gründe genug gewesen, die eine Freundschaft zwischen Beiden hätten hindern, oder eine bestehende hätten erschüttern können. Veit war ein geborener Berliner, von altem Adel, Sachs ein Eingewanderter. War Veit ein reicher Mann, so war Sachs von Hause aus unvermögend und lebte beständig in bescheidenen Verhältnissen. Jener war Vorsteher, Leiter der Gemeinde, dieser ein von den Gemeindebehörden angestellter Geistlicher. Veit war eine beschauliche Natur, Sachs ein Freund des Kampfes. Was sie trotz dieses Gegensatzes einte, war vor allen Dingen ihre Stellung zum Judentum, die innige Liebe zu dem Glauben, die Verklärung des Alten, eine romantische Verherrlichung der Vergangenheit. Auch das kam dazu, daß beide durch ihr Judentum zu leiden hatten, denn, wenn Veit durch seinen Glauben an seinem Lieblingswunsch gehindert wurde, die akademische Karriere zu ergreifen, so wurde auch Sachs abgehalten, klassischer Philologe zu werden, ja wurde erst durch die Unmöglichkeit, eine Lehrerstellung zu erhalten, wie er sie wünschte, zu seinem Berufe gedrängt.

Das stärkste Band zwischen Beiden war jedoch eine herzliche persönliche Zuneigung: Veit beugte sich vor Sachs' großem Wissen und sah in dem mächtigen Redner einen Propheten, Sachs bewunderte in dem Freunde den vielseitigen Weltmann, der trotz seiner Stellung dem väterlichen Glauben unverbrüchliche Treue wahrte.

Bis zum Jahre 1844, da die Freunde an verschiedenen Orten lebten, wurde ein lebhafter Briefwechsel unterhalten, seitdem sie an einem Orte zusammen wirkten, entwickelte sich eine schöne Intimität. Der Briefwechsel, der in diesem Jubiläumsjahre oft angeführt und doch nicht allgemein genug bekannt ist, bietet ein schönes Zeugnis herzlicher gegenseitiger Ergebenheit und eines bewundernswert vielseitigen geistigen Interesses. Daß diese beiden treuen Israeliten über jüdische Dinge (Kultus und öffentliche Angelegenheiten) plaudern und sich über wichtige Vorgänge unterrichten, nimmt nicht Wunder, ebensowenig, daß sie von ihren Spezialfächern zu einander reden. Von eigenartigem Interesse aber ist es, Veit eine Charakteristik der Bettine von Arnim und Sachs eine enthusiastische Schilderung von Liszts Klavierspiel geben zu hören. Die bedeutenden Werke, die zu jener Zeit herauskamen Strauß' „Leben Jesu" oder Wilhelm von Humboldts „Studien über vergleichende Sprachen" werden eingehend besprochen, das große allgemeine Bildungsinteresse Veits tritt ebenso lebhaft hervor, wie Sachs' glühende Liebe für das klassische Altertum, dem er nicht nur Anregungen, sondern auch weihevolle Erhebung verdankt. Auch die Politik spielt eine Rolle schon vor dem hoffnungsreichen Jahre 1840, noch mehr unmittelbar vor und in dem Sturmjahre 1848; der Schmerz, den Veit bei Gelegenheit der Ermordung von Auerswald und Lichnowsky äußert, ist nicht blos der des trauernden Politikers, sondern des fühlenden Menschen. Und dieses menschliche Wesen tritt bei freudigen und leidvollen Anlässen hervor; Glückwünsche zu Ehren- und Festtagen wechseln mit den innigsten Kundgebungen bei schmerzensvollen Ereignissen. Es ist der erquickliche Gedanken- und Gefühlsaustausch zweier Männer, die ohne jede Spur von Sentimentalität,

in kraftvoller Weise von ähnlichem Streben erfüllt, ein gemeinsames Ziel zu erreichen suchen.

Dieses Ziel war die volle Emanzipation der Juden durch den Staat und die innere Reform, die Besserung ihrer religiösen Verhältnisse.

Wenn man Veits Tätigkeit in dieser Hinsicht zu würdigen sucht, so ist das Erste seine Bemühung für das jüdische Seminar und die Schulen in Berlin. Dafür zu wirken, war Veit durch seine Gemeindestellung berufen. Er wurde 1839 zum ersten Mal zum Aeltesten der Gemeinde gewählt und in dieser Stellung 1842 und 45 bestätigt; seit 1849 war er Mitglied des Repräsentanten-Kollegiums, wurde in dieses 1854, 57, 63 wiedergewählt und bekleidete in dieser Versammlung die Stellung eines Vorsitzenden.

Bei seinem Eintritt besaß die jüdische Gemeinde nur zwei Schulen, die Knaben- und die Mädchenschule. Beiden widmete Veit großes Interesse, revidierte im Jahre 1840 bereits zweimal die Knabenschule und gab ernste Verbesserungsvorschläge für sie an. Ein Seminar existierte nicht; das Weyl-Heinemannsche (1825 begründet) war 1837 geschlossen worden. 1840 wurde unter L. Zunzs Leitung ein neues errichtet. Der Plan dazu war 1839 veröffentlicht worden, 24 Zöglinge hatten sich gemeldet, von denen 10 aufgenommen wurden. Die Eröffnung fand am 18. November 1840 statt, Veit und Zunz hielten beide Reden bei der Einweihung. Veit setzte auseinander, daß die eigentliche Pflicht der jüdischen Gemeinde die Sorge für Kultus und Unterricht sei. Er bekämpfte die Meinung, daß die Begründung und Erhaltung der Schule eine Absonderung von den Christen bewirke oder festige. Eine solche sei auf dem Gebiete der Politik und Geselligkeit durchaus zu bekämpfen; auf dem der Elementarschule dagegen, die nun einmal konfessionell sei, müsse sie als durchaus zulässig erachtet werden, umsomehr, als neben dem Elementarunterricht die Unterweisung in der Religion stattfinden müsse; gerade die Sorge für Beide sei daher eine unabweisbare Pflicht für die Gemeinde. Für einen solchen Unterricht müßten

Lehrer vorgebildet werden. Nun seien aber die meisten jüdischen Lehrer oder alle ausschließlich talmudisch vorgebildet; um ihnen die nötige allgemeine geistige Grundlage zu gewähren, sei das Seminar geschaffen. Der Redner rief zwei Männer gleichsam als Schutzgötter für die neue Gründung an: Lazarus Bendavid und David Friedländer. Die diesen Beiden gewidmeten Worte sind noch heute lesenswert:

„Die edle Selbstgenüge und Unerschütterlichkeit des Charakters, die seltene Lust an jeder Art von Unabhängigkeit, im Leben und in der Wissenschaft, welche die Derwischnatur Bendavids mit echt antikem Roste veredelte, diese jugendliche Springkraft des Gemütes, die ihn niemals verließ, sodaß er in einem Alter, wo Andere im Genusse der Ernte ruhen, noch Samen auszustreuen, zu warnen, zu ermahnen den Mut hatte, — all diese edlen Gaben mögen fortwährend in unsrer Mitte verweilen. Aber auch des liebenswürdigen Greises wollen wir gedenken, der, ein Schüler der Weisen im schönsten Sinne des Wortes, den Kern seines Wirkens, seinen Ruhm und seinen Stolz darin fand, eben nichts Anderes zu sein, als ein Schüler des sokratischen Weisen, der die Vermählung des deutschen und jüdischen Geistes zum ersten Mal an sich vollzogen und in seiner Freundschaft mit Lessing vorbildlich dargestellt hatte. David Friedländer verlangte nicht, daß man blindlings auf die Worte des Meisters schwöre, er wollte dadurch, daß er im Sinne des Lehrers fortwirkte und wieder andere zu ähnlicher Wirksamkeit anregte, die geistige Gestalt des teuren Meisters in liebenswürdiger Pietät der Erde gleichsam erhalten. Dies schöne Verhältnis des Lehrers zum Schüler, das von Geschlecht auf Geschlecht forterbt, das die Weisheit der Vorwelt überkommt, um sie, vertieft und erweitert, den Nachkommen zu überliefern, ist die älteste Macht der Erde, der tiefe Grund alles Fortschritts, der Inbegriff all der schaffenden Gedanken, welche das Leben bilden und bauen. Möge die Kraft des Einen und die Milde des Andern, der edle Freimut und Forschergeist, sowie die Pietät gegen hervorragende Menschen auf die

Schüler auch dieser Anstalt übergehen; mögen sie nie vergessen, daß sie berufen sind, das unverlierbare Erbteil Israels, das lebendige Wort Gottes, als die dereinstigen Lehrer des Volkes zu verkündigen, rein und lauter, im Lichte unserer Zeit."

Er vertrat in seiner Ansprache den Standpunkt, daß die übrigen Gemeinden, für die ja mindestens ebenso wie für Berlin die Lehrer ausgebildet wurden, die neue Anstalt durch Beiträge unterstützen müßten, und bemühte sich verschiedentlich darum, u. a. auch in Königsberg durch die Vermittelung von Jacoby, mit dem er dadurch in einen Briefwechsel kam, in dem er auch dessen kühne Schrift „Vier Fragen, beantwortet von einem Ostpreußen" lebhaft bewunderte.

Veit ahnte wohl, daß ein solches Seminar nur gedeihen könne in Verbindung mit einer Uebungsschule, und sprach den Wunsch und die Hoffnung aus, daß es in Bälde eine Erweiterung zu einem „Rabbiner-Seminar" erfahren möchte.

Das Seminar entwickelte sich mäßig. Die Mittel der Talmud-Tora-Stiftung waren sehr knapp, der Gemeindevorstand gab zuerst garnichts, seit 1842 500 Taler. Das Seminar mußte bereits am 31. Mai 1850 geschlossen werden.

Aber mit dieser Förderung des Schullehrerseminars war Veits Pflege der jüdischen Unterrichtsanstalten Berlins keineswegs beendet. Er unterstützte 1845 die Begründung der Horwitzschen Knabenschule, die geschlossen werden mußte, als Horwitz 1850 zum Leiter der Gemeinde-Knabenschule berufen ward. Freilich dauerte es 18 Monate, bis dieser geniale Schulleiter im Januar 1852 in sein Amt eingeführt wurde. In dem genannten Jahre war Veit für die Errichtung einer Gemeinde-Religionsschule, der einzigen, die damals in Berlin existierte und die manche Jahrzehnte die einzige blieb, tätig. Sie trat erst 1854 ins Leben und konnte 1856 in die Reihe der Gemeinde-Institute aufgenommen werden. Seit 1855, d. h. seit der Begründung des Talmud-Tora-Vorstands

war Veit dessen Mitglied. Von ihm rührt das Reglement dieses Instituts her. Fast unmittelbar nach Errichtung dieses Vorstands bemühte er sich für die Rekonstruierung des Seminars; am 6. November 1859 fand die Einrichtung der neuen Lehrerbildungsanstalt statt. Er war für den Bau und die Verlegung der Knaben- und Mädchenschule tätig. Seiner Bemühung ist es im Wesentlichen zuzuschreiben, daß am 14. Juni 1863 der Neubau in der Großen Hamburgerstraße 27 bezogen werden konnte. Aber auch die persönlichen Verhältnisse der Lehrer suchte er zu regeln und besser zu gestalten.

Auch in den Zeiten der Bedrückung haben die Juden ihre Schulen unterhalten und gepflegt. Aber die Lehre gedeiht besser in den Zeiten der Freiheit als in denen des Zwanges. Die Epoche der Freiheit herbeizuführen, war Veit unermüdlich tätig, und man muß leider konstatieren, daß die Gegenstände der Kämpfe, in denen er als Vorstreiter hervortrat, noch heute nicht überwunden sind, daß vielmehr um diese Grundsätze noch jetzt der Streit tobt.

Zunächst war es eine Frage, die noch vor einigen Jahren lebhaft ventiliert wurde. Man hatte im Jahre 1841 den Juden einen größeren Anteil an den Verbrechen zugeschrieben. Veit wies siegreich in Schrift und Wort nach, daß man zu diesem falschen Urteil dadurch gelangte, daß man die häufigsten Verbrechen, Holzdiebstähle, Jagd- und andere Kontraventionen, bei den Juden überhaupt nicht fand, daß man sodann die Verbrechen zählte, statt sie zu wägen, daß man endlich nur die Untersuchungen aufführte statt der Verurteilungen, und durch alle diese Manipulationen zu einem gänzlich falschen Urteil gelangte. Er hatte die Freude, von dem Justizminister einen günstigen Bescheid zu erlangen und dadurch seine Glaubensgenossen von einem schweren Vorwurf zu befreien.

Ein Zweites war die allgemeine Regelung der jüdischen Angelegenheiten. Schwere Sorge machte nämlich eine Kabinettsordre Friedrich Wilhelm IV. vom

13. Dezember 1841, deren leitender Gedanke war, daß bei den Juden Nationalität und Religion so eng verbunden seien, daß eine durch die andere bedingt sei. Auf Grund dieses Gedankens sollte der „Absonderungstrieb" der Juden, der nun einmal die naturgemäße Grundlage ihrer geschichtlichen Existenz sei, geschont, zu Institutionen herangebildet werden. Es sollten Korporationen gebildet werden, die ihre eigene Vertretung bei der Kommune hätten, so jedoch, daß ja fortan kein Jude mehr die Gesamtheit der städtischen Kommune vertreten dürfte. Gegen diesen Gedanken trat Veit lebhaft in Sendschreiben an die verbündeten Gemeinden (Breslau und Königsberg), auch in Gesuchen an die Behörden auf.

Eine weit größere unmittelbare Gefahr jedoch bot der gleichfalls in der erwähnten Kabinettordre ausgesprochene Gedanke, daß die Juden nicht mehr zum Militärdienst verpflichtet sein sollten, daß vielmehr nur der freiwillige Eintritt ins Heer zu gestattet sei.

Gegen beide Gefahren wandte sich Veit in einer höchst bedeutenden Eingabe im Jahre 1842. Er führte aus, die Vorurteile gegen die Juden seien verschwunden, in manchen Staaten sei die volle Emanzipation durchgeführt. Theoretisch lasse sich zu dem, was von den Vorkämpfern der Juden seit Jahrzehnten gesagt worden sei, nichts hinzufügen; nur einzelne besondere Punkte seien hervorzuheben: 1. die Juden betrachten sich in keiner Weise als Nation, sondern „nur noch als Religionsgenossen mit deutschen Sitten und preußischer Gesinnung". 2. Die Juden erachten die Militärpflichtigkeit als ein ehrenvolles Recht. 3. Die Amtsfähigkeit der Juden müsse erweitert werden, wie dies schon in anderen Staaten geschehen sei. Der Petent wies auf den Philosophen Prof. Rubino in Marburg, den Juristen Meyer in Tübingen hin. Er hob hervor, daß es vielfach jüdische Advokaten in Bayern, Württemberg, in beiden Hessen, Baden, Hamburg, Frankfurt gäbe. 4. Die Bildung von Synagogal- und Kultusverbänden sei zwar anzustreben, aber nur unter der Voraussetzung, daß diese

sich ausschließlich auf Synagogen, Religionsschulen und Unterrichtsanstalten bezögen.

Eine besondere Eingabe Veits, die wie die meisten der hier zu erwähnenden Aktenstücke in dem Archiv der Berliner jüdischen Gemeinde, größtenteils in der Handschrift Veits, vorhanden ist, wurde am 9. März 1842 an den Kriegsminister Boyen gerichtet. Es wurde die Mitwirkung des Ministers erbeten, daß die Juden weiter zum Militärdienst verpflichtet sein sollten. Dem hohen Staatsbeamten, der als freisinnig galt, wurde eine Predigt Weyls eingeschickt, die er 1813 an die zum Heere abgehenden jüdischen Freiwilligen gehalten hatte. Folgende Stelle des Schreibens ist der Anführung wert:

„In Ew. Exzellenz leben noch heute die Gesinnungen der gewaltigen Zeit, die jede Kraft in ihre Dienste nahm und jedes Verdienst belohnte. Im Jubel der allgemeinen Begeisterung verstummte das Vorurteil, im Drange der großen Begebenheiten, die den Menschen über sich selbst erhoben, war keine Zeit zu ängstlichem Abwägen. E. E. hefteten mit eigener Hand zuerst ein eisernes Kreuz an die Brust eines Juden und haben dadurch der Gesinnung, die sich damals unter uns kundgab, ein dauerndes Denkmal begründet." Boyen antwortete am 23. März, er habe den Ausdruck solcher Gesinnung gern gelesen und „werde zur Erfüllung des mir mitgeteilten Wunsches, soweit es mir die Gesetze gestatten, mitzuwirken stets gern bereit sein."

Weniger zuversichtlich war die Antwort des Ministers des Innern Herrn von Rochow am 5. Mai. Es sei, so schließt der Staatsmann, die Absicht des Königs, Beschränkungen aufzuheben, aber die Neueinrichtungen müßten an Bedingungen geknüpft sein, die in dem Wesen des christlichen Staates lägen, „nach welchen es nicht zulässig sei, den Juden irgend eine obrigkeitliche Gewalt über Christen einzuräumen."

An diese nicht eben sehr erfolgreiche Tätigkeit bei den obersten Staatsbehörden schloß sich eine lebhafte Agitation bei den Provinzialständen an, der einzigen, sehr dürftigen Volksvertretung, die damals existierte.

Im November 1844 regte Veit bei dem Vorstand der jüdischen Gemeinde an, sie sollte sich an Magistrat und Stadtverordnete wenden, damit beide den märkischen Provinzialständen eine Petition für die Gleichstellung der Juden unterbreiteten, die an den König zu richten sei. Dies geschah am 9. Dezember 1844 nach einem Entwurf des Dr. Rubo, des Syndikus der jüdischen Gemeinde. Oberbürgermeister, Bürgermeister und Rat antworteten am 14. Januar 1845, sie hätten mit den Stadtverordneten und Abgeordneten des Provinziallandtags beraten und frügen zunächst an, von welchen beschränkenden Bestimmungen des Gesetzes vom 11. März 1812 die Juden befreit zu werden wünschten. Sie seien im Allgemeinen bereit, jeglichen Fortschritt zu befördern, den die jüdischen Glaubensgenossen für wünschenswert erachteten. In ihrer Antwort vom 27. Januar wiesen die Aeltesten auf den Paragraphen 9 hin, der die Juden von öffentlichen Aemtern ausschloß, auf Paragraph 22 und 23, die drückende Bestimmungen über den Eid enthielten, und auf Paragraph 24, der eine Protestation der Wechsel am Sabbat bestimmte. Da ein Bescheid auf die Erklärung nicht einging, wandten sich die Aeltesten direkt an den Provinziallandtag am 13. Februar 1845. In dieser Petition hoben sie noch einzelne andere Beschränkungen hervor, die Nichtwählbarkeit der Juden zu Abgeordneten in den Provinziallandtag, und baten den Landtag, er möge beim König um völlige Gleichstellung der Juden petitionieren. Darauf beschloß der Landtagsausschuß einstimmig, daß die Petitionen auf völlige Gleichstellung an den König zu bringen sei (Anfang April). Die Ständeversammlung selbst beschloß am 15. April mit 48 gegen 14 Stimmen, „die Einheitlichkeit der Gesetzgebung für die bürgerlichen Verhältnisse der Juden in der Provinz auf Grundlage des Edikts vom 11. März 1812 herbeizuführen, dabei die Bestimmungen dieses Gesetzes mit Rücksicht auf den vorgeschrittenen Kulturzustand der Juden einer durchgreifenden Revision zu unterwerfen und den daraus hervorgehenden Gesetzentwurf den Ständen baldmöglichst vorlegen zu lassen“.

Der Stadtälteste Knoblauch, der den Beschluß der Gemeinde mitteilte, erhielt ein Dankschreiben dafür. Jedoch die Hoffnung, die sich an eine solche Petition knüpfte, erfüllte sich einstweilen nicht, vielmehr waren die Landtagsabschiede, die nach Rheinland und Schlesien ergingen, der jüdischen Sache ungünstig.

Zu neuen Schritten sollte Veit durch einen ungemein tätigen Mann angeregt werden, der zwar damals den jüdischen Gemeindebehörden nicht angehörte, sich aber beständig bemühte diese zu immer neuen Schritten zu veranlassen. Joel Wolff Meyer schrieb nämlich im Jahre 1846 an Veit, um ihn zu veranlassen, den Gemeindevorstand zu einer neuen Petition anzuregen. Dies wurde jedoch durch Veit und den Vorstand abgelehnt, und jener richtete an den Petenten ein Schreiben, es sei zwar zu fürchten, daß ein zu erlassendes Gesetz auf den Anschauungen des Königs aufgebaut sei; glücklicherweise würden aber heutzutage Gesetze nicht für die Dauer eines Säkulums gemacht. Auch eine erneute Mahnung des schon erwähnten rührigen Gemeindemitglieds, die im April 1847 an den Vorstand erging, wurde durch Veit in der gleichen Weise abgelehnt. Dagegen beschloß man an Stelle eines amtlichen Schrittes „der einsichtsvollen Tätigkeit der Einzelnen“ für Herbeiführung einer günstigen Entscheidung zu vertrauen.

Diese abwartende, geradezu ablehnende Stellung des Gemeindevorstands wurde gewiß nicht ohne bestimmenden Einfluß Veits beibehalten, als Muhr am 25. Mai 1847 die folgende Mitteilung an den Vorstand gelangen ließ. Der Kriegsminister habe ihm gesagt, „wenn Sie können, so suchen Sie, die jüdische Gemeinde zu veranlassen, ein Dankschreiben an S. M. den König für dasjenige, was in der Denkschrift ihr gut erschiene, zu übersenden, und dabei um Abänderung alles dessen, was sie in der Ausführung für nachteilig halte, zu bitten. Ich versichere Sie auf Ehre, daß der König es gut meint. Selbst die Korporationenidee ist seitens des Königs aus guter Absicht hervorgegangen.“

Ein direkter Schritt wurde erst unternommen, als in den Sitzungen des vereinigten Landtags die jüdischen Angelegenheiten beraten wurden. Am 17. Januar sprach in der Ständekurie der Minister Bodelschwingh das Wort aus „die Juden seien Fremdlinge im preußischen Lande." Dagegen richtete der Vorstand sofort einen energischen Protest, der vermutlich in seiner ersten scharfen Fassung von Veit herrührt, dann aus Opportunitätsrücksichten etwas gemildert wurde, sodaß an Stelle des Wortes „vorenthaltene" die Worte „noch nicht gewährte" gesetzt wurden. In der Petition kam der Passus vor, „daß uns das Vaterland die treue Liebe, die wir ihm darbringen, über kurz oder lang mit dem ungeschmälerten Bürgerrecht lohnen wird, welches so Viele der Edelsten unserer Mitbürger schon heute uns zuerkennen, daran zu zweifeln wäre für uns ein sündiger Kleinmut. Auf die Uebung der Pflicht kann daher das vorenthaltene Recht, kann auch E. E. Ausspruch nie und nimmer einen Einfluß gewinnen; wir haben nicht umsonst an der Ehre der Waffen festgehalten; wir stellen Gut und Blut auch fernerhin in den Dienst des Vaterlands und wollen gerüstet sein wann es uns ruft."

Die Bemühungen, den Vorstand zu Petitionen aufzurufen, ruhten nicht. Am 11. Juli wandte sich eine große Anzahl angesehener Gemeindemitglieder, an ihrer Spitze der Stadtrat Benda, unter den Unterschriebenen Louis Reichenheim, Dr. Oesterreich, Dr. Steinthal, an den Vorstand mit der Bitte, er möge entweder allein oder mit anderen Gemeinden eine Petition an den König richten, welche Bekümmerung die Propotion an den vereinigten Landtag hervorgerufen hätte. Auf Grund dieses Schreibens wurde vom Vorstand eine Kommission berufen, die aus Benda, J. W. Meyer, R. S. Gumpertz, A. Mendelssohn, M. S. Baßwitz, J. Muhr und Zunz bestand. Die von dieser Kommission entworfene Bittschrift vom 19. Juli 1847 ist offenbar das Werk Veits. In dem ersten Konzept sind große Sätze neu von ihm eingefügt. Es wird in ihr dem Könige der Dank für das Bestreben ausgesprochen, das Edikt vom 11. März 1812 zu wahren

und auszuführen; dann heißt es (eigenhändig von Veit geschrieben) „und wenn E. M. Allerhöchster Wille sich dahin kundgegeben hat, daß unsere Jugend die Bildungsanstalten des Staates, die seit unvergänglicher Zeit dieser geöffnet, zu dem Zwecke besuchen möge, um die erforderliche Vorbereitung für einen höheren künstlerischen oder wissenschaftlichen Lebensberuf sich anzueignen, so schauen wir mit freudiger Hoffnung in eine lichte Zukunft, in welcher die Kräfte, die zu mächtigem Wettkampfe des geistigen Lebens im Vaterlande in unserer Mitte sich entwickelt haben, nicht mehr ungenützt verkümmern werden, in welcher es ihnen vielmehr vergönnt sein wird, im Dienste des Staates und zum Nutzen unserer Mitbürger die allgemeine Wohlfahrt an ihrem geringen Teile fördern zu helfen."

Die Petenten erhofften vom König ihre Anerkennung als Preußen und bedauerten lebhaft, daß an ihrer vaterländischen Gesinnung gezweifelt wurde. Dann heißt es (wiederum von Veits Hand) „wenn ferner in Abrede gestellt wird, daß unsere Religion vom Geiste der Liebe erfüllt sei und hierauf ein Zweifel an der Ebenbürtigkeit der Juden mit ihren christlichen Mitbürgern in sittlicher Beziehung begründet worden ist, so dürfen wir es wohl als eine Tatsache behaupten, daß der Geist der reinsten, durch keinerlei Ausschließlichkeit befleckten Nächstenliebe, der Geist der Versöhnung und Vergebung, der in unseren Religionsquellen so reich und ergiebig strömt, von den Juden als der Kern ihrer Religion betrachtet wird, daß alle unsere Religionslehrer diese Grundtugenden der Menschheit in die Herzen der Jugend zu pflanzen unablässig bemüht sind." Daran knüpfte sich die Aufklärung des anderen Mißverständnisses, daß von vielen Gemeinden Korporationsrechte nachgesucht worden seien, und nun kam wieder Veit zu Worte:

„Niemals ist es aber uns in den Sinn gekommen, diese Korporationsrechte auf andere als kirchliche Verhältnisse ausdehnen zu wollen und uns dadurch in Hinsicht einer Ausschließung von der städtischen und Staats-Gemeinschaft schuldig zu machen. Wir glauben, dies um

so bestimmter aussprechen zu müssen, als die Ansicht aufgestellt werden könnte, daß durch eine in das Gebiet bürgerlicher Rechte und Pflichten übergreifende Verfassung der jüdischen Religionsgesellschaft den jüdischen Untertanen eine erwünschte und erbetene Wohltat erwiesen war, eine Ansicht, die von derselben nie geteilt worden ist."

Auf diese Petition erfolgte die bekannte Kabinettsordre vom 10. August: „Eine unrichtige Auffassung der Verhandlungen des vereinigten Landtags hatte den Aeltesten und Vorstehern der jüdischen Gemeinde Veranlassung gegeben, mir ihre Besorgnisse und Wünsche in Beziehung auf die Anerkennung des Verhältnisses meiner jüdischen Untertanen als Angehörige und Bürger des preußischen Staates vorzutragen. Ich verweise Sie deshalb auf das inzwischen publizierte Gesetz über die Verhältnisse der Juden vom 23. v. M., welches meine Ansichten in jeder Beziehung und die Grundlosigkeit der gehegten Befürchtungen an den Tag legt."

Nicht bloß als Mitglied des Vorstands der jüdischen Gemeinde, sondern auch als Schriftsteller beteiligte sich Veit an den damaligen Vorgängen, die zu dem Gesetz vom 23. Juli 1847 führten. Er schrieb eine kleine Schrift: „Der Entwurf einer Verordnung über die Verhältnisse der Juden in Preußen und das Edikt am 11. März 1812" Leipzig 1842.

In ihr führte er im wesentlichen aus, daß das neue Gesetz „den ewigen Rechtsgrundsatz, gleiche Pflichten, gleiche Rechte, durch einen Vorbehalt aufhebe, daß es das Bürgerliche und Kirchliche untereinander menge, und durch den Ausdruck „Judenschaft", die „Gemeinde", den Begriff einer mittelalterlichen gesonderten Korporation statuiere, ferner, daß es durch die Ausschließung von Staatsämtern, mit denen die Ausübung einer obrigkeitlichen Autorität verbunden sei, „eine Aufhebung des überkommenen Rechtszustandes bedeute."

Das Gesetz vom 23. Juli 1847 war erlassen. Auf Grund dieses neuen Gesetzes mußten die Gemeindeverhältnisse, speziell auch diejenigen Berlins, völlig neu geregelt werden. Daher beauftragte der Polizeipräsident

den Vorstand, der aus 7 Männern bestand, darunter Veit, zu einer vorläufigen Besprechung bei ihm zu erscheinen. Aber diese Besprechung fand infolge der politischen Erregung nicht statt. Auf eine Anfrage an das Ministerium wegen einer Neuwahl wurde dem Vorstand überlassen, nach seinem Gutdünken vorzugehen. Auch ein vorgelegtes Wahlregulativ konnte nicht genehmigt werden, weil die Regierung nicht in der Lage zu sein glaubte, in die Verhältnisse der jüdischen Gemeinde einzugreifen. Daher arbeitete der Vorstand selbst ein Regulativ aus, über das er die Gemeindemitglieder abstimmen ließ. 578 erklärten sich dafür, 55 dagegen. Infolgedessen wurde auf den 11. August 1849 die erste Wahl der Repräsentanten ausgeschrieben. Unter den Gewählten befand sich Veit. Bei der Konstituierung der Versammlung am 2. September 1849 wurde er zum Vorsitzenden gewählt. Die Repräsentanten-Versammlung ernannte den Vorstand, der am 25. Oktober 1849 sein Amt antrat. Das Polizeipräsidium erklärte sich jedoch nicht für ermächtigt, diesem die Bestätigung zu erteilen. Deshalb wandte man sich zweimal, da auf die erste Vorstellung eine Antwort nicht eintraf, an das Ministerium und suchte die Bestätigung der neugewählten Gemeindebehörde nach. Das Ministerium aber erklärte am 12. Oktober 1850 die Weigerung des Polizeipräsidiums für berechtigt, weil bei der Wahl die Bestimmungen des alten Judengesetzes von 1750 nicht beobachtet wären und eine Anerkennung des neuen Vorstands erst nach einem neuen Statut möglich sei. Auch nicht einmal eine provisorische Anerkennung könne zugesagt werden, vielmehr müsse die Gemeinde zur Wahl eines Vorstands nach dem alten Judengesetz von 1750 angehalten werden. Nun wurde wirklich nach dem alten Privilegium gewählt, d. h. es wurden zu den augenblicklichen Leitern der Gemeinde 7 Gemeindemitglieder durch das Los gezogen. Das Resultat der Wahl war das gleiche.

Da an dieser Stelle eine Geschichte der jüdischen Gemeinde nicht erzählt werden kann und soll, so können alle die kleinen, zum Teil recht kleinlichen Kämpfe und

Manöver, die zur Herbeiführung eines leidlich geordneten Zustandes unternommen wurden, nicht geschildert werden. Hier muß es genügen, kurz auf die Anstrengungen hinzuweisen, die hauptsächlich unter Veits Mittätigkeit, ja, durch seine unermüdliche Anregung und Arbeit gemacht wurden, um das in seinen Grundzügen noch heute geltende Statut der Gemeinde auszuarbeiten und seine Anerkennung bei den Behörden durchzusetzen.

Am 24. Dezember 1854 wurde Veit von den Repräsentanten in eine viergliedrige zur Vorberatung des Statuts bestimmte Kommission gewählt, und er arbeitete dieses Statut selbst aus.

Der von ihm herrührende Entwurf stellte als Verpflichtungen der Gemeinde hin: Die Sorge für den öffentlichen Gottesdienst, Religionsunterricht, Beerdigungen; als Gegenstände der Fürsorge bezeichnete er den Unterricht und die Armenpflege. Die Mitglieder seien zu Beiträgen nur verpflichtet, soweit das Vermögen und die Nutzungen der Gemeinde nicht ausreichten. Beiträge müßten von Allen außer für die besoldeten Beamten für die Armen geleistet werden. Nur diejenigen, die Beiträge zahlten, seien wahlberechtigt. Die merkwürdigsten Bestimmungen sind die des Paragraph 14 und diejenigen über den 32 er Ausschuß. Sie gingen hervor aus der eigentümlichen Stellung, welche die seit dem Jahre 1845 bestehende Reform-Gemeinde einnahm. (Es ist hier nur anzudeuten, daß diese aus sehr guten und zahlungskräftigen Elementen der Berliner Gemeinde bestehende Gesellschaft, die eine Trennung von der Gemeinde nicht beabsichtigte, sondern nur in der Ausübung ihres Kultus frei sein wollte, das Zustandekommen geordneter Zustände, man könnte sagen, wider ihren Willen, außerordentlich erschwerte.) Der Paragraph 14 besagte: „Diejenigen Mitglieder der Gemeinde, die zu den im Jahre 1845 gegründeten besonderen Einrichtungen für Gottesdienst und Religionsunterricht Geldbeiträge leisten, sollten zu denjenigen Gemeindelasten nicht beisteuern, die zum Kultus und Religionsunterricht der Gemeinde verwendet werden.“

Außer dem Vorstand und den Repräsentanten war in dem neuen Statut noch ein sogenannter 32er Ausschuß vorgesehen. Dieser sollte nicht etwa aus Repräsentanten und Vorstand, die zusammen nur 31 Mitglieder betrugen, bestehen, sondern der Ausschuß, der die Entscheidung über die den Kultus betreffenden Einrichtungen zu treffen hatte, sollte von den Mitgliedern des Vorstands und der Repräsentanz, die ihren vollen Beitrag zu den Bedürfnissen der Gemeinde leisteten, gewählt und aus anderen vollbesteuerten Mitgliedern der Gemeinde ergänzt werden. Die Beschlüsse dieses Ausschusses seien erforderlich zum Gottesdienst, für Einrichtung oder Regelung der Begräbnisordnung, für Bestimmungen über Koscherfleisch, Mazzoth, Religionsunterricht, Wahl der Rabbiner, Neubauten, Verträge und Geldbewilligungen.

Man sieht also, es sollte eine Bestimmung getroffen werden, die die Mitglieder der Reform-Gemeinde von den Bestimmungen über die allgemeinen religiösen Angelegenheiten ausschloß. Zu den beachtenswerten Sätzen des Entwurfs gehört auch der, daß die Repräsentanten durch den Kommissar der Königlichen Regierung eingeführt und an Eidesstatt verpflichtet werden sollten. Merkwürdig ist auch die Anschauung, daß das Gutachten der Rabbiner eingeholt werden müsse bei Anordnungen über den öffentlichen Gottesdienst, bei Bestimmungen über die von den Gemeindebeamten zu vollziehenden Religionshandlungen, bei der Anstellung von Vorsängern, Religionslehrern und Schächtern.

Es kann die Absicht der vorliegenden Studie nicht sein, die zeitraubenden, sehr ins Einzelne gehenden Beratungen der Kommission, die Verhandlungen des Vorstands und der Repräsentanten hier zu schildern. Es mag nur darauf hingewiesen werden, daß die beiden wichtigsten Bestimmungen, des Paragraph 14 und die über den 32er Ausschuß schließlich vollständig fielen. Unter den wenigen Einzelheiten der Verhandlungen sei erwähnt, daß ein Paragraph 62, in dem es hieß, „die Rabbiner seien befugt, zur Verteidigung ihrer Gutachten nach vorheriger Meldung in den Sitzungen der Kommissionen zu

erscheinen", gleichfalls gestrichen wurde. Nach einer beinahe halbjährlichen Beratung wurde das Statut am 29. Mai 1885 dem Polizeipräsidenten eingereicht. Es wurde aber am 24. Mai 1856, also nach fast einjähriger Beratung zurückgewiesen; fast gegen jeden Paragraphen wurden Ausstellungen erhoben. Durch mündliche Verhandlungen, in denen Veit und Baßwitz als Deputierte der Kommission erschienen, wurden neue Vorschläge gemacht, in denen insbesondere die Forderungen des Polizeipräsidiums, die Gemeinde solle als ihre Verpflichtung anerkennen, für die Armen zu sorgen, Beachtung fanden. Aber auch diese neue Fassung des Statuts wurde vom Polizeipräsidium abgelehnt. Eine Beschwerde bei dem Ministerium hatte keinen Erfolg. Bei diesen Verhandlungen wurde von den Regierungsbehörden eine größere Beteiligung der Rabbiner an den Kultusangelegenheiten gewünscht, „zwar nicht ein absolutes Veto, aber eine beanstandende Mitwirkung". Dagegen wehrte sich die Gemeinde aufs entschiedenste.

Die wiederholten Vorschläge, Ausstellungen der Regierungsbehörden, neue Ausarbeitungen der Gemeinde nahmen noch lange Zeit in Anspruch, erst am 31. Aug. 1860 wurde das Statut der Gemeinde genehmigt. Die Arbeiten am Statut, das eine unmittelbare Folge des Gesetzes von 1847 war, mußten im Zusammenhange vorgetragen werden. Dadurch ist die Betrachtung bis nahe ans Lebensende Veits gerückt. Es ist daher nötig, daß manche Ereignisse nachgetragen werden. Es sind wesentlich vier, die einerseits die hohe Stellung beweisen, die er einnahm, andererseits Zeugnisse seiner rastlosen Tätigkeit sind, die Wirkung ausübte und Anerkennung fand.

1. Nur kurz mag darauf hingewiesen werden, daß in dem Revolutionsjahre 1848 ein Komitee zur Vorbereitung einer israelitischen Synode in Frankfurt a. M. sich an Veit wandte, um unter den Unterzeichnern seinen Namen zu nennen, unter denen, die mitarbeiten wollten an der Förderung des Friedens und Befestigung des Gemeindeverbandes. Es scheint nicht, daß eine solche Synode, als deren Berufer Leopold Stein und J. M. Jost

fungierten, zustandekam. Sie war im Anschluß an das deutsche Parlament gedacht und beabsichtigte offenbar, eine allgemeine Verbindung der Juden nicht gegen die Deutschen, sondern in Vereinigung mit den Deutschen zu befördern.

2. Seit 1851 war Veit Mitglied der ersten Preußischen Kammer und hatte als solcher Veranlassung, einmal in Angelegenheiten seiner Glaubensgenossen aufzutreten. In der 49. Sitzung am 30. März 1852 stand ein Kommissionsbericht zur Beratung über einen Antrag des Abgeordneten Klee, betreffend den Artikel 12 der Verfassung. Der Artikel lautet bekanntlich, „der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte ist unabhängig von dem Religionsbekenntnis“. Der Antragsteller wünschte, den Dissidenten die bürgerlichen Rechte zu nehmen. Die Kommission dagegen schlug vor, über den Antrag zur Tagesordnung überzugehen. Der Antragsteller hielt eine große Rede des Inhalts: von einer christlichen Abgeordneten-Versammlung müßten Nichtchristen ausgeschlossen werden, aber überhaupt müßten ihre Rechte noch weiter vermindert werden. Der bekannte Konservative Gerlach unterstützte diese Forderung und sprach andeutend von einer Gefahr, die vor Jahren bestanden hätte, daß ein Jude Kultusminister geworden wäre. Hansemann, der Minister aus der Revolutionszeit, widersprach dieser Behauptung in ironischer Weise; darauf erhielt Moritz Veit das Wort. Er führte aus, „die Religionsfreiheit kann an keinem Punkte angetastet werden, ohne daß ihr ganzer Organismus davon durchzittert und durchbebt wird“, und suchte darzulegen, daß Klees Antrag, der angeblich auf die Dissidenten sich beziehe, Juden und Dissidenten zusammenstelle und die ersteren mehr zu treffen wünsche als die letzteren. Er wandte sich mit Entschiedenheit gegen den Antragsteller, der so weit gehe, „die höchsten Rechte des Mannes zu beschränken, seinen Beruf frei zu wählen, je nach den Gaben, die Gottes Vatergüte ihm verliehen“, protestierte dagegen, daß man dem Volke die Gleichstellung der Juden und Dissidenten zumute, und hoffte, daß das Volk sich eine derartige

Gleichstellung nicht gefallen lassen würde. An der Hand von Daten wies er nach, daß überall da, wo Wahlen seitens des Volkes stattgefunden hätten, kein Unterschied zwischen Juden und Christen gemacht worden sei. Mit dem vollsten Nachdruck hob er hervor, daß die Verfassung vom König beschworen, aber keine leichte Märzerrungenschaft sei.

Er wies u. A. nach, daß Klees Berufung auf Hegel ganz falsch sei. Seine Rede gipfelte in der Bemerkung, der Staat habe auf Sittlichkeit zu achten. „Die Frage, ob das Judentum imstande sei, dem Staatsleben die Bürgschaft einer sittlichen Grundlage zu geben, — einer Erörterung der Frage glaube ich mich überhoben. Ich glaube mich ihrer überhoben im Angesicht der altehrwürdigen Urkunden, die für uns Alle ein heiliges gemeinsames Besitztum sind.“

Veits Rede hatte den gewünschten Erfolg. Bei der Abstimmung erklärten sich 78 für den einfachen Uebergang zu der Tagesordnung, 49 stimmten mit nein, wünschten also, eine motivierte Tagesordnung durchzusetzen.

Man darf wohl sagen, daß so sehr auch in süddeutschen Ständeversammlungen und in einzelnen preußischen Provinziallandtagen kräftige Worte für die Juden gesprochen worden waren, Veit der erste ist, der in einer allgemeinen preußischen Versammlung die Rechte der Juden mit Ueberzeugung und Erfolg vertrat. Es war daher durchaus billig, daß der Vorstand der jüdischen Gemeinde in Berlin dem kühnen und glücklichen Redner mit einem Dankschreiben lohnte. In diesem (8. April 1852) kamen die ehrenden Worte vor: „Sie haben mit den unwiderstehlichen Waffen der Wahrheit die Angriffe der Gegner siegreich bekämpft, in diesem Siege zunächst den Juden in unserem Vaterlande ein Anrecht erhalten, nicht minder denen wert, welche danach streben, der Frucht desselben teilhaftig zu werden, als der Gesamtheit in erhebendem Bewußtsein, und wahrlich, keine Persönlichkeit konnte durch sich selbst die überzeugenden Worte, die

Ihren Lippen entströmten, mehr betätigen, als eben Sie, dessen Bestrebungen längst in allen Regionen der Gesellschaft gebührende Anerkennung geworden. Wenn unzweifelhaft das eigene Verdienst dem Manne den rechten Wert gibt, so darf es den Zeitgenossen nicht entgehen, wenn, wie hier, der Enkel die Bahn mit Eifer verfolgt, die ein würdiger Ahne schon in dunkler Zeit betreten. Die hiesige Gemeinde bewahrt den auch ihr neuerdings erwiesenen Dienst in der wertvollen Reihe derjenigen, die derselben bereits von Ihnen gewährt und zu denen Sie immer mit redlichstem Willen und innerer Kraft gerüstet befunden worden."

3. Als eine der Fortsetzungen der eben geschilderten Tätigkeit kann eine Petition an das Staatsministerium betrachtet werden, die von Veit eigenhändig geschrieben, bei den Akten sich befindet (27. Dezember 1852). Sie betrifft den Gesetzentwurf für die ländliche Gemeindenverfassung in allen alten Provinzen, in dem es in Artikel 5 hieß „das Bekenntnis zur christlichen Religion ist Bedingung für die Zulassung zu den Kommunalämtern". Diese Bestimmung, so hieß es in der Petition, sei ein offenbarer Verstoß gegen § 7 und 8 des Judengesetzes von 1812. Diese Rechte seien durch die Bundesakte von 1815 besonders geschützt und die Bestimmungen seien durch die Verfassung vom 3. Dezember 1848 und 30. Januar 1850 ausdrücklich bestätigt. Die Ausschließung von den Gemeindeämtern stehe daher im Widerspruch mit der Bundesakte und mit der Verfassung. Aus diesem Grunde hätte die Vorlage eine allgemeine und tiefgreifende Beunruhigung in der Gemeinde erregt, und es sei gerechtfertigt, die Bitte auszusprechen, eine solche Bestimmung zurückzunehmen. (Ueber den Erfolg dieser Petition wissen die mir vorliegenden Akten nichts anzugeben.)

4. Wie gegen die Behörden, so wehrte sich Veit auch gegen die Machinationen einzelner Gemeindemitglieder, die die Freiheit der Gemeinde zu bedrohen schienen. In seinem Nachlaß hat sich ein merkwürdiger Protest an den Polizeipräsidenten erhalten, ein Protest, der von den

angesehensten und höchststehenden jüdischen Männern Berlins unterschrieben ist. (Veits Name fehlt, aber die Tatsache, daß das Original in seinem Nachlasse sich fand, führt notwendig darauf, daß er der eigentliche Anreger, wohl auch der Verfasser des Protestes ist.) Dieser Protest richtete sich gegen die Denunziation, die einzelne Gemeindemitglieder gegen die im Jahre 1854 erfolgte Wahl von M. Magnus, M. S. Baßwitz und Dr. Oesterreich zu Vorstehern der Gemeinde gerichtet hatten. Veit führte im Namen seiner Gesinnungsgenossen aus, daß die Genannten Ehrenmänner in der ausgedehntesten Bedeutung des Wortes seien, und fuhr dann fort: „ihr Patriotismus stehe außer Frage, und es würde gut um Stadt und Staat bestellt sein, wenn die Mehrheit der Bürger in gleicher Weise von tätigem Gemeinsinn, von großherziger, zu jedem Opfer bereiter Menschenliebe, von aufrichtiger Begeisterung für König und Vaterland durchdrungen wäre. Wir sprechen die innerste Ueberzeugung aus, daß von diesen Männern nicht der leiseste Mißbrauch ihrer amtlichen Stellung zu erwarten stehe. Wir hoffen vielmehr von der Amtsführung derselben die gedeihlichsten Resultate für die Herstellung friedlicher und einträchtiger Zustände innerhalb unserer Gemeinde."

Der Protest hatte den gewünschten Erfolg. Auch die jetzt lebende Generation weiß, daß Meyer Magnus und die andern Genannten Jahre und Jahrzehnte lang an der Spitze der jüdischen Gemeinde standen, daß aber besonders der Erstgenannte eine lange Epoche hindurch als der eigentliche tatkräftige Leiter der Berliner Gemeinde anzusehen ist. Gewiß stand Veit nicht auf dem vorgeschrittenen religiösen Standpunkte wie Magnus und war auch bei seiner konzilianen Natur nicht immer mit dem allzu energischen Vorgehen des Genannten einverstanden, umsomehr ehrt es ihn, daß er trotz abweichenden Standpunktes die Beschwerden einer kleinen Partei von Dunkelmännern zurückwies, die die Wahl solcher vortrefflichen Elemente bei der Behörde zu hintertreiben suchte.

Die Verhältnisse der Juden in Preußen hatten sich mit den allgemeinen Zuständen gegen Ende des 6. Jahrzehnts gebessert, als mit der Regentschaft des Prinzen Wilhelm eine liberale Aera begonnen hatte. Freilich war man noch weit von einer völligen Gleichstellung entfernt, und mancherlei Bestrebungen machten sich geltend, den Juden die ihnen in Aussicht gestellten Rechte zu entziehen oder nicht vollständig zu gewähren. Besonders das Recht, Stellungen an öffentlichen Lehranstalten zu bekleiden, wurde nach wie vor den Juden vorenthalten. Unermüdlich trat dagegen der Oberrabbiner Sutro auf. Eine dieser Petitionen bildete die Beratung einer Sitzung des Abgeordneten-Hauses vom 24. April 1860. Die Petitionskommission hatte vorgeschlagen, die Bittschrift der Staatsregierung zur Berücksichtigung zu überweisen. An diesen Vorschlag knüpfte sich eine interessante Debatte. Besonders suchten die Konservativen bei dieser Gelegenheit ihren alten Judenhaß vor dem Lande auszusprechen. Als Hauptredner trat Herr von Blankenburg auf, der, um die Schädlichkeit der Anstellung von Juden an öffentlichen Lehranstalten und ihrer Aufnahme in die Lehrerkollegien nachzuweisen, die Christenfeindschaft der Juden darzulegen suchte. Zu diesem Zwecke las er das Kol Nidre-Gebet vor, gab Kenntnis von einzelnen Stellen aus talmudischen Traktaten, in denen die entschiedenste Christenfeindschaft dargelegt wurde, wies auch auf eine Stelle Montefiores hin, die so lautete: „das heilige Land ist und bleibt unser Eigentum", und auf einen Satz Mendelssohns: „schickt Euch in die Verfassung des Landes so gut Ihr könnt". Aus allen diesen Stellen schloß der Redner, daß die Juden eine besondere Nation bildeten, die sich entweder garnicht oder nur unwillig in die Gewohnheiten und Gesetze des Landes fügten, in dem sie lebten, und aus diesem Grunde nicht würdig seien, die Jugend dieses Landes zu unterrichten. In seiner Erwiderung lehnte es Veit ab, auf alle die von dem Vorredner vorgetragenen, aus dem Zusammenhange gerissenen Stellen zu antworten, indem er mit feiner Ironie

Herrn von Blankenburg, der sein ganzes Wissen nicht etwa aus den Quellen, sondern aus einigen antisemitischen Brochüren entnommen hatte, entgegenhielt, daß er, Veit, kein so großer Gelehrter sei. Aber er stellte mit Entschiedenheit in Abrede, daß die von dem Vorredner vorgetragenen Stellen wirklich das besagten, was Jener meinte, indem er mit Nachdruck auf den Grundsatz des Judentums hinwies, „liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst". Im Einzelnen tat er dar, daß die Gelübde, von deren Ablösung in den Gebeten des Versöhnungstages gesprochen werde, nicht solche gegen Menschen, sondern solche gegen Gott seien. Er widerlegte das völlig Irrige in der Auffassung von Mendelssohns Gesinnung. Er suchte im Einzelnen zu beweisen, daß die Berichte, die über jüdische Soldaten seit nun 50 Jahre existierten, vortrefflich seien, leugnete, daß ein Eid nicht auch von einem Juden aufgenommen werden könnte, indem er speziell auf die Erfahrungen die Aufmerksamkeit lenkte, die in Holland und England gemacht worden seien, wendete sich aufs entschiedenste dagegen, daß ein Jude nicht ebenso gut wie ein Christ fähig sein solle, Geschichte, alte Sprachen zu lehren, und hob zum Beweise des Gesagten den berühmten Mitarbeiter der Monumenta Germaniae Philipp Jaffé hervor. Er sprach den Wunsch aus, „mögen wir zum letzten Male an dieser Stelle über die bürgerliche Gleichstellung der Juden verhandelt haben, möge der konfessionelle Unterschied . . . . . . aus der bürgerlichen Gesetzgebung dieses Landes fortan gänzlich verschwinden." Freilich verhehlte er sich nicht, daß dies wohl auch jetzt wie so oft ein frommer Wunsch bleiben werde: „denn es liegt in der Natur, des Vorurteils, daß es nicht zum Abschlusse kommt, daß es wie eine Schlingpflanze tausendmal zertreten am Boden fortwuchert". Ob auch auf diese mächtige Rede, die insofern von Erfolg begleitet wurde, als die Petition Sutros ebenso wie eine wenig später eingegangene des Dr. Arnheim um Anstellung an einer staatlichen Lehranstalt der Regierung zur Berücksichtigung überwiesen wurde, ein Dankschreiben der jüdischen Gemeinde Berlins erlassen wurde, ist nicht

bekannt. Aus den Akten ergibt sich nur, daß der schon einmal genannte Joël W. Meyer in der Repräsentanten-Versammlung den Antrag stellte, Veit für seine Rede den Dank der Gemeinde auszusprechen, ja, daß er den Antrag dahin erweiterte, man möge ein solches Dankschreiben nicht bloß im Namen der Berliner, sondern im Namen aller Gemeinden erlassen.

Das letzte, was Veit für die Juden tat, war eine hübsche Würdigung Gabriel Rießers, der im Jahre 1863 starb. Der Aufsatz erschien in den Preußischen Jahrbüchern des genannten Jahres. Eine solche Würdigung war eine Aufgabe, der Moritz Veit im höchsten Maße gewachsen war. Denn hier hatte er einen Mann zu schildern, wie er selber einer war: auf des Lebens Höhen stehend, ausgestattet mit reichen Gütern des Geistes, geehrt durch die Achtung Aller, die Freundschaft Vieler, einen feinen Stilisten, einen kunstvollen Redner, einen Kämpfer für Recht und Freiheit — denn das bedeutete in allen Zeiten nach einem schönen Wort Börnes das Auftreten zu Gunsten der Juden — und zugleich einen Mann, der, wenn auch der Lorbeer des Siegers nicht leicht, vielleicht garnicht seine Stirn krönte, im Kampfe niemals ermattete.

Und so kann man die Schlußwürdigung, die Veit dem Hochverehrten gab, und die so lautet: „er wird fortleben, dieser Name! Das große Talent wird von größerem überholt. Mehr aber als Alles, was er getan und geredet, was er erarbeitet und erstritten, hat der innerste Kern seiner Persönlichkeit auf die Zeitgenossen gewirkt. Unbeirrt von Allem, was so Viele lockt und blendet, hat er das verworrene Getriebe von Welt und Menschen mit siegreicher Klarheit und Wahrheitsliebe durchschaut, weil er im eigenen Innern zu Hause war. In den Mitteln mochte er irren und fehlgreifen, niemals in den Zwecken; diese Zwecke waren ein Stück seiner selbst, „und sich selber konnte er nie untreu werden“, auch auf ihn anwenden.

Auch Veit konnte sich nicht untreu werden. Wie war Veit? Er war praktisch und ideal, er hielt sich nicht für zu gut, obgleich er durch sein ererbtes und sein erlangtes Vermögen in der Lage gewesen wäre, von seinen Zinsen zu leben, für den Erwerb tätig zu sein. Er wurde Buchhändler, aber kein Händler gewöhnlichen Schlages, sondern ein vornehmer, idealer Kaufmann, der in der Auswahl seiner Verlagsartikel seine Hinneigung zur ernsten Wissenschaft, zur politischen Freiheit, zur feinästhetischen Schätzung betätigte. Praktisch in seinem Wirken für die Berufsgenossen, für die Stadtgemeinde und die religiöse Gemeinschaft, der er angehörte, und doch in dieser Tätigkeit von den idealsten Anschauungen getragen, die ihn nie etwas für sich begehren, nie Anerkennung und Ehrenstellen verlangen ließ, sondern stets beeifert, die Früchte seiner Tätigkeit den von ihm vertretenen Körperschaften ausschließlich zugute kommen zu lassen.

Er vereinigte Gelehrsamkeit und Bildung, für ihn gab es kein totes Wissen, das bloß einem abgeschlossenen kleinen Kreise vorbehalten blieb, und Bildung war ihm nicht der äußere Firnis, der über das hohle Innere hinwegtäuschte. Er, der in seiner Jugend wissenschaftliche Studien getrieben hatte, bewahrte die Neigung für ernste Arbeit bis an sein Lebensende, sah neidlos, ohne Schmerz darüber zu empfinden und zu äußern, daß ihm die Betätigung seines Studiums nicht gegönnt war, blickte vielmehr voll herzlicher Anerkennung auf die gelehrten Arbeiter hin, die in Selbstentäußerung dem Dienste der Wissenschaft sich weihten. Er verschönte diesen Sinn für Wissenschaft mit einer allgemeinen tiefen Bildung: der verständnisvollen Bewunderung für alles Schöne auf den Gebieten der Literatur und Kunst, einer stets steigenden Verehrung für die deutschen Klassiker, daneben aber auch einer wohltuenden Empfänglichkeit für die Zeitgenossen, unter denen er Karl Werder und Leopold Schefer besonders hoch stellte, einer herzlichen, durch wahrhaften Schönheitssinn veranlaßten und stets gesteigerten Neigung für die Gebilde der Kunst.

Er war eifervoll und duldsam. Denn wenn er auch für die Grundsätze, die ihm fest eingegraben waren, mutig stritt, so ließ er sich in der Hitze des Kampfes nicht zu einer Verunglimpfung, nicht zu schnöder Herabsetzung der Gegner hinreißen, sondern behandelte sie in seiner vornehmen Art als Wanderer, die ihren Weg verfehlten. Und so war ihm, schon weil er diese Verfehlungen weder für dauernde noch für absichtliche erachtete, während des Kampfes nie bange; selbst nach einer Niederlage bemächtigte sich seiner keine Verzweiflung.

Er lebte, wie er einmal in einem stimmungsvollen Gedichte ausdrückte, stets in der Erwartung und mit der Absicht „den Lenz im Winter zu gewinnen."

In der Paulskirche, in der er als tüchtiger Arbeiter die allgemeinen Angelegenheiten mit beriet, ohne als Redner in öffentlichen Versammlungen zu glänzen, schrieb er einmal den Satz nieder: „Wenn wir die Einheit des Vaterlandes werden begründet haben und dann darüber nachdenken, welche Kräfte durch Gefahr und Irrsal uns endlich doch zum Siege verholfen haben, so werden wir uns sagen dürfen: der Glaube an den Sieg hat uns zunächst zum Siege verholfen." Der Glaube, der Andere demütig und still ergeben macht, der ihnen vielleicht anrät, die Hände in den Schoß zu legen und den Erfolg einem Höheren zu überlassen, rief ihn zu neuem Streben und erfüllte ihn mit der Gewißheit des Erfolges. Er gab ihm die schönen poetischen Worte ein:

Hat auch der Tod gelichtet
Die dichten Freundesreihn,
Wir wollen aufgerichtet
Und still geschäftig sein.
Wir rücken eng zusammen,
Daß warm und wohl uns sei,
Des Heiles lichte Flammen
Wir glauben sie herbei.

Ein solcher Mann verdient, uns deutschen Juden zum Vorbild zu dienen. Wenn er, der in der Fremde und in seinem Hause weit mehr mit Andersmeinenden als mit seinen Glaubensgenossen verkehrte, mit Christen zusammentraf, so äußerte er nicht aufdringlich bei jeder unpassenden Gelegenheit, sondern sprach nur dann, wenn man in seiner Anwesenheit das Judentum schmähte, mutig gleich dem Propheten Jona: „Ein Hebräer bin ich und fürchte Gott, den Herrn des Himmels.“ Denen aber, die kleinmütig jede Zurückdrängung der Andern für ausreichend erachteten, sich von der Gesamtheit zu entfernen und nur gar zu gern die Kränkungen, die ihnen zuteil geworden waren, mit Abneigung erwiderten, oder denen, die aus diesem offenen Bekenntnis die Ausschließung der Juden von den Rechten, die Verdrängung aus dem Vaterlande, die Verkümmerung an den Segnungen deutscher Kultur folgern wollten, trat er würdig und hoheitsvoll mit dem Bekenntnis entgegen, das wir, so lange ein Odem in uns ist, ihm nachsprechen: „Ich bin ein Deutscher.“

Der Talmud als Bildungsmittel.

Von

Rabbiner Dr. jur. Max Eschelbacher-Bruchsal.

Am 30. September 1907 hielt der Verein für Sozialpolitik in Magdeburg eine Generalversammlung ab. Gegenstand der Beratung war die berufsmäßige Vorbildung der wirtschaftlichen Beamten, der Handelskammersekretäre, der Syndici und ähnlicher Berufsstände. In der Diskussion erklärte Professor Knapp in Straßburg, ein bekannter Nationalökonom: „Wir Professoren bilden keine zukünftigen volkswirtschaftlichen Beamten aus, sondern wir lehren unsere Hörer die Kunst des nationalökonomischen Denkens und Arbeitens. Die Nationalökonomie kann allein dazu nicht verhelfen, der Student muß vielmehr eine allgemein logische Schulung erhalten, die er auf verschiedene Weise erlangen kann. Ich habe einmal einen Rabbiner geprüft, der sie durch den Talmud erworben hatte. Ich bin weit entfernt, die obligatorische Einführung des Talmudstudiums zu empfehlen, aber irgendwie muß das Denken geschult werden, durch die Philosophie, die Mathematik, die Jura."

Gänzlich unbefangen, מסיח לפי תומו, wie der Talmud in ähnlichen Fällen sagt, hat Knapp hier ein Urteil über den Talmud abgegeben, und er hat sich dabei nur auf ein einziges Erlebnis gestützt. Aber was er ausführte, das steht im Einklang mit alter jüdischer Praxis, denn von jeher, und fast bis auf unsere Tage ist der Talmud eine der ergiebigsten Bildungsquellen für jeden Juden gewesen, der Geist und Herz entwickeln wollte, und immer galt er als ein Erwecker geistigen Lebens. Es

verlohnt sich daher wohl, einmal zu überlegen, worin denn die erzieherische Kraft des Talmuds liegt, und was ihn in den Stand setzen mag, die Fähigkeit des exakten, wissenschaftlichen Denkens seinen Jüngern zu verleihen.

Der Bildungswert des Talmud liegt ganz allgemein schon in seinem Wesen, in seiner ganzen Art begründet. Äußerlich schon stellt er sich als ein bedeutendes Werk dar. Mit den sehr umfangreichen Kommentaren, die an ihn sich anschließen, umfaßt er in der großen Wilnaer Ausgabe 15 Bände in Folioformat, jeder Band so groß wie ein kaufmännisches Hauptbuch. Und er ist nicht die Schöpfung eines einzelnen Mannes, er ist auch nicht während der Lebensdauer eines einzigen Menschen entstanden, er ist vielmehr das Werk eines ganzen Volkes. Er bringt zum Ausdruck, wie in der Zeit von etwa 200 vor bis 500 nach unserer Zeitrechnung das Leben des Judentums auf allen Gebieten geregelt worden ist. Er ist eine Sammlung von Aussprüchen und Entscheidungen, die die Lehrer unseres Volkes in einem Zeitraum von etwa siebenhundert Jahren getroffen haben. Er spricht daher von Gebeten und von Fasttagen, aber auch von Steuern und von der Rechtsprechung, von den Krankheiten der Tiere und von den Speisegesetzen, kurz, von Vielem, was in jener Zeit in Palästina und in Babylon die Juden beschäftigt hat. Und so bietet er auf der Grundlage der Bibel, der schriftlichen Lehre, deren Weiterentwicklung, die Überlieferung der Väter, die mündliche Lehre. Die Alten haben vom jam schel talmud, dem Meer des Talmud gesprochen. Sie wollten damit züm Ausdruck bringen, daß wie in einem Meere in diesem Werke die geistige Arbeit vieler Generationen zusammgeflossen sei. So reiht der Talmud den großen Werken sich an, die nicht ein Einzelner geschaffen hat, an denen vielmehr Jahrhunderte gebaut haben, er gehört, wie die Bibel, zu den denkwürdigen Schöpfungen der Menschheit.

Und an den Talmud selbst reiht sich dann die große talmudische Literatur. Den Boden, in dem sie wurzelt, haben die verschiedensten Länder geliefert. Die Gaonen

in Babylon, die großen Gelehrten in Nordafrika, in Spanien, in Italien, in Deutschland, die Rabbinen in der Türkei und in Polen, die den Schulchan Aruch geschaffen haben, sie alle haben beigesteuert zum Bau der talmudischen Literatur. Und seit dem Abschluß des Talmud hat es keine Zeit und kein Land gegeben, wo nicht Juden sich bemüht hätten, Fragen der Gegenwart auf Grund des Talmud zu behandeln. Die talmudische Literatur ist so ein Spiegel geworden, in dem das Leben der Juden in den jüngsten 2000 Jahren sein Abbild findet; ihre einzelnen Werke bilden dadurch auch wichtige, wenngleich noch wenig benutzte Quellen zur allgemeinen Kulturgeschichte.

Wer ausschließlich die talmudische Literatur kennt, der wird zwar weder von der klassischen, noch von der mittelalterlichen, oder gar von der modernen Literatur etwas erfahren, aber aus den engen vier Wänden der Halacha wird ihm doch ein Blick verstattet auf viele Probleme, die von Alters her die Menschen beschäftigt haben. In dem weiten Gesichtskreis, den das Talmudstudium, richtig betrieben, verleiht, in dem tiefen Einblick, den es in den Entwickelungsgang der Menschheit erlaubt, liegt nicht zum geringsten Teil die bildende Kraft, mit der der Talmud den Geist des Schülers entwickelt.

„Wer nicht von dreitausend Jahren sich weiß Rechenschaft zu geben,
Bleibt im Dunkel unerfahren, muß von Tag zu Tage leben.“

Getrost dürfen wir an diesem Worte von Goethe den Wert der talmudischen Bildung messen; gibt sie doch eben die Fähigkeit, Rechenschaft abzulegen von Erfahrungen, die in Jahrtausenden in vielen Ländern gewonnen wurden.

Aber darüber hinaus schärft der Talmud noch in besonderer Weise den Geist. Zunächst durch Eigentümlichkeiten äußerer Art. Die Worte erhalten in den talmudischen Drucken und Handschriften keine Vokalbezeichnung, und dem ganzen Werke fehlt jegliche Interpunktion, genau wie unseren Thorarollen. Dem Leser,

der nur europäische Literatur zu lesen gewohnt ist, mag das merkwürdig klingen. Nicht Worte erscheinen in den talmudischen Drucken, sondern nur Konsonantengruppen. Nehmen wir die Buchstabenverbindung frst. Das könnte nach talmudischem Muster heißen: First, Forst, Fürst, Frist, Frost, frühst (den Unterschied von großen und kleinen Anfangsbuchstaben kennt der Talmud gleichfalls nicht). Was im gegebenen Falle die Bedeutung des Wortes wäre, müßte jeweils aus dem Zusammenhange des ganzen Satzes erschlossen werden. Und diese an und für sich große Schwierigkeit wird nicht selten noch durch irgend einen Schreib- oder Druckfehler gesteigert.

So wird von dem großen Lehrer Samuel, der 257 in Babylon starb, erzählt, er habe eine Karawane von 13 Kamelen, alle beladen mit Schriften von ihm, nach Palästina geschickt, um sich durch seine gesammelten Werke den Respekt der dortigen Gelehrten zu erzwingen. Diese Geschichte klingt wie eine lächerliche Übertreibung; denn es mag Jemand so alt werden, wie Methusalem und so fleißig sein, wie Mommsen, er wird doch niemals soviele Bücher schreiben, daß man 13 Kamele damit belasten könnte. Tatsächlich will der Talmud das auch gar nicht sagen. Nicht 13 Kamele, sondern 13 Bücherrollen hat Samuel nach Palästina gesandt, und Schuld an der Verwirrung trägt einzig allein die Verwechslung zweier Buchstaben, eines Waw mit einem Mem. „Gamle“, Kamele, steht da, und „Gewile“, Rollen, soll es heißen. Diese Richtigstellung ist nicht etwa eine Vermutung eines modernen konjekturlustigen Philologen, sondern schon vor etwa 1000 Jahren hat der große Rabbi Chananel ben Chuschiel zu Kairuan in Nordafrika den Fehler entdeckt und verbessert.

Die Schwierigkeiten, die so dem Leser sich entgegenstellen, können nur auf einem Wege überwunden werden. Wer im Talmud lesen will, der muß bei jedem einzelnen Worte den Zusammenhang sich vor Augen halten, in dem es steht. Es ist allerdings schwierig, einen größeren Gedankengang rasch zu überblicken. Aber gerade ein längeres Studium der Gemara übt die Fähigkeit, die

Gedanken zu konzentrieren und lange Erörterungen knapp zusammen zu fassen.

Das Gleiche gilt von dem Fehlen jeglicher Interpunktion im Talmud. Wenn ein neuer Abschnitt in ihm beginnen soll, dann wird der vorige durch einen Doppelpunkt abgeschlossen. Außer diesem aber unterbricht kein Komma und kein Punkt, kein Anführungszeichen und kein Fragezeichen den Gang der Darstellung. Die streitenden Autoren mögen selbst reden oder weit entlegene Quellen zitieren, sie mögen eine Frage stellen oder eine Erklärung abgeben, immer läßt sich nur aus dem Zusammenhange der Verlauf der Diskussion erkennen, nie aus den Satzzeichen. Wie groß da die Schwierigkeit wird, ihrer Auseinandersetzung zu folgen, das kann nur der ermessen, der selbst schon einmal an einer schwierigen Talmudstelle sich abgemüht hat. Wer nur moderne Bücher kennt, weiß gar nicht mehr, daß eine gute Interpunktion der erste und notwendigste Kommentar für jede literarische Darstellung ist. Denn sie ist für das gedruckte Wort das Gleiche, was für das gesprochene der Ton ist, sie gibt die Musik zum gedruckten Text, und das Verständnis wird sofort schwierig, wo sie fehlt. Wenn ich sage „Er ist ein Ehrenmann!", so ist das genau das Gegenteil, als wenn ich sage „Er ist ein Ehrenmann?". Im Talmud aber würden beide Sätze völlig gleich aussehen. Dieser Mangel nötigt wiederum zu einem genauen Eingehen auf den Sinn, zu einer Aufmerksamkeit, wie sie beim Studium einer Abhandlung in deutscher Sprache so bald nicht notwendig wird, und zwingt so abermals zu ernster Zucht im Denken.

Den zahlreichen Schwierigkeiten der Form des Talmud reihen sich die noch viel zahlreicheren an, die der Inhalt bietet. Der Talmud ist sehr lakonisch. Nur selten gibt er breit ausgeführte Darstellungen, meistens beschränkt er sich auf kurze Andeutungen. Er gibt zuerst nur das Ziel der Debatte an, und überläßt es dann dem Nachdenken des Lesers ausfindig zu machen, welch ein Weg zu diesem Ziel führt. Daher kommt es, daß die wörtlichen Uebersetzungen des Talmud durchweg ungenügend

sind. Die talmudischen Diskussionen haben ihre eigene Ausdrucksweise, sie vertragen im Grunde gar keine einfache Übertragung, verlangen vielmehr weitere Ausführungen, wenn auch nur einigermaßen verständlich werden soll, was der Talmud selbst mit wenigen Worten sagt.

Eine Mischna, die die wichtigsten Bestimmungen des Rechtes auf Schadenersatz enthält, lautet z. B. „Vier Väter des Schadens gibt es, den Ochsen, die Grube, den Zahn und das Feuer. Es ist nicht der Ochse wie der Zahn und nicht der Zahn wie der Ochse, und es sind nicht diese beiden, in denen Leben ist, wie das Feuer, in dem kein Leben ist, und es sind nicht diese drei, deren Art es ist, sich weiter auszubreiten und Schaden zu stiften, wie die Grube, die Schaden anrichtet, aber sich nicht bewegt. Gemeinsam ist ihnen, daß es ihre Art ist, Schaden anzurichten, und daß ihre Bewachung dir obliegt. Und wenn einer Schaden angerichtet hat, dann ist der Besitzer verpflichtet, Ersatz zu leisten mit seinen besten Grundstücken. Bin ich für die Bewachung verantwortlich, dann habe ich den Schaden verschuldet. Habe ich einen Teil des Schadens verschuldet, dann bin ich ersatzpflichtig, als hätte ich den ganzen Schaden verschuldet. Güter, an denen keine Veruntreuung möglich ist, Güter von Religionsgenossen, Güter, die im Privateigentum stehen, und an jedem Orte, nur nicht an einem Platze, der dem Schädiger gehört oder gemeinsames Eigentum des Beschädigers und des Beschädigten ist. Und wenn er Schaden angerichtet hat, muß der Schuldige mit seinen besten Gütern Ersatz leisten.“ Wieviele Worte müßte man machen, um diese Mischna, die lauter wichtige Rechtsgrundsätze enthält, ihrem ganzen Inhalte nach verständlich zu machen! Sie ist ja allerdings besonders knapp, aber dafür gibt sie doch wenigstens eine zusammenhängende Vorstellung; die Gemara, die weitere Verarbeitung der Mischna, bringt statt einer solchen nur Diskussionen, ein ununterbrochenes Frage- und Antwortspiel, und verlangt deshalb in noch viel höherem Grade die nachhelfende Gedankenarbeit des Lesers.

Dadurch öffnet sie aber auch dem Schüler das Bewußtsein für eine wichtige Tatsache im Bereiche des menschlichen Geisteslebens, sie weckt den Sinn für das Leben der Gedanken. Gerhard Hauptmann hat einmal in prächtigen Worten es ausgeführt, wie alles menschliche Denken ursprünglich dramatisch sei, weil es in Rede und Gegenrede sich bewege. Und die deutsche Sprache bezeichnet mit tiefer Wahrheit die Anschauungen, die wir uns bilden, als Urteile. Sie werden ja in Wahrheit auch nach einer stummen Gerichtsverhandlung in uns gewonnen, nachdem das Für und das Wider eines Gegenstands zu Wort gekommen sind. Nicht leicht wird diese Wahrheit irgenwo anders so klar, als beim Talmudstudium. Da enden beim gedruckten Worte nicht die Gedanken des Lesers, sondern nach ihm beginnt eigentlich erst seine geistige Arbeit. Die talmudische Darstellung ist eben kein Referat, sondern wie das menschliche Denken selber eine Debatte in Rede und Gegenrede, und stets ist der Leser gezwungen, in die Gedanken einzudringen, die hinter den Worten liegen, deren Symbole die Worte nur sind. Die Entwicklung eines Gedankens, jede leise Wendung auf seinem Wege, sie kommt bei anderen Studien gar nicht so sehr zum Bewußtsein, weil eben jedes andere Werk das Studium dem Schüler bequemer macht, weil keines in solchem Maße seine Mitwirkung verlangt und so wenig mit einer bloß rezeptiven Aufmerksamkeit sich begnügt, wie gerade das Talmudstudium. Man müßte schon ein Blatt Gemara „vorlernen", um zeigen zu können, wie der Talmud solche Erfolge zuwege bringt, und es bleibt sehr zu bedauern, daß einem so großen Teile der heutigen Juden dieser hohe geistige Genuß verschlossen bleibt.

Eine Frucht trägt der Talmudjünger sicherlich von seinen Folianten davon. Er lernt die Kunst des Lesens. Denn das echte Lesen ist eine Kunst, so gut wie Malen oder Klavierspielen, nur weniger verbreitet als diese Fertigkeiten. Zum rechten Lesen genügt es nicht, wenn einer Lettern zusammbuchstabiert und Wörter liest; wahren Genuß bringt ein Buch erst dann, wenn der

Leser hinter der Druckerschwärze die Gedankenwelt des Autors entdeckt. Unsere Bücher verführen geradezu zu einem oberflächlichen Dahinlesen, bei dem wohl das gedruckte Wort erfaßt wird, das Beste aber verloren geht, die in ihm verborgenen Gedanken und Empfindungen. In unseren Büchern erscheint alles in dem gleichen Schwarz auf dem nämlichen Weiß, ein tief empfundenes Gedicht sieht gedruckt nicht viel anders aus, als die Ankündigung einer Versteigerung. Gleichmäßig lesen auch die meisten Menschen, was gleichmäßig aussieht, und ihre Lektüre hat deshalb vielfach keine rechte Frucht. Der Talmudist aber ist gewöhnt, ernster mit seiner Lektüre sich zu beschäftigen. Es wird ihm ja nicht leicht gemacht, in die Gemara einzudringen, die Buchstaben und Worte besagen dort, wie oben gezeigt, für sich allein nur sehr wenig, sie werden erst verständlich, wenn man stets den Zusammenhang des Ganzen zu Rate zieht und von dessen Gedanken sich leiten läßt. Wer Talmud gelernt hat, dem erscheint die Seite eines Buches bald nicht mehr wie ein ebenmäßig bedrucktes Blatt Papier, sondern ähnlich wie eine Landkarte, und wo der naive Leser nur Streifen und Striche mit verschiedener Färbung sieht, schaut der am Talmud Geschulte ganze Landschaften, Berg und Tal, Fluß und Ebene.

So kann der Talmud jene geistige Fähigkeit verleihen, die man heute als formale Bildung bezeichnet. Er schärft die Kraft des Denkens und führt zur größeren geistigen Selbständigkeit. Man schreibt diese bildende Kraft in unseren Tagen gewöhnlich den alten Sprachen in besonderem Maße zu. In höherem Grade noch darf aber dem Talmud nachgerühmt werden, daß er eine Quelle solch formaler Bildung ist. Ein altes jüdisches Sprichwort sagt: „Aus einem Bachur kann man Alles machen", und so mag wohl auch der Rabbiner, den Professor Knapp prüfte, die Kunst des nationalökonomischen Denkens gewonnen haben, die das Ziel für die Ausbildung unserer volkswirtschaftlichen Beamten bildet.

Doch auch sachliche, materielle Kenntnisse verleiht die talmudische Forschung. Ist doch der Talmud

eine Encyklopädie der Wissenschaften seiner Entstehungszeit. Gewiß ist nicht Alles, was wir in ihm lesen, heute noch gültig, denn die Wissenschaft ändert sich fortwährend und muß viele Irrtümer aussprechen, bis eine Wahrheit gefunden ist. Doch auch wenn wir Irrtümern in ihm begegnen, ist keine Empfindung weniger am Platze, als der Gedanke, „wie wir es doch so herrlich weit gebracht!" Auch solche überwundene Anschauungen sind belehrend, sie erwecken zugleich Bescheidenheit und Stolz. Sie zeigen, wie lange Zeit unsere Erkenntnis gebraucht hat, um zu ihrem jetzigen Stande zu kommen, und wie wir also auf den Schultern der Geschlechter vor uns stehen. Und sie schaffen uns gleichzeitig die Freude darüber, daß wir eben doch weiter gekommen sind und hoffen dürfen, daß unsere Nachkommen Klarheit sehen werden, wo wir noch im Finsteren tappen.

Es geht nun nicht an, hier alles mitzuteilen, was an realem Wissen aus dem Talmud geschöpft werden kann. Wir müßten dann durch sämtliche Wissenschaften die Runde machen, die in der Zeit, da die mündliche Lehre entstand und fixiert wurde, die Menschheit im Orient beschäftigten. Als Stichproben wollen wir nur einiges Wenige aus dem Gebiet der Naturwissenschaften und der Jurisprudenz herausgreifen.

Die religiösen Vorschriften haben jenen Generationen einen starken Anreiz gegeben, mit naturwissenschaftlichen Fragen sich zu beschäftigen. Wenn die Feste zur rechten Zeit gefeiert werden sollten, dann mußte man den Lauf der Gestirne kennen. So kam man zu einem gründlichen Studium des Kalenders, und auf diesem Spezialgebiete der Astronomie läßt sich heute noch aus dem talmudischen Schrifttum außerordentlich viel lernen. Mit größter Genauigkeit wird dort z. B. die synodische Umlaufszeit des Mondes um die Erde auf 29 Tage, 12 Stunden 44 Minuten $3\frac{1}{3}$ Sekunden festgesetzt und die Dauer des Mondjahres auf 354 Tage 8 Stunden 48 Minuten 40 Sekunden. Das Sonnenjahr wird auf 365 Tage und 6 Stunden bestimmt, und die Ausgleichung zwischen Sonnen- und Mondjahr durch Schalt-

monate in der glücklichsten Weise erreicht, sodaß Verwirrungen, wie sie im julianischen Kalender an der Tagesordnung waren, im jüdischen bis auf dem heutigen Tag niemals eingetreten sind. Und der Amoräer, den diese Forschungen ganz besonders beschäftigen, Samuel, durfte von sich sagen, daß die Bahnen des Himmels ihm so bekannt seien, wie die Straßen seiner Heimatsstadt Nehardea.

Einander es Gebiet, das in der Gemara eingehende Behandlung findet, ist die pathologische Anatomie des Tieres. Auch hier haben praktische religiöse Bedürfnisse die naturwissenschaftliche Forschung angeregt. Unser Religionsgesetz verbietet uns den Genuß eines Tieres, das „trepho" ist. Trepho, wörtlich übersetzt „zerrissen", ist aber ein Tier dann, wenn es mit einer schweren Krankheit belastet ist, so daß es nicht länger leben kann. Der Talmud muß daher die verschiedenen Krankheitszustände prüfen, um festzustellen, in welchen Fällen das Fleisch eines Tieres noch gegessen werden darf. Der dritte Abschnitt des Traktats Chullin, der diese Fragen behandelt, wird so in seiner Art zu einem Abriß der Krankheitslehre des Tieres. Ganz besonders der Untersuchung der Lunge wird die größte Sorgfalt gewidmet. Die erste Mischna des erwähnten Abschnittes beginnt folgendermaßen: „In folgenden Fällen ist ein Tier nicht mehr lebensfähig: wenn die Speiseröhre durchbohrt oder die Luftröhre abgerissen ist, wenn in der Hirnhaut oder im Herzen bis in die Herzkammer hinein ein Loch sich findet, wenn die Leber gänzlich fehlt, wenn die Lunge durchlöchert ist, oder ein Teil daran fehlt, wenn im Magen, in der Gallenblase oder im Dünndarm ein Loch sich zeigt, wenn der größere Teil der Rippen gebrochen ist, oder wenn ein Wolf auf das Tier eingehauen hatte. Die Regel ist: was unter ähnlichen Umständen nicht leben kann, ist trepho." Die Gemara bringt dann im Anschluß an die Mischna eine reiche Kasuistik und eine Fülle von Beobachtungen. Was hier in Form einer Gesetzesbestimmung erscheint, ist die Frucht gewissenhafter Untersuchungen am lebenden und

am toten Tiere, deren Kenntnis jahrhundertelang durch Geschlechter hindurch sich fortgepflanzt hatte. Die modernen Forschungsmethoden, namentlich das Mikroskop, sind ja der talmudischen Zeit noch unbekannt, aber deren Stärke liegt dafür in der Menge der Beobachtungen, über die sie verfügt, und es bedarf wohl keiner Ausführungen, daß ein Mann, der den Talmud studiert und das, was er hier erfährt, durch den Augenschein am lebenden und am toten Tier ergänzt, eine gründliche Kenntnis des Tieres erhält, seines Baues wie seiner Krankheiten.

Am wichtigsten und fruchtbarsten ist für uns wohl das Studium des rechtswissenschaftlichen Teils im Talmud. Die Ergebnisse, die hier gewonnen werden, sind es auch, die am ehesten noch auf die Gegenwart unmittelbar sich anwenden lassen. Denn der Mensch ändert in seinem Wesen sich ja nicht. In Kleidung und Wohnung unterscheiden wir uns von denen, die vor Jahrtausenden gelebt haben, doch das sind nur Äußerlichkeiten. Liebe und Haß aber, Recht und Unrecht sind heute noch das nämliche, wie in den Tagen, da der Talmud entstand. Und auch die Rechtsgeschäfte, Kauf und Verkauf, Darlehen und Miete, Schenkung und Bürgschaft haben in ihrer Art und Eigentümlichkeit seitdem sich nicht sehr geändert. Und so ist es nicht verwunderlich, wenn eine Fülle von Ähnlichkeiten zwischen dem talmudischen Recht und den alten deutschen Gesetzen, dem corpus juris oder dem bürgerlichen Gesetzbuche beim Studium der Gemara uns entgegentreten.

Weniges nur wollen wir hier herausgreifen, aber die Andeutungen schon werden erkennen lassen, wie zweckmäßig und mit wieviel Vernunft der Talmud die verschiedenen Rechtsgebiete regelt. Wer einen Andern auf Herausgabe einer Sache verklagt, hat bei ihm, wie wohl in jedem Recht, den Beweis zu erbringen, daß er der rechtmäßige Eigentümer ist. Sind beide Parteien gleichmäßig im Besitz, dann erfolgt nach einigen Autoritäten Teilung durch richterliches Ermessen unter beide Parteien, nach Andern spricht der Richter den Streitgegenstand einem der Gegner zu, und nach einer dritten Auffassung stellt

in diesem einzigartigen Sonderfall die Justiz ihre Tätigkeit ein und verweist die Prozessierenden auf den Weg der Selbsthilfe. Interessante Vorschriften behandeln den Fall, wo Jemand ein Portefeuille mit Schuldscheinen findet. Wird in allen Urkunden der gleiche Schuldner genannt, dann gilt dieser als der Verlierer, und ihm muß der Finder die Tasche zurückgeben. Lauten die Verschreibungen dagegen alle auf den nämlichen Gläubiger, dann wird dieser als der Eigentümer angesehen und hat ohne weiteren Nachweis Anspruch auf Rückgabe. Findet Jemand einen Gegenstand in einem Laden, dann gehört er ihm, falls der Verlierer sich nicht ermitteln läßt. Lag die Fundsache dagegen hinter dem Ladentisch, dann gehört sie dem Krämer, selbst wenn der Kunde sie gefunden hat.

Auch das Wirtschaftleben des Talmud zeigt Züge, die es dem heutigen ähnlich machen. So erinnern manche Bestimmungen an die moderne Gesetzgebung gegen den unlauteren Wettbewerb. Da bestimmt z. B. eine Mischna: Rabbi Jehuda sagt, ein Kaufmann darf den Kindern nicht geröstete Ähren oder Nüsse schenken, weil er sie dadurch lockt, zu ihm zu kommen, die Weisen aber gestatten es ihm. Der Kaufmann darf die Ware nicht unter dem Marktpreis verkaufen, die Weisen aber sagen, wer das tut, dessen werde zum Guten gedacht. Und ausdrücklich wird bestimmt, daß einer, der Sklaven, Vieh oder andere Geräte verkaufen will, sie nicht künstlich verschönern darf.

Eine eigentümliche Übereinstimmung besteht in der Regelung des ehelichen Güterrechts zwischen den talmudischen Bestimmungen und dem Bürgerlichen Gesetzbuch. Ebenso wie später das B. G. B. hat der Talmud als gesetzlichen Güterstand die Verwaltungsgemeinschaft eingeführt; das Vermögen der Frau bleibt ihr Eigentum, aber dem Mann stehen Verwaltung und Nutzung zu (nichse melug). Doch kennt das talmudische Recht auch Gütermassen, die in das Eigentum des Mannes übergehen; bei Lösung der Ehe ist er dann zur Rückgabe verpflichtet und während deren Dauer trägt er die Gefahr, falls

die Sachen durch Zufall zu Grunde gehen. Der Talmud bezeichnet diese Güter als zon barsel „eisernes Vieh“ und verwendet so eigentümlicherweise dieselbe Benennung, die das alte deutsche und das römische Recht für die gleiche Erscheinung gebrauchen. Diese Beispiele mögen genügen. Es erübrigt sich, eingehender zu zeigen, wie fruchtbar eine Vergleichung zwischen dem talmudischen und dem modernen Recht sein kann, da gerade in diesem Jahrbuche im Jahre 1907 Bernhard Breslauer in seinem Aufsatz „Paralellen zwischen jüdischem und deutschem Recht“ eine Fülle der interessantesten Beobachtungen aus diesem Gebiete veröffentlicht hat.

Doch der Talmud überliefert uns nicht nur Gesetze, er führt uns nicht nur die Ergebnisse der Entwickelung vor Augen, sondern er gestattet auch einen Einblick in das Werden des Rechtes selber. Und darin liegt ganz besonders seine Bedeutung speziell als juristisches Bildungsmittel. Das Recht soll menschliche Verhältnisse regeln, aber diese Verhältnisse ändern sich fortwährend. Wir haben dafür sehr naheliegende Beispiele. Unser Strafgesetzbuch datiert vom Jahre 1879, aber im Jahre 1902 mußte ein besonderes Strafgesetz erlassen werden, das den Diebstahl an Elektrizität bekämpfen sollte. Mit den Jahren hatte ein Delikt sich entwickelt, an das noch im Jahre 1879 niemand gedacht hatte. Und jede neue Erfindung stellt so dem Rechte neue Aufgaben. Das Automobil verlangt Spezialgesetze, und kaum ist das lenkbare Luftschiff erfunden, da prüfen die Juristen auch schon die Rechtsfragen, die durch die neue Errungenschaft aufgeworfen werden. Nicht geringere Änderungen sah die Zeit der Mischna und des Talmud. Die schweren Kriege, in deren Verlauf der jüdische Staat vernichtet wurde, die Zerstreuung der Juden über die ganze Erde, ihre allmähliche Verwandlung aus Bauern in Kaufleute, Verschiebungen, die in der talmudischen Literatur heute noch sich nachweisen lassen, mußten der Rechtsbildung die höchsten und schwierigsten Aufgaben stellen.

Freilich vollzog sich die Entwickelung damals in etwas anderen Formen als heute. Heute ruft jede

Änderung im Wirtschaftsleben als ihre Reaktion eine neue Verordnung hervor, unaufhörlich sprudelt der Quell der Gesetzgebung, und wenn ein Gesetz, wie etwa unsere Wechselordnung, 60 Jahre alt wird, so ist das schon ein ehrwürdiges Alter. Nur die wenigsten Bestimmungen haben Aussicht, so lange zu leben, sie werden schon lange vorher ersetzt oder abgeändert. Ganz anders waren die Verhältnisse in talmudischer Zeit. Hier herrschte eigentlich nur ein einziges Gesetz, die Bibel, und es war recht eigentlich die Aufgabe des Talmud, der mündlichen Lehre, immer von Neuem die Anwendung der biblischen Vorschriften auf das Leben der Zeit zu ermöglichen. In weit höherem Grade als heute war also der Richter der talmudischen Zeit nicht nur Diener, sondern auch Schöpfer des Rechts. Bei dieser Weiterbildung des Gesetzes haben dann die Lehrer in hohem Grade auf das Leben Rücksicht genommen und von seinen praktischen Bedürfnissen sich leiten lassen. So sind viele Bestimmungen getroffen worden mipne darkhe scholaum, um dadurch den Frieden zu erhalten; strenge Schuldgesetze sind geschaffen worden, „damit der Schuldner nicht die Türe des Gläubigers verschlossen finde“, denn der Kapitalist wird keinen Kredit geben, wenn zu nachsichtige Schuldgesetze ihm die Möglichkeit nehmen, energisch gegen den Schuldner vorzugehen. Ganz allgemein sind in frühtalmudischer Zeit die Frauen günstiger gestellt worden Der Ehemann wurde verpflichtet, seiner Gattin bei der Eheschließung eine Summe sicher zu stellen für den Fall, daß sie Witwe würde oder daß die Ehe durch Scheidung gelöst werde. Deutlich herrscht dabei die Absicht, die rechtliche und materielle Lage der Frau nach Möglichkeit zu verbessern.

Seiner Aufgabe, Gesetz und Leben zu versöhnen, widmet der Talmud sich mit großem Scharfsinn. Gerade diese juristischen Partien geben ihm Gelegenheit, die ganze Kraft seines Denkens zu entfalten. Die Kunde davon ist ja auch in weitere Kreise gedrungen, die niemals einen Band des Talmud in der Hand gehabt haben, und gerade bei ihnen hat sich die verkehrte Auffassung gebildet, als gäbe es einen besonderen „talmudischen“

Geist, eine unwahre und rabulistische Art der Dialektik. Diese Auffassung ist irrig, die Sprache des Talmud ist die Sprache der genauen und sorgfältigen Überlegung, und wir finden eine dieser „talmudischen" ähnliche Ausdrucksweise gerade unter den scharfen Denkern aller Nationen wieder. Und für den Talmudkundigen ist es nicht selten ein eigenartiger Genuß, wenn er die Werke solcher Männer studiert und nun sieht, wie die ganze Art ihrer Auffassung und Darstellung in hohem Grade der des Talmud sich nähert. Ein Beispiel statt vieler! In Eduard von Hartmanns „Sozialen Kernfragen" wird folgendes ausgeführt:

„Die Behauptung, daß der Arbeiter, auch wenn er mit einem ihm nicht gehörenden Kapital produziert, doch den vollen Arbeitsertrag beanspruchen könne, steht im Widerspruch mit sich selbst. Denn der Arbeiter, der mit eigenem Kapital arbeitet, müßte dann doch erst recht den vollen Arbeitsertrag beanspruchen können, also auch die rechtliche Verfügung über seine Arbeitsprodukte, gleichviel welcher Art sie seien, also auch über die von ihm produzierten Produktionsmittel. Das soll aber nach dem Gesichtspunkt des Rechtes auf den vollen Arbeitsertrag nicht der Fall sein, vielmehr sollen die Produktionsmittel, die ein Arbeiter produziert hat, seiner rechtlichen Verfügung entzogen werden . . ."

Die ganze Anlage und Durchführung dieses Gedankengangs ist völlig in talmudischer Art gehalten, und einen Jünger der Gemara, wird der „Kalwochomer", der Schluß a minore ad maius, der den Kern von Hartmanns Beweisführung bildet, sehr vertraut anmuten. Der Talmud selbst weiß gar wohl, wie bildend gerade das Studium seines juristischen Teils ist, und gibt deshalb den Rat: „Wer klug werden will, soll mit dem Zivilrecht sich beschäftigen."

Wo aber dem Kopf so viel geboten wird, geht auch das Herz nicht leer aus. Und es ist gut, daß der Talmud auch ihm etwas bietet. Denn wenn die Wissenschaft zu ausschließlich die Gedanken einnimmt, dann

besteht die Gefahr, daß sie viele der besten Empfindungen im Menschen vertrocknen läßt. Daher unterbricht der Talmud häufig die Strenge theoretischer Betrachtung freundlich durch Geschichten und Erzählungen, die dem Leser zur Abwechselung einmal nicht verkünden, was richtig, sondern was gut ist, und was er tun muß, um ein guter Mensch zu werden. Diese Oasen im Felde gelehrter Untersuchungen bezeichnen wir als Midrasch oder Agada, und seitdem Leopold Zunz im Jahre 1832 sein großes Werk veröffentlicht hat, „die gottesdienstlichen Vorträge der Juden historisch entwickelt", wissen wir, daß diese Agadas und Midraschim Fragmente und Überbleibsel aus alten Predigten darstellen.

Betrachten wir nun einige von diesen Midraschim, die mitten im Talmud, untermengt mit theoretischen Belehrungen sich finden, wie das Erz im Gestein. Da wird dem Menschen mit hübschen Worten die religiöse und moralische Bestimmung seiner Glieder erklärt. Zum Beispiel: „Warum gleichen die Finger des Menschen kleinen Pflöcken? Damit er sie ins Ohr stecken kann, wenn er etwas Unanständiges hört. Warum ist das Ohr knorplig und das Ohrläppchen weich? Damit der Mensch das Ohrläppchen ins Ohr stecken kann, wenn er unsaubere Reden hört". Vor Hochmut warnt eine andere Betrachtung. Der Mensch ist am sechsten Schöpfungstage erst geschaffen, damit, wenn er übermütig wird, die Mücke zu ihm sagen kann, ich bin vor dir geschaffen. Die Pflanze soll uns Sanftmut lehren. „Der Mensch soll nachgiebig sein, wie das Schilfrohr, nicht aber so hart wie die Zeder. Denn weil das Schilfrohr so nachgiebig ist, ist es belohnt worden; man nimmt aus ihm die Federhalter, mit denen man die Thorarollen, die Tefillin und die Mesusoth schreibt".

Aus ganz unscheinbaren Andeutungen des Bibelwortes werden die schönsten Wahrheiten entwickelt. So befiehlt Gott dem Mose Krieg gegen Midian zu führen. Aber Mose führt den Streit nicht selbst, sondern der Priester Pinchas tritt an seine Stelle. Der Midrasch fragt: „Weshalb hat Moses den Befehl Gottes nicht

selbst erfüllt?" Und er antwortet: „Moses Frau war der Geburt nach eine Midianiterin." Deshalb sagt Moses, ich habe von den Midianitern etwas Gutes empfangen, und das Sprichwort sagt, „in den Brunnen, aus dem du getrunken hast, darfst du keinen Stein werfen". Tiefsinnige Aussprüche über Geburt und Tod treten uns entgegen. „Der Mensch kommt zur Welt mit geballter Faust und scheidet aus ihr mit ausgestreckten Fingern. Er kommt zur Welt mit geballter Faust, als wollte er sagen „die ganze Welt gehört mir". Und er scheidet von ihr mit ausgestreckten Fingern, als wollte er sagen „dies ist Alles, was ich erworben habe". Oft kehrt der Gedanke wieder, welch gefährliches Werkzeug die Zunge sein kann. So läßt der Midrasch einmal Gott selber zur Zunge sagen: „Alle Glieder des Menschen sind gerade, du allein bist hingestreckt. Die anderen Organe sind außen, du allein bist im Innern des Körpers. Dazu habe ich noch zwei Mauern um dich herumgebaut, eine von Bein und eine von Fleisch. Was kann da Gott noch tun, daß du nicht lügst und verleumdest." Doch wir können davon absehen, an dieser Stelle noch weitere Proben aus dem Midrasch zu geben, besitzen wir doch seit einem Jahre ein Werk, das in der schönsten Weise eine beträchtliche Zahl von Sprüchen und Erzählungen der Agada allen zugänglich macht, die prächtige Sammlung von Max Weinberg „Ewige Weisheit" (Halle, Otto Hendel, 1,35 M.). Dringend wäre es zu wünschen, daß in jeder jüdischen Familie dieses wundervolle Buch zu finden sei.

Manche Sprüche, Parabeln und Legenden des Talmud kann man auch da finden, wo man es am wenigsten vermutet und wo man auch über ihren Ursprung weiter nichts erfährt, nämlich in älteren Volksschullesebüchern und in anderen Sammlungen ethischer Sprüche und Erzählungen. Petrus Alfonsi, ein getaufter Jude, hat in seinem im 15. Jahrhundert in Spanien erschienenen Werke der Erziehung und des Unterrichts für Geistliche, disciplina clericalis, eine Anzahl von ihnen aufgenommen und von dort gingen sie in die Literaturen

der verschiedensten Völker über. In deutscher Sprache haben Herder und Krummacher manches von ihnen bearbeitet, in russischer Sprache vor mehreren Jahren erst Leo Tolstoi.

Noch mehr aber ist hervorzuheben, daß viele Aussprüche und Gedanken, die die Welt nur als Worte des neuen Testaments kennt, uns zum Teil mit dem gleichen Ausdrucke im Midrasch begegnen. „Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Himmelreich besitzen", sagt die Bergpredigt. „Wer sich selbst klein macht in dieser Welt, wird groß sein in jener Welt" sagt der Talmud. „Was Ihr dem Geringsten unter meinen Brüdern getan habt, das habt Ihr mir getan" verkündet das Matthäusevangelium. „Wenn Ihr Arme speiset, dann rechne ich Euch das an, als hättet Ihr mich gespeist" läßt der Midrasch Gott sagen, und an einer anderen Stelle spricht er „Die Liebe, die sie den Armen erwiesen, hat Gott ihnen angerechnet, als hätten sie sie ihm selber erwiesen". „Es fällt kein Sperling zur Erde ohne den Willen Eures himmlischen Vaters" sagt der Stifter der christlichen Religion. „Auch der kleinste Vogel wird nicht gefangen ohne Gottes Willen, wie viel weniger ein Mensch" verkündet der Talmud. Wer Bibel und Talmud kennt und nun im neuen Testamente liest, dem ist es, als wandle er auf altjüdischem Boden, und bei jedem Schritte drängt sich jene Wahrheit ihm auf, die vor Kurzem der protestantische Pfarrer Hermann Weinheimer ausgesprochen hat: „So viele Bäche auch in dem Weltmeer der christlichen Religion zusammengeflossen sein mögen, der Hauptstrom, von dem es gespeist wurde, war doch die jüdische Religion".

Ebenso ist die zweite große Weltreligion, der Islam, von Gedanken und Lehren der Bibel und des Talmud durchtränkt und einen nicht geringen Teil des Koran nehmen, oft nur wenig verändert, Erzählungen und Legenden aus ihm ein.

So bezeugt auch der Talmud, trotzdem er seiner Hauptmasse nach ein Werk der speziellen Gelehrsamkeit und seiner ganzen Fassung nach für die Juden bestimmt

ist, den hervorragenden Anteil des Judentums an der religiösen Entwickelung und an den geistigen Gütern der ganzen Menschheit.

Von größtem Werte, eine Schatzkammer des Wissens, ein Quell religiöser Erfrischung und Stärkung, eine Schule zur Erweckung und Schärfung der geistigen Kräfte war er seit anderthalb Jahrtausenden für die Juden selbst. In allen ihren Gemeinden hatte er seine Lehrstätten, und nicht nur die Rabbiner, sondern auch viele Gemeindemitglieder, jung und alt, reich wie arm, pflegten mit Liebe und bewundernswertem Fleiße sein Studium und fanden stets neue Freude daran, in ihm zu lernen, seinen Gedankengängen zu folgen, seine Rätsel zu lösen und von ihm zum eigenen Denken sich anregen zu lassen. Der Talmud hat die Gedankenwelt der Juden bis zur Schwelle der neuen Zeit fast vollständig beherrscht und er hat sie befähigt, mit geistiger Frische und sittlicher Kraft in die neu sich entwickelnden Verhältnisse einzutreten.

In diesen ist er allerdings immer mehr zurückgetreten. Die Juden wandten sich in steigendem Maße der neu sich ihnen erschließenden Bildung zu und hatten weder Zeit noch Lust, daneben auch noch das schwierige Studium des Talmud zu pflegen. So hat er aufgehört, ein Bildungsmittel für einen größeren Kreis der Juden in Deutschland zu sein. Er ist zu einem Fachstudium geworden, dem fast nur noch die Rabbiner sich widmen. Unvergänglich aber bleibt seine religiöse, wie seine geschichtliche Bedeutung als das Buch, das an unser heiliges Schrifttum anknüpft, dessen Lehren und Gebote ausführt und sie weiter entwickelt, und das nicht aufhören soll, auch zu unserm Geiste zu sprechen und uns auf dem Wege zu begleiten, den wir als Juden zu gehen haben.

Arier und Semiten

in ihren ethnischen, sprachlichen und kulturhistorischen Beziehungen.

Von

Sigmund Feist.

Arier und Semiten! Fast wie ein Kampfruf, der in der Hitze politischer Leidenschaft ausgestoßen wird, klingen uns diese Worte. In der Tat, die von der Wissenschaft geprägten Ausdrücke wurden zu Schlagworten umgestaltet, und wie bei allen derartigen Wandlungen ist ihr eigentlicher Sinn in den Hintergrund getreten; sie dienen, um unklare Vorstellungen zu decken und von gewissenlosen Agitatoren zu unlauteren Zwecken mißbraucht zu werden. Doch nicht mit diesem verwerflichen Treiben der Gasse oder mit den ebenso unklaren wie phrasenreichen Büchern von Rassefanatikern wollen wir uns beschäftigen, sondern unsere Absicht ist es, zu den Quellen der Wissenschaft hinabzusteigen, um uns Klarheit über die vielgebrauchten und mißbrauchten Ausdrücke: Arier und Semiten zu verschaffen, und ihre eigentliche Bedeutung zu ermitteln. Wir wollen weiter versuchen zu bestimmen, von wo die Völker, die darunter verstanden werden, hergekommen sind und welche Länder sie in Besitz genommen haben; wo sie feindlich zusammengestoßen oder sich im friedlichen Austausch der Kulturgüter begegnet sind; endlich, ob ihre Sprachen in verwandtschaftlichem Verhältnis stehen und was sie einander an Lehnworten verdanken.

Mit dem Namen „Arier" bezeichnete die Wissenschaft in früherer Zeit das vorauszusetzende Stammvolk der

indogermanische Sprachen redenden Völker, d. h. der Inder, Perser und Armenier in Asien und (mit Ausnahme der Türken, Ungarn, Finnen, Lappen, Basken und kleinerer Gruppen) sämtlicher Völker Europas. Heute pflegt man dafür lieber den Ausdruck „Indogermanen“ oder „Indoeuropäer“ anzuwenden, da „Arier“ speziell für die Inder und Iranier als Gesamtvolk in weit zurückliegenden Zeiten gebraucht wird. Als „Arier“ d. h. die Edlen (altind. aryas, avest. airyo[1]) bezeichneten sich die Inder gegenüber den dunkelfarbigen Ureinwohnern, den Dasjus, gegen die sie sich streng abgeschlossen hielten, nachdem sie sich im Fünfstromland niedergelassen hatten. Wenn aber in wissenschaftlichen Werken die Benennung „Arier“ für das indogermanische Urvolk doch zuweilen noch gebraucht wird, so dürfen wir nicht vergessen, daß hiermit nur eine sprachliche Einheit erschlossen wird, keineswegs aber eine einheitliche Rasse. Die Sprachwissenschaft, der wir die Erschließung des Urvolks verdanken, hat jedenfalls mit der Frage, ob dieses vorauszusetzende Urvolk auch Rassenverwandtschaft aufwies, nichts zu tun. Die Lösung dieses Problems müssen wir der vorgeschichtlichen Forschung überlassen. Obwohl nun die Ergebnisse derselben bis jetzt noch keine genügende Antwort auf die Frage nach der Rasseneinheit des Urvolks zu geben vermögen, sind wir durch die bisherigen Errungenschaften der Wissenschaft schon soweit gelangt, um mit Sicherheit sagen zu können, daß dies wohl in fernster, für uns nicht mehr erreichbarer Urzeit der Fall gewesen sein mag; in der Zeit vor der Trennung der einzelnen indogermanischen Stämme und der Abwanderung in ihre historischen Wohnsitze, also etwa 2500—2000 v. Chr., kann jedenfalls von einer Rasseneinheit der „Arier“ nicht mehr die Rede sein. Denn schon in diluvialer Zeit war Europa von verschiedenen Rassen bewohnt, die sich in den damals eisfreien Gebieten angesiedelt hatten, und als die Eiszeit vorüber war und Europa in seiner

[1]) Die Transkription fremder Alphabete kann wissenschaftlichen Ansprüchen nicht genügen, da die notwendigen Typen in der Druckerei fehlten.

heutigen Ausdehnung bewohnbar wurde, erfolgte ein Einströmen neuer Menschenrassen von Osten her, die sich mit den Urbewohnern vermischten. Zudem ist noch nicht sicher nachgewiesen, wo das indogermanische Urvolk vor der Trennung der einzelnen Stämme ansässig war, ob in Mittel- oder Osteuropa; selbst in Asien wird von manchen Forschern die Urheimat gesucht. In allen diesen Gegenden konnte sich das Urvolk nicht rein erhalten, da es einem fortwährenden Zuströmen fremder Völker ausgesetzt war. So kommt es, daß sich selbst die Forscher, die noch eine einheitliche Rasse bei dem Urvolk annehmen, nicht darüber einig sind, welche von den jetzt Europa bewohnenden Rassen dies gewesen sei, ob die helle, hochgewachsene nordische oder die kleinere rundköpfige Rasse Mitteleuropas. Nehmen wir aber auch an, die Indogermanen hätten sich bis zu ihrer Abwanderung in ihre späteren Wohnsitze als reine Rasse erhalten, so ist dies in historischer Zeit sicher nicht mehr der Fall gewesen. Denn die dünne Schicht der Einwanderer, die den unterworfenen Ureinwohnern Griechenlands, Italiens, Kleinasiens, Irans oder Indiens ihre Sprache und auch zum Teil ihre Kultur aufzwang, vermochte sich als Rasse auf die Dauer nicht zu behaupten; sie wurde in den unaufhörlichen Kriegen aufgerieben oder von den bodenständigen Elementen aufgesogen. So kam es, daß die eingedrungenen Arier d. h. Indogermanen fast überall als solche verschwunden sind, obwohl wir die Völker, die ihre Sprache angenommen haben, als arische (indogermanische) bezeichnen. Wohl gemerkt, aber nur in sprachlicher Beziehung, denn schon der Augenschein lehrt, daß ein Inder mit einem Engländer nicht stammverwandt ist, auch würde sich der letztere in seinem Herrenstolze eine solch nahe Verwandtschaft wohl höflichst verbitten. Ebensowenig wird man einen Spanier oder Süditaliener mit einem Skandinavier als stammverwandt ansehen. Wenn also, und nun komme ich auf den Kernpunkt dieser Erörterungen, ein Alldeutscher oder Antisemit sich als Arier im Gegensatz zu dem Semiten aufspielt, so befindet er sich in einer argen Selbsttäuschung. Er

spricht freilich eine indogermanische Sprache, das Deutsche, aber dieselbe Sprache reden die von ihm so gehaßten Juden auch. Das Land, das er bewohnt, wurde einst von indogermanischen Stämmen, den Kelten, Germanen und Slaven nacheinander besetzt, die aber eine schon früher ansässige Urbevölkerung antrafen, von der wir allerdings nur spärliche Kulturüberreste aus den Gräbern usw. besitzen. Wenn also auch Juden in dies Land eingezogen sind, so haben sie weiter nichts getan, als daß sie dem Beispiel der etwaigen arischen Urahnen gefolgt sind, die einst als Eroberer kamen, ohne indes ihr Volkstum auf die Dauer rein zu erhalten. Es ist demnach eine historisch und anthropologisch aufs Schärfste zurückzuweisende Anmaßung der Deutschtümler und Judenfeinde, sich den Juden gegenüber als eine besondere oder womöglich bessere Rasse aufspielen zu wollen. Die heutigen Völker Europas sind sämtlich keine reinen, sondern Mischrassen; ja sogar im Osten mit einem starken Einschlag mongolischen Blutes, der z. B. bei den Finnen und Ungarn auf Urverwandtschaft mit der mongolischen Rasse zurückgehen mag.

Nun wird ein Rassefanatiker allerdings einwenden: wenn die europäischen Völker auch keine unvermischte arische Rasse mehr sind, so haben wir doch andrerseits in den unter ihnen wohnenden Juden reine Semiten zu erkennen, die von den Europäern durch eine unüberbrückbare Kluft getrennt sind. Aber auch diese Behauptung stimmt nicht. Was versteht die Wissenschaft unter semitischer Rasse? Die Bezeichnung Semiten für eine Völkergruppe geht zurück auf die sogenannte Völkertafel im 1. Buch Mosis Kap. 10, wo Noahs Sohn Sem als Stammvater einer Reihe von Völkern angegeben wird, zu denen die Assyrer, die Aramäer, die Hebräer usw. gezählt werden. Die Völkertafel unterscheidet von den Nachkommen des Sem die des Jafet und des Ham, ordnet im großen Ganzen die ihr bekannten Völker auch ganz richtig, weicht aber in Einzelheiten von unserer heutigen Gruppierung ab, indem sie z. B. die Kanaanäer als Hamiten oder die Elamiter als

Semiten bezeichnet. Wo ist die Urheimat der Semiten nun zu suchen? Hierüber sind wir dank der geographisch einfacheren und übersichtlicheren Verhältnisse Vorderasiens sowie unserer durch die Ausgrabungen im Zweistromlande außerordentlich erweiterten geschichtlichen Kenntnisse besser unterrichtet als über die Ursitze der Arier, die sich weder auf archäologischen noch auf sprachwissenschaftlichen Grundlagen bis jetzt mit voller Sicherheit bestimmen ließen. Das Verbreitungsgebiet der semitischen Völker in Vorderasien ist das Land südlich von den mächtigen Gebirgsketten des Taurus und den iranischen Randgebirgen, also Syrien mit Palästina, das Zweistromland und vor allem die große Halbinsel Arabien, die dreimal den Flächeninhalt von Deutschland umfaßt. Die letztere ist als die Heimat der semitischen Völker zu betrachten, die eine weit geschlossenere Einheit bilden als die ethnographisch völlig verschiedenartigen Völker indogermanischer Zunge. Wir können an der Hand geschichtlicher Dokumente die aufeinanderfolgenden Schichten der semitischen Auswanderung verfolgen, deren Ziel stets das der arabischen und mesopotamisch-syrischen Wüste im Osten und Westen vorgelagerte Kulturland ist. Das Einströmen der nomadischen Völker geschieht stoßweise in bald kürzeren, bald längeren Zwischenräumen, je nachdem die Verteidigung des Kulturlandes durch die seßhaft gewordenen Völker erlahmt oder die zunehmende Menschenmenge in den öden Wüstengebieten es erheischt. Die älteste Schicht semitischer Einwanderung ist die der babylonischen Semiten (Babylonier und Assyrer), die um die Mitte des vierten vorchristlichen Jahrtausends die noch ältere Kultur der Sumerer und Akkader in Mesopotamien überrennen und sich aneignen. Ein Jahrtausend später erfolgt die nicht minder ausgedehnte Überschwemmung des Kulturlandes durch die Kanaanäer; einer kanaanäischen Dynastie gehört der mächtige König und Gesetzgeber Chammurabi (1958 bis 1916) an. Wir benennen diese zweite Schicht der semitischen Einwanderer nach dem Lande Kanaan, wo sie von den vordringenden Hebräern als Besitzer des Landes angetroffen werden. Die Hebräer sind einer der letzten

Ausläufer dieser kanaanäischen Schicht; vielleicht auch schon die Vorboten der nachkommenden (aramäischen) Einwanderung. Nach der Mitte des zweiten Jahrtausends taucht ihr Name zuerst in den sogenannten Tell-Amarnabriefen, einem in babylonischer Sprache von kleinasiatischen Königen und syrischen Satrapen mit ihrem Oberherrn, dem Pharaonen Amenophis IV in Ägypten, geführten Briefwechsel, in der Form Chabiru auf, der wohl soviel wie „Nomaden" bedeutete, wie wir heute etwa von Beduinen, Kabylen, Kurden sprechen, Sammelnamen, die verschiedene Stämme umfassen. Welche Völker die andrängenden Hebräer im Lande Kanaan antreffen, wird z. B. im Buche Josua an verschiedenen Stellen oder im Buche Richter Kap. 3 erwähnt. Dort werden neben den Kanaanäern genannt die Chettiter, Pelischtim (Philister), Amoriter, Jebusiter und andere. Die letzteren sind wohl semitischen Ursprungs; die Chettiter dagegen sind ein uns jetzt wohlbekanntes Volk anderen Stammes, dessen Name zum ersten Mal im 18. vorchristlichen Jahrhundert auftaucht. Sie kamen aus dem östlichen Kleinasien, und unterwarfen sich erobernd ganz Syrien und das Euphratland. Später werden sie von den Ägyptern und den Assyrern wieder zurückgedrängt; aber Überreste von ihnen sind offenbar in Palästina sitzen geblieben. Ihnen stammverwandt sind die Mitani, die ebenfalls eine Zeit lang große Macht besaßen und sich auch über Syrien ausbreiteten. So weist Palästina um die Mitte des 2. Jahrtausends ein buntes Gemisch von semitischen und nicht semitischen Völkern auf, unter letzteren auch solche arischer Herkunft. Zahlreiche Namen von Fürsten, die in den Amarnabriefen genannt werden, haben deutlich ein arisches (d. h. indo-iranisches) Gepräge: Jaschdata, Artamanya, Schuwardata, Schutarna und andere. Dieses ganze Völkergemisch hauste in dem vielzerklüfteten Berglande, als die israelitischen Stämme erobernd eindrangen. Aus den Büchern der heiligen Schrift ist bekannt, welche Schwierigkeit den Kindern Israel besonders die Unterwerfung der festen Städte machte; vielfach besetzte man

nur das flache Land und ließ die früheren Bewohner in ihren Städten unbehelligt. Sie wurden auch niemals gründlich vertrieben oder gar ausgerottet; vielmehr vermischten sich die Israeliten immer wieder mit ihnen, trotz der Abmahnungen ihrer Richter und Propheten. So konnte schon auf Kanaans Boden der reine semitische Typus, wie ihn bis heute z. B. noch die Araber verkörpern, nicht erhalten bleiben. Wir finden schon in den bildlichen Darstellungen der Juden durch die Assyrer oder auf dem Triumphbogen des Titus dieselben Typen wieder wie noch heute. Besonders auffallend ist die Ähnlichkeit in der Gesichtsbildung mit den Abbildungen, die wir auf neu aufgefundenen Denkmälern Kleinasiens von den Chettitern haben, ein Beweis, daß ein starker Einschlag dieses fremdvölkischen Elements bei den alten Israeliten vorhanden war. Daher können wir die Juden der vorexilischen Zeit schon nicht mehr als reine Semiten ansehen; ja selbst arisches Blut ist unter ihnen schon vertreten, wie wir gesehen haben. Eine weitere Zufuhr semitischen Blutes dagegen erfolgte durch die mehr friedliche Einwanderung der Aramäer, die etwa von der Mitte des 2. vorchristlichen Jahrtausends an Babylonien und Assyrien zu überfluten beginnen; bereits um das Jahr 1000 v. Chr. etwa ist die Volkssprache dort das Aramäische. Auch Syrien muß immer mehr aramäische Bestandteile in sich aufgenommen haben, denn das Hebräische ist ebenfalls zur Zeit des babylonischen Exils als Volkssprache durch das Aramäische verdrängt, wie wir aus einzelnen Kapiteln der Bücher Esra und Daniel sowie aus den neuerdings aufgefundenen Urkunden der jüdischen Soldatenkolonien in Jeb (auf der Nilinsel Elephantine) und in Syene (Assuan) ersehen können. Neben dieser stammverwandten Beimischung durch die Aramäer erhielten die Juden weitere durch die nach Palästina von den Assyrern und Babyloniern verpflanzten fremden Völker anstelle der exilierten Einwohner; wir wissen aus den Schriften von Esra (z. B. Kap. 9) und Nehemia (z. B. Kap. 4, 9, 10), daß es ihnen recht schwer hielt, die zurückgekehrten Juden von

der Vermischung mit den Nichtjuden abzuhalten, und nach ihrem eignen Zeugnis ist es ihnen nicht gelungen. Noch weniger war dies möglich, als nach dem Sturze des Perserreiches griechische Bildung, Sitte und Sprache ihren siegreichen Einzug auch in Palästina hielten. Schon in der hellenistischen Zeit, also noch Jahrhunderte vor Chr. Geb., begann die friedliche Ausbreitung der Juden über die Mittelmeerwelt; besonders in Ägypten, zumal in der aufblühenden Handelsstadt Alexandria, besaßen sie Kolonien mit eigener Verwaltung und eigenen Synagogen. Als die Römer ihre erobernde Hand nach dem östlichen Mittelmeere ausstreckten, geriet bekanntlich auch das jüdische Reich unter ihren Einfluß, und infolge dieser engen Beziehungen verbreiteten sich die Juden durch das ganze römische Reich, nach Italien und bis nach Gallien. Die Zerstörung des Tempels und die Auflösung des jüdischen Reiches durch Titus beschleunigte natürlich diesen Vorgang noch beträchtlich. Trotz der politischen Feindschaft zwischen Rom und Judäa war die jüdische Religion bei den Heiden sehr beliebt; zahlreiche Übertritte zum Judentum erfolgten in den Zeiten des ausgehenden Heidentums, ehe das neu erstandene Christentum durch seine größere Anpassung an die Lebensgewohnheiten und Bedürfnisse der heidnischen Welt und seine werbende Tätigkeit der jüdischen Religion den Boden abgrub. Aber selbst als das Christentum erstarkt und Staatsreligion geworden war, hörte die Anziehungskraft des Judentums nicht auf. Das ganze frühe Mittelalter hindurch erfolgte in den europäischen Ländern infolge des engen Zusammenwohnens zwischen Juden und Christen Glaubenswechsel herüber und hinüber, und erst das Aufkommen der Ghettos im Gefolge der Kreuzzugsbewegung schuf eine Kluft zwischen Juden und Christen, die vorher in dieser Schärfe nicht bestanden hatte. War doch der jüdische Glaube keineswegs mißachtet im früheren Mittelalter, vielmehr besaß er noch immer eine bedeutende werbende Kraft. So war vor Mohammeds Auftreten das Judentum in Arabien weit verbreitet, und der Prophet des Islam hatte schwere Kämpfe zu bestehen,

ehe es ihm gelang, dessen Bekenner entweder zu bekehren oder zu vertreiben. In Südrußland trat im 9. Jahrhundert der Adel und der Großherr des mächtigen Chazarenreichs zum Judentum über. Die Juden in der Krim, die sog. Karaim, weisen daher viele körperliche Merkmale der Tataren auf. Aus allen vorgebrachten Tatsachen also ziehen wir den Schluß, daß es in wissenschaftlicher Hinsicht unberechtigt ist, die europäischen Juden als reine Semiten anzusprechen. Gewiß ist von uralter Zeit her ein semitischer Einschlag noch vorhanden, aber wie der Augenschein lehrt und die von dem russischen Gelehrten Dr. Weißenberg aufgestellte Statistik zeigt, tritt er gegenüber den Elementen anderen (chettitischen, indogermanischen, tartarischen, südeuropäischen usw.) Ursprungs in den Hintergrund. Reine Semiten sind die sogn. jemenitischen Juden, die in Südarabien, dem sogn. Jemen, wohnen; doch ist es zweifelhaft, ob sie direkte Nachkömmlinge der alten Juden sind, wie ihre eigene Überlieferung besagt. Wahrscheinlicher ist, daß sie judaisierte Araber sind, wie ihre Landsleute islamitischen Glaubens behaupten. Daß selbst ganz fernstehende Rassen das Judentum angenommen haben, zeigt das Beispiel der Falaschas, der abessynischen Juden, die sich körperlich von den christlichen Abessyniern nicht unterscheiden, oder der indischen Juden, die teilweise helle Hautfarbe, daneben aber auch den dunklen Typus der heutigen Inder aufweisen. Die chinesischen Juden besitzen außer einem ganz verderbten jüdischen Glauben nichts Semitisches in ihrer Erscheinung, sie sehen genau wie die echten Chinesen aus. Wie der Islam, so hat sich auf uns unbekannte Weise auch das Judentum in Ostasien ausgebreitet und in Resten bis heute erhalten. Wenn es von Leuten jüdischer Herkunft auch einmal dorthin gebracht worden ist, so sind diese in der sie umgebenden Masse längst aufgegangen.

Wenn wir nun die europäischen Juden nicht als Semiten auffassen dürfen, so kann man die Frage aufwerfen, wie es kommt, daß die Juden trotzdem zumeist einen eigenen Typus verkörpern, der sie zumal in Nord-

europa von den Mitbewohnern scharf absondert. Die Antwort ist folgende: Bestimmte Typen bilden sich nicht allein durch Rassegemeinschaft, sondern auch durch gleiche kulturelle und soziale Verhältnisse. Ein frappantes Beispiel dafür bieten z. B. die genannten jemenitischen Juden. In ihrer äußeren Erscheinung gleichen sie auffallend den polnischen Juden mit den langen Paies (Seitenlocken), die sie ebenfalls tragen, obwohl sie anthropologisch grundverschieden von ihnen sind. Die lange Absperrung der Juden in den Ghettos, ihre eigenartige Lebensweise, ihre rein geistige Arbeit ohne genügende körperliche Betätigung und nicht zum mindesten ihre stete Inzucht hat eine verkümmerte, versorgte Rasse gezüchtet, die erst in dem letzten Jahrhundert unter dem Einfluß günstiger wirtschaftlicher Bedingungen sich wieder zu erholen begann, dank der ihr innewohnenden Elastizität und Lebenskraft. Übrigens finden sich sogenannte jüdische Typen auch bei anderen Kulturvölkern mit langer Vergangenheit oder bei Völkern, die unter erschwerten Lebensbedingungen wirtschaften, selbst bei den Japanern und Indianern, die doch extrem verschiedene Rassen darstellen. Es sind eben vielfach Degenerationsmerkmale, die auch bei alten aristokratischen Familien wie den Bourbonen, Habsburgern usw. auftreten. Wenn aber auch eine Anzahl Besonderheiten der Juden, etwa die vielverbreitete schlechte Haltung, der nachlässige Gang, die eigenartige Sprechweise und anderes mehr sich im Laufe der Zeit verlieren bezw. nicht auffälliger sein werden als bei anderen Europäern, so ist natürlich nicht zu erwarten, daß alle Rasseneigentümlichkeiten verschwinden werden. Das ist aus entwickelungsgeschichtlichen Gründen ausgeschlossen. Freilich dürfen wir nicht vergessen, das diese aus dem uralten semitischen Substrat stammenden Eigenheiten mehr bei uns im Norden als in Südeuropa auffallen, da die Südeuropa bewohnende Mittelmeerrasse in Wuchs, Haut- und Haarfarbe der semitischen Rasse ziemlich nahe steht. Gehören doch die europäischen Rassen und die semitische Rasse als Zweige zu dem Stammbaum der kaukasischen Menschheit. Immerhin finden wir bei uns im Norden, selbst in Polen und

Rußland Typen unter den Juden, die sich kaum vom sog. arischen Typus unterscheiden. Ihr Vorhandensein wird sich nach dem Gesagten unschwer durch die uralte Beimischung indogermanischen Blutes und durch den Zufluß nordeuropäischer Elemente während des Mittelalters erklären lassen. In diese Beleuchtung gerückt gewinnt eine vielbemerkte Ansicht Stewart Houston Chamberlains, des bekannten Rassefanatikers, ein anderes Aussehen. Er behauptet, Christus sei nicht jüdischen, sondern arischen Ursprungs gewesen. Diese beweislos hingeworfene Behauptung wurde von Prof. Harnack mit Recht scharf zurückgewiesen. Indes ist sie nicht absolut zu widerlegen; Christus konnte ebenso gut wie jeder andere Jude arisches Blut in seinen Adern haben. Aber darauf kommt es auch garnicht an; seiner Erziehung und Lebensweise nach war er Jude und dachte garnicht daran, sich als solchen zu verleugnen. Denn nicht Rasse und Abstammung bildet in geschichtlichen Zeiten das Band zwischen den Angehörigen eines Volkes, da, wie wir gesehen haben, alle Völker in geschichtlicher Zeit mehr oder minder gemischt sind; sondern die gemeinsame Sprache und die gleiche Kultur sind die wahren Bindeglieder zwischen den Volksgenossen, in der heutigen Zeit noch mehr als früher. In sehr alten, vorgeschichtlichen Epochen war das freilich anders. Für die Anfänge der Völkerfamilien der Indogermanen, der Semiten usw. müssen wir auch eine einheitliche Rasse voraussetzen; aber dieser Zeitpunkt liegt weit jenseits aller durch anthropologische, vorgeschichtliche oder geschichtliche Forschung zu erreichenden Grenzen. Als die Angehörigen der zwei großen Sprachgruppen zum ersten Male zusammenstießen, sind sie infolge vielfacher Wanderungen und Kreuzungen schon keine reine Rasse mehr gewesen. Wann und wo geschah dieses erste Zusammentreffen?

Wiederum sind es die Inschriften des Chettitervolks, die uns Aufklärung geben. Wir haben bereits gehört, daß das Verbreitungsgebiet der semitischen Rasse im Norden durch die Gebirgsketten Kleinasiens und im Osten durch das iranische Randgebirge abgeschlossen wird.

Auf dem kleinasiatischen Hochland nun entstand in der ersten Hälfte des zweiten Jahrtausends vor Chr. das mächtige Reich der Chettiter, das sich erobernd über Syrien und Mesopotamien ausdehnte. Ihnen stammverwandt sind die Mitani, die etwa 1500 v. Chr. ein Reich am Oberlauf des Euphrat gründen; die Westsemiten nennen es Naharaim, „das Land am Strom". Diese Mitani werden bereits um 1400 v. Chr. von einem Fürstengeschlecht beherrscht, dessen Mitglieder arische (d. h. indo-iranische) Namen tragen. Neben ihren einheimischen Göttern verehren sie die arische Götterdreiheit: Indra, Mitra und Varuna. Von Kleinasien aus drangen arische Eroberer auch nach Syrien und Palästina vor, und zur selben Zeit wie bei den Mitani finden wir auch hier arische Fürstennamen in den Amarnabriefen aus der Zeit des Pharao Amenophis' IV. Die ägyptischen Urkunden kennen in Palästina einen blonden Volksstamm, die Amar oder Amaur (bei den Babyloniern heißen sie Amurri), die wir auf Abbildungen aus der Zeit Ramses II. (1324—1258 v. Chr.) finden. Man sieht sie für hochgewachsene Indogermanen (Enaksöhne!) an und identifiziert sie wohl auch mit den Amoritern der Bibel, was aber unwahrscheinlich ist. Fest steht indes, daß in Syrien wie in Palästina bereits um 1500 v. Chr. die Indogermanen mit den ansässigen Semiten zusammengestoßen sind, sie besiegt und längere Zeit beherrscht haben. Später verschwinden die arischen Namen, und die indogermanische Herrschaft scheint unter dem Druck der nachdrängenden Semitenstämme zusammengebrochen zu sein. Die einziehenden Hebräer finden nur noch semitische Fürstentümer vor. Anders ist es im Osten, wo von den Bergen Irans herab arische Scharen unaufhörlich gegen das Kulturland, das von den Assyrern und Babyloniern verteidigt wird, andrängen. Die Arier sind Bergbewohner gewesen, die in ewiger Fehde gegen die Bauern der Ebene standen, so etwa wie die Kurden noch heute eine Landplage für Syrien sind. Ihre Stärke bestand darin, daß sie ein Reitervolk waren; zahlreiche mit „Pferd" zusammengesetzte Eigennamen treffen wir

bei den Indern, Persern und Griechen (aus der Geschichte z. B. bekannt sind: Darius' Vater Hystaspes[1]) oder Alexanders Vater Philippos). Den Semiten wie Ägyptern ist das Pferd bis zum Auftreten der Arier unbekannt gewesen; sie benutzten zum Ziehen des Wagens Esel oder Ochsen. Das Gesetzbuch Chammurabis erwähnt das Pferd ebenfalls nicht. Als die Babylonier es kennen lernen, bezeichnen sie es als „Esel des Berglands". Sie verwenden es aber nicht als Reittier, sondern lediglich zum Ziehen des Kriegswagens; dieser Gebrauch hat sich dann nach Vorderasien, Ägypten und Griechenland verbreitet. Noch bei Homer finden wir das Pferd nur in dieser Verwendung; erst viel später tritt es als Reittier auf. Aber weder die Semiten noch die klassischen Völker haben es zu einem ausgebildeten kriegsmäßigen Gebrauch des Pferdes gebracht; im ganzen Altertum wird die Reiterei vorzugsweise durch gallische oder germanische Hilfsvölker gestellt (so bei Hannibal und Cäsar). Im 7. Jahrhundert v. Chr. fangen die arischen Reiche der Meder und Perser im Hochlande Iran und dessen westlichen Tälern an sich zu konsolidieren. Zuerst machen die Meder Vorstöße gegen Assyrien und Kleinasien; sie werden aber bald von den Persern abgelöst, die unter ihrem König Kyros (in der Bibel richtiger Koresch genannt, 558—529) durch Zertrümmerung des babylonischen Reiches im Jahre 538 der semitischen Herrschaft im vorderen Orient für fast ein Jahrtausend ein Ende machen. Denn auch das Reich der griechischen Seleukiden, das Römerreich, das Sassanidenreich sind alle von Angehörigen der indogermanischen Rasse begründet worden. Erst mit der jüngsten großen Ausbreitung der semitischen Rasse, die mit dem Aufkommen des Islam zusammenfällt, beginnt eine neue Epoche der semitischen Vorherrschaft. Wie die vorgeschichtliche Ausbreitung der kanaanäischen Schicht erstreckt sie sich über das ganze Gebiet des Mittelmeers: Nordafrika, Süditalien, Sizilien,

[1]) Auf persisch Wischtaspa genannt; so in den berühmten altpersischen Keilinschriften des Großkönigs Darayawausch I (Darius) bei Behistun.

Spanien usw. werden im 7. und 8. Jahrhundert nach Chr. von den siegreichen Arabern überschwemmt und unterworfen. Erst in der weltgeschichtlichen Schlacht zwischen Karl Martell und dem Araberheer in der Ebene zwischen Tours und Poitiers wird dem Vordringen der Semiten ein Ziel gesetzt. Aber es dauert sieben Jahrhunderte, ehe es den indogermanischen Völkern gelingt, Südeuropa von ihrer Herrschaft zu befreien. Im Orient ist das Erbe der Araber von den Sarazenen und den semitisierten Türken übernommen worden, und als türkisches Reich behauptet sich ein islamisch-semitischer Staat in Vorderasien und auf der Balkanhalbinsel bis auf unsere Tage. Selbst das unabhängige Perserreich bekennt sich zu einer Abart des islamischen Glaubens, und die neupersische Sprache ist durchsetzt mit arabischen Lehnwörtern. So ist der vordere Orient bis auf unsere Tage eine Domäne der semitischen Rasse geblieben. Aber noch auf einem andern Schauplatz stießen im Altertum Indogermanen und Semiten zusammen. Wir haben schon gehört, daß die zweite große Auswanderung arabischer Stämme, die man als die kanaanäische bezeichnet, ihre Wellen über das ganze Gebiet des Mittelmeers warf. Damals wurden die semitischen Siedelungen in Nordafrika, Sizilien, Sardinien und Spanien begründet, deren Hauptvertreter in Namen wie Karthago, Agrigent, Calaris (Cagliari), Gades (Cadix), eine Rolle in der Weltgeschichte spielen. Als im 3. Jahrhundert das römische Volk soweit erstarkt war, daß es ganz Mittel- und Unteritalien sich unterworfen hatte und seine Blicke nunmehr nach den reichen und fruchtbaren Inseln des tyrrhenischen Meeres lenkte, da konnte es nicht ausbleiben, daß es mit dem seegewaltigen Karthago, dem alle diese Kolonien untertan waren, zusammenstieß. Wir alle kennen von unserer Schulzeit her den Ausgang dieses Ringens der arischen und semitischen Rasse um die Herrschaft im westlichen Mittelmeer; es sind die bekannten drei punischen Kriege, die damit endeten, daß Rom Sieger über Karthago blieb und nicht nur seine Weltstellung brach, sondern die Stadt selbst dem Erdboden gleich machte. Das war

das zweite Mal in der Weltgeschichte, daß ein semitisches Reich zusammenbrach vor der überlegenen kriegerischen Tüchtigkeit eines Volkes indogermanischer Sprache. Bis zur geschilderten Überflutung durch den Islam blieb das Mittelmeerbecken in den Händen der Römer und ihrer Nachfolger, der Byzantiner. Nachdem schon im ausgehenden Mittelalter Italien mit seinen Inseln und Spanien von den Arabern gesäubert waren, erfolgt in unsern Tagen das Übergreifen der Europäer auch nach Nordafrika. Algier und Tunis sowie Ägypten sind in den Händen europäischer Mächte, Tripolis ist nur noch nominell türkischer Besitz, und auch Marokkos Schicksal wäre längst entschieden, wenn nicht die Eifersucht der europäischen Mächte ihm noch eine Gnadenfrist gewährte. Auch nach dem Orient strecken sie schon ihre Fangarme aus; aber hier gerade bemerken wir neuerdings eine bedeutsame Aufwärtsbewegung der anscheinend in Lethargie versunkenen semitischen Völker; und wenn nicht alles trügt, geht auch der Orient einer neuen, verheißungsvollen Zukunft entgegen. Er wird voraussichtlich die Domäne der semitischen Völker bleiben, wie das Abendland den indogermanischen Völker gehört. Diese Teilung erstreckt sich auch auf die sprachlichen Verhältnisse. Mit Ausnahme des Finnischen, Ungarischen, Türkischen und Baskischen werden in Europa ausschließlich indogermanische Sprachen geredet, während der Orient wie überhaupt die ganze islamische Welt, also auch Nordafrika, das Arabische zur Umgangssprache hat. Wenn es auch in mancherlei Dialekte zerfällt, so wird es doch immerhin als einheitliche Sprache empfunden, während dies bekanntlich bei den europäischen Sprachen nicht der Fall ist. Und doch gehen sie alle auf einen gemeinsamen Ursprung zurück, eine indogermanische Ursprache, die vor etwa 4500 Jahren von dem ungetrennten Stammvolk gesprochen wurde. Es ist den Sprachforschern gelungen, diese Grundsprache wieder zu rekonstruieren, wir kennen ihren Wortschatz, ihre Flexionsformen und sind in der Erkenntnis ihrer Syntax schon weit vorgeschritten. Auch für die semitischen Sprachen ist eine solche gemein-

same Stammutter, das Ursemitische, vorauszusetzen. Dessen Erschließung bietet freilich zur Zeit noch große Schwierigkeiten, sodaß die semitische Sprachwissenschaft noch nicht soweit gelangt ist wie ihre Schwester, die indogermanische Sprachwissenschaft. Ein Lieblingsproblem vieler Gelehrten, die Verwandtschaft des Indogermanischen und Semitischen nachzuweisen, hat deshalb bis heute keine sichere Lösung finden können. Zwar hat es in älterer wie jüngerer Zeit nicht an dahingehenden Versuchen gefehlt; der bekannte Assyriologe Friedrich Delitzsch hat im Jahre 1873 in seinen „Studien über indogermanisch-semitische Wurzelverwandtschaft“ sich für einen Zusammenhang zwischen den beiden Sprachfamilien ausgesprochen, und ganz neuerdings hat Prof. Möller in Kopenhagen, ein verdienter Sprachforscher, diesen Nachweis zu führen versucht, und zwar ausgerüstet mit dem ganzen schweren Rüstzeug modernster sprachphysiologischer und sprachwissenschaftlicher Kenntnisse. Sein sehr umfängliches Werk „Semitisch und Indogermanisch“ liegt zunächst nur im ersten Band vor und enthält auch manche sehr ansprechende Beobachtungen; aber mit vielen Gelehrten bin auch ich der Ansicht, das der versuchte Nachweis der Verwandtschaft des Semitischen und Indogermanischen nicht geliefert ist. Auch sein „Vergleichendes indoeuropäisch-semitisches Glossar“, das soeben erschienen ist, vermag die Zweifel nicht alle zu beseitigen. Dem Verfasser selbst entgeht keineswegs die Hauptschwierigkeit bei der Beweisführung. Diese besteht darin, daß uns zwischen dem Ursemitischen, das in Arabien beheimatet gewesen sein muß, und dem Urindogermanischen, dessen Heimat in einer nördlichen Gegend war, und das sich höchstens bis zum Kaukasus als Südgrenze erstreckt haben kann, bis jetzt ein notwendiges Bindeglied fehlt. Es kann dafür nur eine der kleinasiatischen Sprachen in Betracht kommen. Von diesen wissen wir aber, abgesehen von Eigennamen und einigen zerstreuten Wörtern, so gut wie nichts. Ob in Zukunft das Lykische oder Chettitische, dessen Erschließung wohl nicht mehr allzu lange auf sich warten lassen wird, diese vermittelnde Rolle zu

übernehmen bestimmt ist, muß zur Zeit noch unentschieden bleiben. Eine Vergleichung des Semitischen und Indogermanischen jetzt anstellen, heißt etwa soviel, wie wenn man z. B. das Keltische und Indische ohne Kenntnis des Germanischen, Griechischen und Slavischen vergleichen wollte. Einige Resultate können immerhin dabei herauskommen; ein sicheres Fundament zu legen, ist aber unmöglich. Es läßt sich freilich nicht leugnen, daß zwischen den semitischen und indogermanischen Sprachen manche auffallende Anklänge im Wortschatz bestehen. Zu unterscheiden ist bei diesen Übereinstimmungen freilich, ob sie auf lautmalerischer (onomatopoëtischer) Grundlage zustande gekommen sind, oder auf etwaiger Wurzelverwandtschaft beruhen. So enthalten hebr. em „Mutter" und ab „Vater" die dem lateinischen mater und pater entsprechenden Lippenlaute m und b; aber diese Wörter sind in allen Sprachen ursprünglich offenbar den Kinderlallwörtern mama, papa entsprungen. Andere Entsprechungen sind hebräisch erez, griechisch era-ze „zur Erde", (wozu aram. ara noch besser stimmt), germ. Erde; hebr. qeren, lat. cornu, germ. Horn; hebr. lashon (auch mit i in der ersten Silbe: assyr. lishanu), lat. lingua, litauisch lëžùvis, arm. lezu, altind. jihva, avest. hizva, hizu „Zunge"; hebr. par, deutsch Farre; hebr. kol „Stimme", assyr. kalu „rufen" und gr. kalein, lat. calare „rufen" usw. Die Beispiele lassen sich noch vielfach vermehren. Auffällig ist ferner das Zusammentreffen bei einzelnen Zahlwörtern: hebr. shesh „6" mit altind. shash, avest. xshvash, lat. sex, germ. sechs und hebr. sheba' „sieben" mit altind. saptá, gr. heptá, lat. septem, germ. sieben. Neben diesen Übereinstimmungen finden wir aber auch auffallende Verschiedenheiten. Vor allem ist es die Erscheinung, daß die Wurzeln der Verba und der meisten Substantiva in den semitischen Sprachen dreikonsonantisch sind, während in den indogermanischen Sprachen die Wurzeln fast durchweg nur zwei Konsonanten aufweisen. Freilich sind gerade die ältesten Bestandteile der semitischen Sprachen gleichfalls zweikonsonantisch; man vergleiche hebr. majim, ägypt. mu, assyr. mu,

„Wasser"; hebr. sheh, ägypt. su', assyr. shu'u, „Schaf", die neben anderen im Hamito-Semitischen schon vorhanden gewesen sind. Aus den semitischen Sprachen allein sind noch weit zahlreichere zweikonsonantische Stämme erhalten: hebr. ben, aram. bar, arab. ibn, assyr. bin, „Sohn"; hebr. peh, äthiop. 'af, arab. fu, assyr. pu, pi „Mund"; hebr. shem, äthiop. sem, arab. ism, aram. shema, assyr. sumu „Name"; hebr. 'el, assyr. ilu „Gott" usw. Die dreikonsonantische Gestalt der semitischen Wurzeln ist also eine sekundäre Erscheinung, die erst nach und nach im Leben der Sprachen zur Entfaltung gelangte.

Wenn wir die Frage der Urverwandtschaft der beiden großen Sprachgruppen als noch nicht spruchreif vorläufig unentschieden lassen wollen, so können wir doch die fortwährenden Beziehungen zwischen ihnen in vorhistorischen und in historischen Zeiten nicht unerwähnt lassen. Teils sind es Ausdrücke, die beide Sprachgruppen aus unbekannten, aber gemeinsamen Quellen bezogen haben, wie hebr. jajin, assyr. inu, arabisch-äthiopisch wain, lat. vinum, deutsch „Wein"; hebr. shor, aram. tora', assyr. shuru, lat. taurus, gr. tauros, deutsch „Stier"; hebr. kos, aram. kas, arab. kas, assyr. kasu neben lat. vas, got. kas, „Gefäß". Andererseits haben die dem semitischen Sprachgebiet benachbarten indogermanischen Sprachen, also das Persische, Armenische und Griechische eine große Zahl von Kulturwörtern dem Semitischen entlehnt.[1]) Das Neupersische z. B., das infolge der engen religiösen Beziehungen den nachhaltigsten Einfluß des Arabischen erfahren hat, verdankt die Hälfte seines heutigen Wortschatzes diesem semitischen Dialekt. Natürlich fanden umgekehrt auch Entlehnungen aus indogermanischen Sprachen in semitische statt; so hat das Hebräisch-Aramäische zur Zeit der Perserherrschaft manche staatsrechtliche Ausdrücke aus dem Persischen herübergenommen (aram. pareshegen, hebr. patheshegen (Buch

[1]) Griech. sakkos, lat. saccus „Sack" aus hebr. saq; gr. onos „Esel" aus hebr. 'athon und viele andere.

Esther) „Abschrift“; aram. pithegama', hebr. pithegam = apers. patigama „Edikt“ und andere); oder in hellenistischer Zeit entnahm es Termini der Kunst und Wissenschaft dem Griechischen, wie pesaneterijn = gr. psalterion „Zither“; geometerijos = „Geometrie“.) Charakteristisch ist das Lehnwort pijlegesh aus griech. pallakis „Kebsweib“; freilich liegt auch die Möglichkeit vor, daß beide aus einer gemeinsamen kleinasiatischen Quelle stammen. In nachhellenistischer Zeit macht sich wieder ein Einströmen semetischen Sprachgutes in die europäischen Sprachen bemerkbar, indem eine ganze Anzahl aramäischer Worte durch die Literatur des Urchristentums ins Griechische kam und von da in alle Kultursprachen wanderte: Amen, Cherub, Halleluja, Osanna, Rabbi, Passah, Sabbat usw.

Bekannt ist ferner der große Einfluß, den die arabische Naturwissenschaft, Medizin und Mathematik im Mittelalter auf die europäischen Sprachen ausübte. Wörter wie Algebra, Alkali, Alchemie, Droge, Natron, Ziffer stammen daher. Aber auch auf andern Kulturgebieten macht sich diese Einwirkung geltend: man denke an Alkoven, Divan, Matratze, Watte, Sofa, Admiral, Sultan, Magazin, Tarif, Talisman, Arsenal, Baldachin, Gamasche und andere. Den Einfluß des Hebräischen hat in neuerer Zeit auch die deutsche Sprache erfahren, nicht nur im sogenannten Rotwelschen, das von hebräischen Bestandteilen wimmelt (dibbern, beducht, Schickse usw.), sondern auch die deutsche Umgangs- und Schriftsprache (Gauner, Kaffer, Kluft, Kümmelblättchen, Moos = Geld, schachern, Schmiere stehen usw.)

So sehen wir seit den ältesten geschichtlichen Zeiten bis auf unsere Tage einen fortwährenden Austausch von Kulturwörtern zwischen den beiden großen Sprachgruppen stattfinden. Dem Austausch der Wörter liegt natürlich ein gleicher für die Sachen, die sie bezeichnen, voraus. Wieviel die antike Welt an Kulturprodukten durch Griechenlands Vermittelung vom Orient erhalten hat, ist zu bekannt, als daß ich hier darauf einzugehen brauchte: die Bronze, das Eisen, das Glas, feine Stoffe, Farben (Purpur), Obstsorten, Gewürze usw. Ich will hier nur

von den geistigen Kulturgütern reden, die durch die semitischen Völker über das klassische Altertum zu uns gekommen sind. Da ist in erster Linie die Schrift zu nennen. Das griechische Alphabet ist ein Abkömmling des phönikischen, also eines semitischen Alphabets; Formen wie Namen der Buchstaben beweisen es, und die griechische Sage, die die Schrift durch Kadmos aus Phönikien kommen läßt, war auf der richtigen Fährte. Neben dieser Grundlage aller höheren Kultur, die das Aufblühen der einzigartigen griechischen Literatur erst recht ermöglichte, verdanken die Griechen dem Orient ihre Kenntnisse von den Himmelsgestirnen, die Einteilung des Jahres, ihr mathematisches und geometrisches Wissen und ihre älteste Philosophie. Das wichtigste Geschenk aber, das die Semiten den europäischen Völkern machten, ist die monotheistische Religion: das Christentum ist ja eine Tochterreligion des Judentums. Der Sabbat, die Festtage, der ganze Geist, der das reine Urchristentum durchweht, ist jüdischen Ursprungs; später aber wird es durchsetzt von anderen orientalischen Einflüssen (Mithrasreligion) und dem griechischen Neuplatonismus. Das heilige Symbol des Christentums, das Kreuz, ist keineswegs dem Marterkreuz Christi entsprungen; es ist vielmehr ein orientalisch-semitisches, uraltes Symbol der Göttlichkeit, ursprünglich das Abbild der Sonnenscheibe. Wir finden es als solches Symbol der Göttlichkeit auf assyrischen Steinskulpturen des 9. Jahrhunderts v. Chr., wo es den Königen als Halsschmuck beigegeben wird, ganz wie unsere Ordenskreuze. Semitische Gefangene werden auf ägyptischen Denkmälern mit solchen Kreuzen am Hals dargestellt, und auf babylonischen Siegelzylindern mit Keilschrift begegnen wir ihnen ebenfalls.

Als die Wogen der Völkerwanderung die klassische Kultur zertrümmert hatten und die Wissenschaft nur wenige Stätten in Europa mehr besaß, wo sie gepflegt wurde, da waren es die semitischen Araber, die das wissenschaftliche Erbe der Griechen übernahmen und pflegten. In ihren Händen blieb der Nachwelt das Wissen der Alten

bewahrt: Naturwissenschaft, Heilkunde, Astronomie, Mathematik und Philosophie wurden an den Fürstenhöfen und Hochschulen der arabischen Reiche von Bagdad bis Cordova gepflegt. Als Vermittler der dort bewahrten und neu gewonnenen Kenntnisse zu den europäischen Völkern spielten die bei den Arabern wohlgelittenen Juden eine große Rolle; unter den vielen glanzvollen Namen bedeutet den Höhepunkt, aber auch das zeitliche Ende Maimonides (1135—1204), der Arzt, Philosoph, Dichter und gläubiger Jude ist; er hat den Talmud geordnet, die Ideen des Aristoteles weiterentwickelt, die medizinische Wissenschaft gefördert und Astronomie betrieben. Wenn die semitischen Völker im wissenschaftlichen Leben des Mittelalters eine führende Rolle spielen, so pflegt man gern das ritterliche Leben und höfisches Dichten als eine Domäne der germanischen oder doch von germanischem Blute durchsetzten Völker zu betrachten. Die Entstehung des Rittertums und der in seinem Gefolge schreitenden ritterlichen Dichtung ist bekanntlich noch nicht völlig aufgeklärt; sie treten zuerst in Frankreich, später in Deutschland als völlig fertige Erscheinungen vor unsere Augen, ohne daß es uns bis jetzt möglich wäre, ihre Ursprünge zu verfolgen. Nun hat in jüngster Zeit der bekannte Forschungsreisende Dr. Leo Frobenius im nordwestlichen Afrika Negerstämme entdeckt, die einen Ritterstand (natürlich in der ihren primitiven Verhältnissen angemessenen Form) und Ritterromane besitzen. Die Verhältnisse bei den Ritterfamilien und die Motive der Romane entsprechen fast völlig den gleichartigen Erscheinungen des europäischen Mittelalters. Da diese in Betracht kommenden Negerstämme sich zum Islam bekennen und seit langer Zeit unter dem Einfluß arabischer Kultur stehen, so liegt die Annahme nahe, daß es die Araber sind, von denen die Institutionen des mittelalterlichen Rittertums ihren Ausgang nahmen.[1]) Von den Ritterromanen ist dies ohne

[1]) Frobenius glaubt zwar, daß die Romane älter seien als der Kultureinfluß der Araber; doch ich halte dies für nicht wahrscheinlich.

Weiteres glaublich, wenn wir an die reichentwickelte arabische Erzählungsliteratur denken. Von den Arabern strahlten also nach Norden wie nach Süden die Einflüsse aus, die dem frühen europäischen Mittelalter ein so charakteristisches Gepräge gaben. Daher ist Spanien, das ja am stärksten unter arabischem Einfluß stehen mußte, das klassische Land der Ritterlichkeit geworden; der Stolz und die Grandezza des spanischen Hidalgo sind bekannt, und noch heute rühmen sich die Spanier das ritterlichste Volk der Welt zu sein. So ist das als höchste Blüte germanischen Geistes gepriesene Rittertum ebenfalls semitischen Ursprungs.

Wir haben in raschem Zuge eine lange Spanne Zeit durcheilt. Wir haben gesehen, wie die beiden großen Stämme der kaukasischen Menschenrasse, die wir nach ihren Sprachen als Indogermanen und Semiten zu scheiden pflegen, im Laufe ihrer vieltausendjährigen Geschichte in vielfache, teils friedliche, teils feindliche Berührung miteinander gekommen sind. Wir haben ferner gesehen, daß ihre Völker sich an vielen Stellen gekreuzt, an noch mehr Stellen ihre Kulturerrungenschaften ausgetauscht haben, wobei die semitische Rasse im ganzen Altertum und Mittelalter überwiegend der gebende, die indogermanische Rasse der empfangende Teil war. Erst die Neuzeit bringt einen Umschwung zu Gunsten der letzteren. Die gewaltigen technischen und wissenschaftlichen Errungenschaften der letzten Jahrhunderte verdanken wir ausschließlich den Europäern; der Orient ist in kulturelle Abhängigkeit von ihm geraten. Er lebt vom äußeren, oberflächlichen Anstrich abgesehen noch ganz sein altes Leben wie vor Jahrtausenden; noch immer nomadisiert der Beduine an den Grenzen des Kulturlandes, das er gelegentlich als Räuber heimsucht. Ob wir Xenophons Schilderungen vom Leben im Euphrat- und Tigrislande lesen oder die heutigen Verhältnisse selbst kennen lernen: wir finden kaum einen Unterschied. Wird es fernerhin so bleiben? Wird nicht die Eisenbahn, die in Palästina eindringt, Arabien durchzieht und bald gen Bagdad eilen

kann, eine gründliche Umwälzung hervorrufen? Wer vermag schon heute die Antwort darauf zu geben? Wer will das uralte Rätsel des Orients ergründen? Vielleicht steht auch der semitischen Rasse eine neue Blütezeit bevor, wenn die politische Freiheit, die von den Machthabern in der Türkei proklamiert ist, einen Aufschwung des geistigen Lebens im Orient zur Folge haben wird und ein Geschlecht findet, das imstande ist, politische und geistige Freiheit zu ertragen und zu verwerten.

Die jüdische Speisetafel.

Von

Prof. A. Berliner.

Gleich beim Beginne, da ich mich anschicke, die jüdische Speisetafel darzustellen, sei erklärt, daß dies nicht vom religionsgesetzlichen Standpunkte aus erfolgen soll. Die bereits hierüber angewachsene Literatur, welche in ihrem weiten und breiten Umfange kaum noch eine Übersicht gewinnen läßt, mit einem neuen Beitrag zu vermehren, ist hier nicht meine Absicht. Die gegenwärtige Darstellung will die speziellen Eigentümlichkeiten erkennen lassen, welche die jüdische Speisetafel in verschiedenen Zeiten und Gegenden sehr oft beeinflußt durch die nicht-jüdische Umgebung, in der Annäherung an dieselbe oder im Entfernen von derselben, angenommen hat. Doch wie jede Regel eine Ausnahme hat, so wird auch die im Eingang allgemein gehaltene Erklärung, hier die religionsgesetzliche Seite nicht zu berühren, insofern eine Einschränkung erleiden, daß ich zuvörderst drei Reminiszenzen an die altjüdische Speisetafel behandeln werde, welche im Laufe der Zeit einen religiösen Charakter erhalten haben. Zwei derselben kennen wir aus dem herrlichen „Sederabend" mit jener unnachahmlichen Familienfeier, zu der alle diejenigen sich weihevoll bereit halten, welche Erkenntnis und Verständnis für das praktische religiöse Leben sich bewahrt haben.

Diese Feier wird nach vollendeter Benediktion über den Segenskelch (Kiddusch) mit einer besonderen Handlung begonnen, welche darin besteht, daß der Hausherr,

welcher der Tafel präsidiert, sich die Hände wäscht, ohne hierbei den Segensspruch auszusprechen, der sonst bei solchen Waschungen von religionsgesetzlicher Seite festgesetzt ist. Er nimmt dann von den auf der Tafel vorbereiteten Kräutern und teilt hiervon auch allen Tischgenossen mit, welche die Kräuter in Essig oder Salzwasser tauchen, um sie so nach gesprochener Benediktion zu genießen. Noch einmal, und zwar nachdem das ungesäuerte Brod (מַצָּה) genossen, wird ein anderes Kraut genommen, ein Bitterkraut, zur Erinnerung an die bitteren Leiden in der ägyptischen Sklaverei, das ebenfalls in eine aus verschiedenen Ingredenzien hergestellte süße Mischung getaucht wird, um den herben Geschmack des Bitterkrauts zu mildern. Dieses zweimalige Eintauchen, welches Tibbul genannt wird, soll die aufmerksamen Kinder zur Frage, warum es so geschieht, veranlassen, um dann dem Vater Gelegenheit zu geben, den geschichtlichen Ursprung des Festes zu erzählen und religiöse Belehrung daran zu knüpfen. Die Art und Weise dieser Fragestellung aber gibt uns selbst interessanten Aufschluß über das Festhalten dieser Reminiszenz an die alte jüdische Speisetafel. In Palästina nämlich wurde an jedem Tage das Mahl mit dem Genusse von scharfen Kräutern eröffnet, um den Appetit mehr anzuregen. Da man nun Kräuter — sei es aus religionsgesetzlichen, sei es aus hygienischen Gründen — nicht mit ungewaschenen Händen berühren sollte, so wusch der Hausherr, der die Verteilung vornahm, seine Hände, ohne Segensspruch, was auch in der Folge bis zur Gegenwart beibehalten ist. Aber die Frage lautete damals, wenn wir die Quellenschriften einsehen, „An jedem anderen Abend bringen wir nur einmal die Kräuter zum Eintauchen, an diesem Festabend zweimal?“

In Babylon dagegen und auch anderswo bestand der Brauch nicht, jedes Mal mit dem „Eintauchen“ zu eröffnen, daher änderte sich die Fragestellung, indem sie formuliert wurde: An jedem Abend tauchen wir nicht einmal ein, heute aber zweimal, wie bei uns noch üblich.

Eine zweite Reminiszenz an die frühere Sitte bewahren wir an diesem Festabend darin, daß die Tafel-

ordnung vorschreibt, selbst für die Dürftigen, bei der Tafel nicht anders als angelehnt zu liegen, zum Zeichen der Freiheit und Würde. Der Nachdruck, der hierbei auf die Vorschrift gelegt wird, daß selbst der Aermste so tue, führt uns auf den Ursprung zurück, der seine Parallele in der Sitte der Römer findet. Aber bei den Römern pflegten nur die Vornehmen in der Gesellschaft angelehnt bei der Tafel zu speisen, während die abhängigen Leute nur an Festtagen, das gewöhnliche Volk jedoch ohne viele Umstände jederzeit in sitzender Stellung seine Nahrung zu sich nahm.

Dieses Anlehnen beim Genusse des Mahles an der altjüdischen Tafel war so selbstverständlich, daß man sogar hiervon einen technischen Ausdruck in der talmudischen Sprechweise bildete, indem man für „an der Tafel speisen", sagte „bei der Tafel anlehnen".

In der Tat hat man in späterer Zeit in Erwägung gezogen, ob das Anlehnen, da es als eine verpflichtende Sitte nicht mehr anzusehen ist, noch zu beachten sei.

Die dritte Reminiszenz an die altjüdische Speisetafel tritt, nachdem sie inzwischen religiösen Charakter angenommen, am Ausgang eines jeden Sabbattages ein. Da wird die Habdala gesprochen, d. h. der Abschiedsgruß an den Sabbat gerichtet, und hierbei werden die Benediktionen über Licht und Gewürz gesprochen, womit es folgende Bewandtnis hat. An der altjüdischen Speisetafel bestand der Brauch, daß man nach vollendetem Mahle ein Kohlenbecken brachte, worauf Gewürzspezereien gelegt und zum Räuchern gebracht wurden. Am Sabbattage, nachdem man das dritte Mahl (s. weiter unten) gegen Abend eingenommen hatte, wurde mit der einbrechenden Nacht das bis dahin entbehrte Licht angezündet und dann das Räucherwerk hineingebracht, nachdem die entsprechenden Benediktionen hierüber gesprochen waren. Die Reminiszenz hieran ist in dem noch heute bestehenden Brauche von „Licht und Gewürzbüchse" zu erkennen; aber im Laufe der Zeit ist hierfür eine andere Begründung aufgestellt worden. Die Weihe des geheiligten Sabbattages verbreitet einen Segen, der nicht allein in dem

äußeren Wohlbehagen, sondern auch in dem erhöhten inneren Seelenleben zur Geltung kommt. Mit dem Einbruch des Abends, mit dem beginnenden Alltagsleben einer neuen Woche, mit allen ihren Lasten und Sorgen verschwindet auch die in der Sabbatweihe gewonnene höhere Seelenkraft — die Poesie weicht und die Prosa tritt ein. Da soll denn durch die Aufnahme des Wohlgeruchs gleichsam ein Ersatz für diesen Verlust geschaffen werden. Steht ja der Geruch gerade in der Mitte zwischen materiellem und geistigem Empfinden, daher auch ריח mit רוח so nahe nebeneinander. Diese von der kabbalistischen Eingebung geoffenbarte Lehre hat den alten eigentlichen Grund, der nach der talmudischen Quelle zu folgern ist, ganz in Vergessenheit gebracht!

Gehen wir nun an die Aufgabe, die einzelnen Eigentümlichkeiten der jüdischen Speisekarte darzustellen.

Da erinnern wir zuvörderst an die Fische — so riefen auch unsere Vorfahren in der Wüste, als sie über den Mangel an Nahrung klagten, „wir gedenken der Fische, die wir in Ägypten umsonst aßen". Fische waren eine Lieblingsspeise bei den Juden von der ältesten Zeit an. In talmudischer Zeit verstand man, den Geschmack der Seefische so zu unterscheiden, daß man angeben konnte, von welcher Meeresküste her der Fisch stamme. Vorzüglich durften an der Festtafel Fische nicht fehlen. Eine Geschichte hierüber kursiert in verschiedenen Quellenschriften. Nach der einen soll es ein nicht reicher Mann in Jerusalem gewesen sein, der für seinen Eifer in der Verehrung des Sabbat einen besonderen Ehrennamen erhielt, nach anderen soll es ein Schneider in Rom gewesen sein. Dieser oder jener fand sich am Rüsttage des Festtages auf dem Markte ein, um Fische zu kaufen, wobei er den Sklaven des Gouverneurs beim Handeln um den Fisch überbot. Zu Rede gestellt erklärte er, morgen feiern wir ein Fest unserem Gotte, da will ich denn um alles in der Welt auch äußerlich diesen Tag auszeichnen — und siehe da, der Mann wurde belohnt, als er zu Hause den Fisch öffnete, fand er darin eine kostbare Perle.

Im Mittelalter speiste man gewöhnlich am Freitag zu Abend Pasteten und Fische, diese mit der sehr beliebten Pfeffer- oder Gewürzbrühe. Salomo Luria, der als Rabbiner in Lublin 1573 starb, eiferte sehr gegen das Fischessen am Freitagabend, weil dadurch die Mahlzeit am Sabbattage selbst und die Würde desselben beeinträchtigt werden. „Ich muß eine Mahnung erheben gegen meine Glaubensgenossen, welche das Abendessen am Freitag reichlicher ausstatten als das Mahl am Morgen des Sabbattages, am Abend die guten Fische essen, welche das Hauptelement für die äußere Verehrung des Tages bilden sollten, daher zur Tafel des Tages selbst gehören. Von jeher war ich darauf bedacht, nicht am Abend, sondern am Tage des Sabbat am Fischgenuß mich zu erfreuen, der allein der Würde des feierlichen Tages angemessen ist. Möge man am Freitagabend ein noch so opulentes Mahl zu sich nehmen, es kommt nicht dem Mahl am Morgen, mit Fischessen verbunden, gleich."

Dieses Mahl, welches man am Sonnabend nach beendigtem Gottesdienst einnahm, wurde mit dem französischen Ausdruck sur table bezeichnet, wie auch die anderen Speisen, welche im Ofen des Winterhauses hierfür warm gehalten wurden, ebenfalls einen französischen Ausdruck angenommen haben, der noch heute allbekannt ist. Denn das im Volksmunde so berühmte, von Heinrich Heine dichterisch besungene Schalet oder Schalent, ist nämlich, so variierend es auch in der Schreibung bei den Autoren erscheint, auf das ursprüngliche שאלט = chald, welches dem heutigen chaud entspricht, weil die ehemalige Silbe al in die heutige Silbe au sich wandelt, zurückzuführen und somit der Bedeutung nach mit der in den Quellenschriften vorkommenden Bezeichnung חמין = Gewärmtes in Einklang zu bringen.

Auch das zweite Mahl, welches am Nachmittage eingenommen wurde, wird von den mittelalterlichen Gesetzlehrern mit dem fremden Ausdruck merendar bezeichnet, der die hora, die dritte Stunde des Nachmittages im Kloster bedeutet, wie wir noch heutigen Tages von der kirchlichen Vesper die Essenszeit benennen.

Dieses Mahl bestand in Fischen oder Geflügel, auch in Pasteten und Früchten. Am Rhein aß man hart gekochte Eier mit Petersilie und Essig.

Im Winter pflegte man bei der kurzen Tageszeit das zweite Mahl als Nachtisch bald auf das erste folgen zu lassen. Die Pasteten, welche hierbei auf den Tisch kamen, mit einer inneren Fleischfüllung, sollten veranschaulichen, wie einst das Manna zwischen der oberen und unteren Tauschicht dalag.

Backwerk in reicher Auswahl ist in der jüdischen Speisenkarte sehr stark vertreten, und auch hier ist die französische Benennung der einzelnen Gebäcksarten fast vorherrschend, doch fehlt es auch nicht an Benennungen in deutscher Sprache. So werden erwähnt: Pasteten, Fladen, Pfannkuchen, Kücheln, Lebkuchen, hieraus Lekuchen, Steinkuchen, Oblaten, Krapfeln, Naut; letzteres ist aus dem Mitteldeutschen herzuleiten. Vorzüglich waren die beiden Weißbrode am Sabbat und Festtag auch außerhalb der jüdischen Kreise bekannt. Auf sie dürfte sich der Ausdruck Judensemel in der Bäckerordnung von Regensburg beziehen. Die bei uns noch heute üblichen Bezeichnungen, nämlich Berches bei den ostdeutschen und Tadscher bei den westdeutschen Juden dürfte auf den hebräischen Wortlaut der Bibelstelle im Buche der Sprüche 10,22 zurückbezogen werden. „Der Segen Gottes macht reich". Der hebräische Text beginnt hierin mit ברכת = Berches in bekannter Umlautung der Vocale im Volksmunde und endet mit תעשיר = Tadschir, ebenso corrumpiert im Munde der Menge geformt. Die Bretzel wird bereits im 13. Jahrhundert erwähnt, in der Sitte, sie bei einer Beschneidungsfeier unter die Mitglieder der Gemeinde zur Verteilung zu bringen. Diese Sitte war so eingebürgert, daß R. Joel ha-Levi einmal gestattete, am Festtage selbst zu backen, um am ersten Mittelfeiertage, wo dieses Backwerk bei einer solchen Feier erforderlich war, nicht dieserhalb in Verlegenheit zu kommen. Dieser Tag fiel nämlich auf einen christlichen Festtag, an dem man nicht backen durfte. An ein ähnliches Hindernis für das Backen knüpft sich auch eine geschichtliche Notiz.

Die Stadt Oppenheim wurde im Jahre 1460 von dem feindlichen Heere des Bischofs in Mainz belagert. Die Bürgerschaft hielt ängstlich Wache, damit im Innern keine Feuersbrunst entstehe. Es durfte von einer bestimmten Zeit an kein Backofen geheizt werden; daher auch die Juden verhindert wurden, nach Sabbat Ausgang, mit dem das Passafest eintrat, die für den Festabend erforderlichen Mazzot herzustellen. Daher gestattete der Rabbiner, schon am Freitag vorher die für die beiden Abende erforderlichen Mazzot zu backen.

In den Rheinstädten wurde am Freitagabend ein spezieller Kuchen vorzüglich unter der Jugend verteilt. Dieser Kuchen gab einmal Veranlassung zur Rettung eines Kindes, das von Wegelagerern aufgegriffen und mitgeführt wurde. Am Freitagabend erhob das Kind ein fürchterliches Geschrei, indem es nach seinem Schabbeskuchen verlangte. Da das Kind nicht zu besch wichtigen war, so führten die Leute das Kind zu den Juden am Orte, welche jetzt natürlich nicht ruhten, bis sie das Kind durch Loskauf aus der Gewalt befreien konnten.

Wie in den nichtjüdischen Kreisen es vorkam, daß gewisse Backwerke auf den religiösen Brauch oder auf bestimmte Zeiten des Jahres hinweisen, so fehlte dies zuweilen auch bei den Juden nicht. Besonders bemerkt man dies am Wochenfeste, für das ein großer Fladen mit Füllung gebacken wurde, der den Namen Sinai erhielt, auf der Decke die Zeichen einer siebenstufigen Leiter trug, um einen hierauf bezüglichen Ausspruch im Midrasch zu illustrieren.

Auch wurde, wie anderswo, ein gutes Anzeichen oder Anwünschen mit dem Genusse bestimmter Speisen an gewissen Tagen verbunden. Schon in talmudischer Zeit wurde für den Neujahrstag verschiedenes empfohlen, wo man bei dem Genusse einen entsprechenden Wunsch an die Bezeichnung anknüpfen kann. So z. B. am Abend des Neujahrsfestes Honig zu genießen mit dem Wunsche, daß uns ein süßes, angenehmes Jahr beschieden sein möge. Später hat man solche Anklänge auch außerhalb

der hebräischen Sprache in der Landessprache gesucht. So z. B. am Neujahrsabend Möhren (Mohrrüben) gegessen und dabei gewünscht, daß unsere Tugenden sich mehren mögen. Isserlein in Marburg (1450) hielt darauf, daß am Neujahr Barben auf den Tisch kamen, weil ihr Name an Erbarmen erinnert, denn Barbe heißt im Mittelhochdeutschen auch Barm. — Aus der hebräischen Buchdruckerei in Livorno geht noch jetzt ein splendid ausgestattetes Einblatt hervor, welches an die hebräischen und italienischen Namen von Landesfrüchten u. dgl. Glückwünsche für das neue Jahr anknüpft.

Für verschiedene andere Tage des Jahres gebot die Volkssitte, die oft in den Augen der Menge zum religiösen Brauch wurde, gewisse Speisen und Genüsse. An den Tagen der Trauer Erbsen oder Linsen zu speisen, wurde bis auf Jakob zurückgeführt, der sein Linsengericht an dem Tage, an dem der Großvater Abraham gestorben war, bereitet hatte. Daher vermied man es in gewissen Gegenden, an den Halbfesten, an denen man der allgemeinen Freude wegen jedes Trauergefühl unterdrückt, Erbsen oder Linsen zu essen.

Am Chanukafeste sollte Käse gegessen werden, um zu erinnern, wie Judith den Holofernes damit gespeist hatte. Am Purim, wo sich Freunde gegenseitig Süßigkeiten oder Backwerke zuschicken, und zwar immer in zwei verschiedenen Arten, wurde es oft zum Usus, zu dem Lebkuchen, den man dem Freunde ins Haus schickte, auch noch einige Pfefferkörner dazu hinzuzufügen. Dies stammt aus der alten Zeit, in der Pfeffer als die teuerste Gewürzspezerei galt, welche vorzüglich die Juden aus ihrer geschäftlichen Verbindung mit dem Oriente in den Handel brachten. Daher wir nicht selten finden, daß den Juden als Strafe oder als Verpflichtung auferlegt wurde, einige Pfund Pfeffer an den fürstlichen Hofhalt zu liefern.

In Ancona wurde ich (1876) am Purim mit Marzipan beschenkt, welches nach einem traditionell erhaltenen Rezept aus der spanisch-jüdischen Zeit her noch heute so bereitet wird.

In Rom waren zu allen Zeiten die von Juden bereiteten Artischoken sehr beliebt und man sprach in christlichen Kreisen von carciofi alla Giudia als etwas ganz appartes. Noch heute zieht die gesamte römische Studentenschaft an einem bestimmten Festtage in feierlichem Aufzuge zum Pater Abramo im (ehemaligen) Ghetto hinauf, um carciofi mit vino nostrale in ungeheuren Massen zu vertilgen. Wenn sich auch dort alles im Laufe der Zeit geändert hat — auch der Sohn ist nicht mehr der Vater, er hat sich schon ein neues Haus aufgebaut, das nicht mehr den Charakter des Ghetto verrät — die Sitte ist einmal geblieben, und offiziell verkündet das Diarium der Studentenschaft auch weiter den feierlichen Aufzug derselben nach dem Ghetto.

In Mitteldeutschland herrschte (ob noch heute, weiß ich nicht), am Sabbat, an welchem das Siegeslied am roten Meer, nämlich der pentateuchische Abschnitt Beschallach gelesen wird, die Sitte, die Schabbeskugel mit Weizenkörnern zu belegen, wie die Abbreviatur dieses hebräischen Wortes erfordert, sie soll lauten: בשבת שירה להם הטים. „Am Sabbat Schiroh eine Weizkugel!“ Schöner ist die alte Sitte, an diesem Tage, der gewöhnlich strengen Winter zeigt, den Vögeln auf das Fenstergesims solche Körner zu streuen, denn auch die Vögel jubilierten beim Auszug Israels zur Freiheit!

Schön ist die in den Sittenschriften gegebene Mahnung, bevor man sich zu Tische setze, zuerst für die Haustiere zu sorgen. Es wird dies sogar an eine Schriftstelle angelehnt, nämlich an die im fünften Buche Mosis Cap. 11, V. 15, enthaltene Stelle: „Ich werde geben Kraut auf deinem Felde für dein Vieh und (dann) sollst du essen und dich sättigen.“

Zum Schlusse seien noch einige Spezialitäten erwähnt, welche bei der ersten Einführung zum Genusse im jüdischen Kreise auf Widerstand stießen, nämlich Zucker, Kaffee und Chocolade. Wiewohl Zuckerrohr und Zucker bereits im palästinensischen Talmud bekannt ist, auch in

einem Zusatz zu Raschi's Erklärung zum I. Sam. Cap. XIV, 27, erwähnt wird, Maimonides sogar den bei uns üblichen Segenspruch für den Genuß des Zuckers festgestellt hat, so kennt man doch dessen Gebrauch in jüdischen Kreisen Deutschlands erst seit der Zeit des Jacob Lewy, der 1427 starb. Derselbe entschied nämlich in einem vorkommenden Falle, daß man Zucker am Peßach nur für einen ganz speziellen medizinischen Zweck aufbewahren dürfe. Es wird dies damit motiviert, daß man beim Zucker eine Beimischung von anderen Stoffen zu befürchten habe. Es wird bei dieser Gelegenheit mitgeteilt, daß ein Mitglied des Lehrhauses Zucker aus Candia erhalten habe, bei dem man eine solche Beimischung nicht zu vermuten hatte, und dessen Genuß am letzten Festtage gestattet wurde.

Auch Isserlein, der 1460 starb, hatte Veranlassung, auf die Zuckerfrage näher einzugehen und hierbei zu entscheiden, daß unbedingt die Aufbewahrung des Rohrzuckers an den Peßachtagen zu gestatten sei.

Große Diskussionen verursachte die Einführung des Kaffees in den Ländern und Zeiten, in welchen der Kaffeegenuß als eine Neuerung erschien, die anfänglich bei Mohamedanern und Christen auf sehr stark ausgeprägte feindliche Vorurteile stieß. In jüdischen Kreisen bildete sich kein Widerstand gegen das neue Getränk, das man im Orient gerne trank und allgemein pries. Aber nach einer anderen Richtung hin beschäftigte diese Neuerung die Lehrtätigkeit die bedeutendsten rabbinischen Autoritäten in der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts. Man hatte von religionsgesetzlicher Seite festzustellen:

1. Ob der Genuß des Kaffees vor dem Morgengebete zu gestatten sei,

2. welche Benediktion für den Kaffee zu sprechen sei, wenn derselbe nach dem Tischgebete gereicht werde.

   Dieselbe wird für überflüssig erklärt, wobei zum ersten Male bemerkt wird, daß man in Aegypten an nicht jüdischen Tafeln nach Beendigung derselben Kaffee zu reichen pflegt.

3. Die Benediktion nach dem Trinken, über deren Pflichtmäßigkeit geteilte Meinungen sind.
4. Der Genuß des Kaffees in Kaffeehäusern am Sabbattage.

Auch Chocolade, welche von den Seefahrern nach Europa gebracht wurde, nämlich die Kakaobohnen, die allmählich durch Vermischung zu dem Getränke verwendet wurden, das jetzt allgemein unter dem Namen Chocolade bekannt ist, hat eine sehr lebhafte Diskussion bei den Gesetzeslehrern verursacht, ob nämlich bei dem zu verrichtenden Segensspruch an den eigentlichen Ursprung der Baumfrucht zu denken sei, oder für das bereitete Getränk der Segensspruch wie für alle anderen Getränke der verschiedenen Art zu verrichten sei. Die bedeutsame Literatur hierüber findet sich in mehreren Artikeln in der berühmten Enzyklopädie Isaak Lamperonti's, wobei auch zugleich aus naturwissenschaftlichen Werken Mitteilungen über den Anbau und die Pflege des Kakaobaumes sich finden.

Der Amhoorez.

Ein Kulturbild

von **Isidor Borchardt.**

Preisgekrönte Novelle.*)

Wolf Aron.

Wolf Aron hat uns Kindern oftmals Furcht eingeflößt, und doch war er der harmloseste Mensch, den man sich denken kann. Niemals hat er einem von uns ein Leid getan, nie ist er einem auch nur mit einem Worte zu nahe getreten.

Schon seine Erscheinung hatte etwas Absonderliches. Der übermäßig große Körper war vornübergeneigt, den Kopf trug er eingezogen; sein Hals schien die Fähigkeit eingebüßt zu haben, den Kopf zu drehen und zu wenden, Wolf Aron blickte stets vor sich nieder. Der Körper, starkknochig und mager, wurde mit kaum sich vom Boden erhebenden Füßen vorwärts gesteuert.

Die Lippen bewegten sich oft in leisem, und wenn er sich unbeobachtet glaubte, in lautem Selbstgespräch. Nie habe ich ihn mit einem andern Menschen sprechen hören, nie sein Auge lachen sehen.

Seine Kleidung war Sommer und Winter die gleiche. Ein Überzieher von unbestimmter Farbe, der in seiner Jugend und Glanzzeit einem Besitzer von weit geringerer Körpergröße gehört haben mochte, ließ die Beine fast in ihrer ganzen respektablen Länge sichtbar werden. Die Mütze mit großem Lederschirm saß weit im Nacken.

---

*) Nachdruck verboten.

Der Mangel eines Bartes ließ das magere Gesicht mit den starken Backenknochen und dem ungewöhnlich breiten Munde besonders auffällig hervortreten.

Es war frühmorgens, als ich mit einem Henkelkorb über dem Arm in das nächtliche Dunkel hinaustrat. Kein Wunder, daß wir Kinder früh aus den Betten stiegen, um zum Bäcker zu kommen, bevor die Backware „ausgesammelt" war; wußten wir doch genau, daß jeder nur abgemessene anderthalb Salzkuchen erhielt und daß es nur von unserm Frühaufstehn abhing, ob die anderthalbe das große Loch, das wir stets in der Magengegend spürten, ausfüllten oder nicht.

Es war also an einem Wintermorgen und so zwischen fünf und sechs, als ich aus der Haustür in die Dunkelheit hinaustrat. Ich war als Junge nicht frei von Gespensterfurcht und wich sofort wieder in den Hausflur zurück, als ich einen langen Schatten sich die Straße herabbewegen sah. Noch einen Schritt weiter trat ich zurück, als ich Wolf Aron erkannte, der, einen Sack auf dem Rücken, in lautem Selbstgespräch vor Tag auf die Medine[1]) ging.

Jedes Wort, das er mit sich sprach, konnte ich ver- verstehen.

„Geih ich nach Husenfier? — Geih ich nach Pinnow? — Geih ich nach Pinnow? — Geih ich nach Husenfier?" —

In diesem Augenblicke machte er dem Zweifel über die Wahl des Dorfes, in dem er sein Tagewerk beginnen wollte, ein Ende und entschied sich:

„Geih ich nach Pinnow!"

Lange stand ich im dunkeln Flur; ich hätte es beileibe nicht gewagt, Wolf Aron in der Dunkelheit zu begegnen, selbst auf die Gefahr hin, die größten Salzkuchen zu versäumen.

Das war das einzige Mal, daß ich menschliche Laute von ihm vernommen habe. Hunderte von Malen habe ich Wolf Aron danach gesehen, aber nie wieder ein verständliches Wort aus seinem Munde gehört.

---

[1]) Über Land.

Nach Kinderart fand ich mich damit ab und zerbrach mir nicht lange den Kopf darüber, woher das eigentümliche Wesen des Mannes rühre. Erst viel später forschte ich nach der Ursache, und nach und nach habe ich die folgende Geschichte zu hören bekommen.

Medinegeiers[1]) Heimkehr.

Wolf Aron unterschied sich in jüngeren Jahren um nichts von den anderen Leuten in der Gemeinde. In dem großen, starken Körper wohnte ein schlichter, einfacher Geist, der in dem einförmigen und wenig einträglichen Berufe des Medinegeiers sein Genügen fand.

Weit gingen die Wünsche des Mannes nicht. War er die ganze Woche von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus gezogen, und durfte er am Freitag einen ansehnlichen Packen von „Schmauschen“[2]), Hasen-, Ziegen- oder Schaffellen, von Wolle, Pferdehaaren, Scheibenhonig und dergleichen heimbringen, und gelang es ihm, seine Ware zu angemessenem Preise bei Moses Abramczik loszuschlagen, so hatten sich die Wünsche des Mannes erfüllt.

Hatte ein Bauer seiner Kundschaft vielleicht beim Pflügen ein Stück Bernstein gefunden, das womöglich mit einem Taler Gewinn weiterzuverkaufen war, oder brachte er ein paar verbogene silberne Löffel heim, die nach stundenlangem Feilschen erstanden waren, so waren die kühnsten Träume des Mannes verwirklicht, und kein Rotschild konnte seliger sein als Wolf Aron, wenn er Freitag nachmittag schweißtriefend heimkam, den schweren, mit Stricken befestigten Packen vom Rücken wuchtig zur Erde fallen ließ und aus einer Hosentasche das Stück Bernstein hervorzog und mit leichtem Schlage auf den Tisch setzte, dann in die Brusttasche griff und sorgsam aus alten Leinenlappen die silbernen Löffel herauswickelte und sich an den glücklichen Gesichtern seines Weibes Gitel und seines Sohnes Moritz weidete. Dann

---

[1]) Hausierer.
[2]) Lammfelle.

trat wohl der Vater mit Moritz ans Fenster des kleinen Stübchens, und den Bernstein gegen die Sonne haltend, machte er den Sohn auf die mannigfachen Vorzüge dieses fossilen Harzes aufmerksam, während Gitel, den Oberkörper in den rußigen Kamin gebeugt, die „Grütz und Kartoffel" ihrem Wolf, dessen sie schon lange geharrt hatte, wärmte.

Löffelte dann Wolf Aron mit dem Heißhunger eines Mannes, der seit dem vergangenen Sabbat nur selten etwas Warmes genossen hatte, die ansehnliche Schüssel aus, so standen Gitel und Moritz vor ihm in stiller Andacht, und jeder ihrer Blicke sprach ein „Gott gesegne Dir's!"

Wie es um die Religion in Milnow stand.

Die religiösen Verhältnisse der etwa fünfzig Familien umfassenden Gemeinde zu Milnow lagen damals sehr im argen. Von Talmud- oder Bibelgelehrsamkeit war zu jener Zeit keine Spur zu finden. Es lebte noch die Erinnerung an einen Rabbiner, der vor einer Reihe von Jahren in der Gemeinde existiert hatte und sich durch große Gelehrsamkeit ausgezeichnet haben soll. Ebenso soll sich durch religiöses Wissen auch ein Lederhändler hervorgetan haben.

Die beiden Männer wurden oft in der Gemeinde erwähnt, aber es waren nicht gelehrte Aussprüche, die sich von ihnen erhalten hatten, sondern äußere Vorgänge aus ihrem Leben, vielleicht einmal eine witzige Bemerkung über Menschen und Lebensverhältnisse, die erkennen ließen, daß sie nicht weltabgewandte Leute waren, sondern Dinge und Menschen mit scharfem Blicke beurteilten und ihnen auch heitere Seiten abzugewinnen wußten.

Des Rabbiners ganzes Sein scheint auch nicht das Studium allein ausgefüllt zu haben, denn es wurde von vorteilhaften Käufen und Verkäufen berichtet, die dieser Gottesmann von Zeit zu Zeit abgeschlossen hat, wegen des geringfügigen amtlichen Einkommens wahrscheinlich auch hat abschließen müssen.

Daß er den routinierten Kaufleuten in keiner Hinsicht nachgestanden habe, ließen kleine typische Züge erkennen. So wenn er bei seinen geschäftlichen Reisen dem Fuhrmann erst außerhalb des Städtchens das Reiseziel angab, damit die Konkurrenz ihm nicht zuvorkommen oder den Handel erschweren könne.

Dabei hatte der Mann doch gebührende Rücksicht auf seinen Stand genommen und war nicht etwa auf dem mit Fellen oder Getreide hochbeladenen Wagen in die Stadt gefahren, sondern war vor den ersten Häusern vom Wagen gestiegen und hatte den Rest des Weges zu Fuß zurückgelegt.

Vom andern Gelehrten, dem Lederhändler, hatte sich auch die Kunde erhalten, daß ihn bisweilen ein unbändiger Jähzorn packte. Wenn das Mittagessen einmal nicht nach seinem Geschmack zubereitet war, was in den besten Familien vorkommen kann, so soll er die Schüssel mit Inhalt an die Tür oder an einen noch weniger hierfür bestimmten Ort geworfen haben. Und die Ansicht der Gemeindemitglieder war darüber geteilt, ob solche Zornausbrüche auf die Zugehörigkeit des Mannes zum Stande der Kauhanim[1]) zurückzuführen wären oder ob sie eine Folge der Beschäftigung mit der Gemore[2]) gewesen seien. Beide Meinungen fanden ihre Verfechter. Für die erstere fiel stark ins Gewicht, daß zwei Vertreter des Priestertums in der Gemeinde in der Tat leicht erregbare Naturen waren; doch meinte ein Witzbold, daß einer dieser beiden, „der kurze Jankew", seinen „Kaaß"[3]) 'nicht von der „Kauhnschaft" her habe, sondern daß auf ihn das Sprichwort Anwendung finde: „E' klein Teppche kocht bald ibber."

Ueber die Einwirkung des Studiums der Gemara[2]) waltete keinerlei Meinungsverschiedenheit, da kein lebendes Beispiel der Ansicht widersprach, daß die Beschäftigung mit dem Talmud das Blut erhitze.

[1]) Nachkommen Aarons.
[2]) Talmud.
[3]) Jähzorn.

Genug, wenn man die Bedeutung der beiden Männer nach der Häufigkeit, mit der sie genannt wurden, bemessen wollte, die Welt hätte von ihren Namen widerklingen müssen; doch scheint sich ihr Ruhm nur in streng lokalen Grenzen gehalten zu haben.

Mag dem nun sein, wie ihm wolle, jenem talmudischen Gebote haben die beiden Männer jedenfalls nicht gehuldigt, das dem Gelehrten die Pflicht auferlegt, Schüler auszubilden. Denn wie gesagt, es war mit der religiösen Gelehrsamkeit in der Gemeinde übel bestellt.

Wer an Wochentagen vorbeten konnte, galt schon als kleines, wer aber mit Trop[1]) Maftir[2]) sagen konnte, als großes Kirchenlicht, und ich sehe noch die einander befriedigt zunickenden „Baalbattim"[3]) in der Synagoge vor mir, wenn Mosche Seeligs Tenor mit immer helleren Tönen zur höchsten Höhe emporkletterte, und rufe ihm mit allen, an deren Sitzen er vorüber zu seinem Platze ging, aus dankerfüllter Seele ein herzliches Schkau'ch[4]) zu.

Der offizielle Vertreter des Judentums, der Chasen[5]), war damals zugleich Religionslehrer. Er scheint sich der in der Gemeinde herrschenden religiösen Erkenntnis angepaßt zu haben, und Moritz, Wolf Arons Sohn, wurde nicht schlechter behandelt als seine Schulkameraden, wenn ihm bisweilen ein „grobber Jüng" an den Kopf flog, mit welcher Titulatur der Mann den Tiefstand der Leistungen charakterisieren wollte.

Mit der Disziplin haperte es in dem Religionsunterricht bedenklich, und manchem seiner Schüler fallen, wenn er an einer gut disziplinierten Schule vorübergeht, die regelrechten Jagden ein, die der „Herr Kanter" auf einen argen Sünder veranstaltete, wenn dieser sich dem drohenden Strafgericht durch die Flucht zu entziehen suchte. Es ging da lustig über Bänke und Tische her, wobei der Verfolgte durch größere Schlankheit und

---

1) Vortragsweise für die Toravorlesung.
2) Haftara-Prophetenabschnitt.
3) Gemeindemitglieder.
4) J'jascher kauchacho-Danksagung.
5) Vorbeter.

Elastizität gegen seinen, durch wohlgerundeten Embonpoint stark behinderten Verfolger entschieden im Vorteil war. Die lustige Hetzjagd, bei der die übrige Jugend nicht passiv blieb und sich mit aufmunternden Zurufen lebhaft beteiligte, fand seine Grenzen meist an der Kurzatmigkeit des Verfolgers. Wenn es aber ausnahmsweise dem Lehrer einmal gelang, mit Hilfe eines Verräters den Missetäter zu fassen, so wurde dieser auf allen Körperteilen, die von der Natur dazu bestimmt scheinen, regelrecht „gehackt".

Dabei entbehrte der Mann nicht einer gewissen Kinderfreundlichkeit und suchte die Einförmigkeit des hebräischen Leseunterrichts mit Komez Aleph—o, Komez Beis—bo, Komez Gimmel—go durch Vergleiche mit angenehmeren Dingen schmackhafter zu machen. Wenn die Schüler das P mit einem andern Buchstaben verwechselten, so suchte er sie mit der Bemerkung: „E Pei hot e Kleußkeche im Maul" wieder auf den rechten Weg zu führen. Wußten die Kleinen einmal nicht das He vom Chet zu unterscheiden, so renkte der Lehrer dieses Unglück wieder durch die pädagogisch sehr geschickte Frage ein: „Wus eßt's Ferdche?" Worauf das Kind allemal mit glücklichem Gesicht „Hei" antwortete.

Doch der Mann beschränkte sich nicht darauf, durch solche Mittel die Lernfreudigkeit zu erhöhen, er suchte den Buchstabierunterricht auch für das religiöse Leben nutzbar zu machen.

Erkannte ein Jungchen bei neuer Begegnung das Beth nicht wieder, so fragte der Lehrer mit einem Gesicht, das deutlich seinem Abscheu Ausdruck gab: „Wie is der Treifesfresser?" — „Beis" antwortete erschüttert der kleine Mann.

Das Schächten, das der Beamte ebenfalls zu besorgen hatte, war seiner unterrichtlichen Tätigkeit auch nicht gerade förderlich. Rief ihn ein Fleischer zum Schächten eines Stückes Vieh, so nahm der Unterricht ein jähes Ende, und selbst einer Gans wegen mußte sich der Unterricht oft eine längere Unterbrechung gefallen lassen.

Kein Wunder darum, daß Wolf Aron mit den Fortschritten seines Moritz unzufrieden war, wenn er ihn am Schabbeß nachmittag „verhörte“. Mißbilligend schüttelte er seinen breiten Kopf, wenn die Silben und Worte nur langsam und holprig über die Lippen kamen, und führte seinem Sohne als Vorbild seine eigene Jugendzeit vor Augen, wo man es bei dem damaligen Lehrer Reb Beer zu einer großen Fertigkeit im „Dawnen“[1]) gebracht hatte und ganz Schachariß[2]) in einer guten Viertelstunde „herunterdawente“.

Aber damals war auch noch eine andere Zeit gewesen. Da wurde beim Lehrer gedawent gedawent gedawent, von Jigdal[3]) bis Oleinu[4]). Jetzt wurde „geübt“, immer nur geübt, und nun übte Moritz das Sch'ma[5]) schon jahraus, jahrein, ohne eine größere Geläufigkeit zu erreichen.

Und vor Minche[6]) stand Wolf Aron vor der „Schul“[7]) mit dem Glaser Joschke Fenster und seinem Spezialkollegen Gawriel Getzel und klagte ihnen sein Leid und fand verständnisvolle Teilnahme, wie es mit dem bißchen „Jüdisch“ immer weniger werde und man an den fünf Fingern abzählen könne, wann es sein Ende erreichen würde. Und alle drei zuckten die Achseln und seufzten und priesen die gute alte Zeit, wo man noch viel und gut dawente.

Da trat in der Gemeinde ein Ereignis von schwerwiegender Bedeutung ein. Ein Lehrer wurde angestellt.

Warum ein Lehrer angestellt wurde.

Nicht die mangelhaften unterrichtlichen Erfolge waren es, die den Gemeindevorstand veranlaßten, das Amt des Religionslehrers von dem des Chasens[8]) und

[1]) Beten.
[2]) Morgengebet.
[3]) Anfang, [4]) Schluß des Morgengebets.
[5]) Das Hauptgebet.
[6]) Vespergebet.
[7]) Synagoge.
[8]) Vorbeter.

Schauchets[1]) zu trennen. Für diese Trennung waren andere Gründe maßgebend.

Man wollte für die wohlhabenderen Familien eine jüdische Privatschule einrichten, die in der Hauptsache als Vorbereitungsanstalt für die unteren Klassen des Gymnasiums gedacht war. Da aber den einzelnen in Betracht kommenden Hausvätern die Unkosten für eine solche Schule zu hoch waren, so besann man sich darauf, daß der Religionsunterricht „eigentlich" sehr im argen liege und eine Reform desselben dringend notwendig sei.

Die Stadt war bereit, zum Religionsunterricht eine jährliche Beihülfe von 50 Talern zu leisten. Eine ebensogroße Summe bewilligte der Vorstand der Gemeinde. So verbilligte sich der Lehrer um 100 Taler, das heißt um einen ansehnlichen Bruchteil seines Einkommens. Grund genug, die Reform vorzunehmen.

Und mit dieser Reform waren glücklicherweise alle Teile zufrieden. Der Kantor wurde seines Lebens erst froh, als er sich nicht mehr mit der ungebärdigen Jugend herumzujagen hatte, und konnte seine Kleußkecher hinfort in Ruhe verzehren und brauchte keine von ihnen mehr der vielbegehrenden Jugend zuliebe dem Pei ins Maul zu stecken. Der Lehrer bekam eine Stelle, eine Gunst, deren jüdische Lehrer, damals wie heute, nicht unter allen Umständen teilhaftig werden. Die Interessenten der Schule hatten eine billige Vorbereitungsanstalt für das Gymnasium und brauchten ihre Söhne erst drei bis vier Jahre später in die Fremde zu schicken. Die Agrarier von heute würden sagen: „Der Familiensinn wurde gefördert!" Und dazu sparten die Herren ihr schönes Geld. Die Gemeinde endlich hatte einen modern gebildeten Religionslehrer, den man auch bald seines Amtes walten sah.

---

[1]) Schächter.

Schabbeß nachmittag. — Die Arbeit beginnt.

An einem Schabbeßnachmittag „verhörte" Wolf Aron wieder seinen Sohn Moritz. Dieser begann wie immer:

Sch'ma jissroeil adaunoj elauheinu adaunoj echod.[1])

Doch was für Worte klangen da dem Jungen aus dem Munde? —

Höre, Israel, der Ewige, unser Gott, ist ein einziger Gott.

Was hatten denn diese, Wolf Aron verständlichen deutschen Worte mit jenen ihm unverständlichen und doch von frühester Kindheit an vertrauten zu tun?

Bevor sich Wolf Aron diese Frage noch beantworten konnte, klang es weiter:

„Und lieben sollst du den Ewigen, deinen Gott, mit ganzem Herzen, aus voller Seele und mit aller Kraft!"

Wunderlich! Was der Junge da gelernt hatte!

„Und du sollst einschärfen dieses Liebeswort deinen Kindern, und du sollst mit ihnen jederzeit davon reden, ob du weilest in deinem Hause, ob du gehest auf dem Wege, wenn du zur Ruhe gehest und wenn du dich vom Lager erhebst."

Größer kann die Wirkung auch nicht gewesen sein, als von des Horebs Höhen unter flammendem Blitz dem Volke die Offenbarung wurde. —

Der Junge wollte den Sziddur[2]) schließen und forteilen, freute er sich doch, heute ohne Scheltworte davonzukommen. Da hörte er den Vater in einem Tone, den er sonst nicht zu hören bekam, sagen:

„Geh, ma Sohnleben, sug mir das noch emol vor!" Und als Moritz dem Wunsche nachgekommen war: „Wenn de mechst, sug es noch emol!"

Der Junge hatte schon längst den Sziddur geschlossen und war zu den Spielgenossen geeilt. Und immer noch

---

[1]) Höre, Israel, der Ewige, unser Gott, der Ewige ist einzig.
[2]) Gebetbuch.

saß Wolf Aron da und blickte auf das Büchlein, aus dem ihm so wunderbare Mär erklungen war.

Das alles sollte in dem Büchlein drin stehn, das sein Genosse auf dem langen, dürren Lebenswege gewesen, mit dem er aufgestanden und zu Bett gegangen, das sein Begleiter gewesen war im Hause und auf der Reise, in dem er seit Jahrzehnten jede Seite und jedes Wort kannte!

Das alles in dem Büchlein? —

Eine heilige Scheu hatte er vor den Worten von je empfunden! — Wie vor etwas Großem, Gewaltigem! — Aber unnahbar Erhabenem und Fernem! —

Was er aber heute vernommen, waren so ganz andere Laute! — Worte, jedermann verständlich! — Und doch nicht Alltagslaute! — Es waren Worte der Liebe und des Vertrauens! —

Wie er's da gehört, so war es ihm öfters ums Herz gewesen, wenn er mit seinem Sohne gesprochen hatte. Er hatte gefühlt, daß die Worte, die er in solchen Momenten brauchte, unbeholfen und plump waren und nicht seine Empfindungen ausdrückten.

Hier hörte er Worte, die dem Ausdruck verliehen, was er in solchen Augenblicken gefühlt und gedacht hatte.

Und dann! —

Ja richtig! — Damals hatte er's auch so empfunden, als in dem jungen Herzen die Liebe aufgegangen war. Als er mit seiner Gitel am Schabbeß nachmittag in den „Anlagen" vor der Stadt gesessen hatte, Hand in Hand, und es um sie herum blühte und duftete und die Vögel tirilierten zum Lobe des Mais und der Liebe.

Ja damals, eine kurze Zeit in seinem Leben, kurz und doch unvergessen für immer, hatten sie gesprochen von ihren Herzen und von der Liebe.

Und diese Worte riefen ihm jene Zeit wieder in Erinnerung und erfüllten sein Herz mit jenem Maienglanz, und wieder schien ihm die Sonne goldig ins Gemüt, und in dem dürftigen Stübchen blühte und duftete es um ihn herum wie damals auf der Bank in den Anlagen.

„Gitelleben, ma Kind, mach Dich z'recht, wir wollen in de Anlagen gehn!"

Gitel war eben aus ihrem Schläfchen erwacht und schaute verwundert ob dieser nie vernommenen Aufforderung zu ihrem Wolf hinüber.

Die ganze Woche über kannte Gitel nicht Rast und Ruhe. Ohne Muße war sie vom Morgen bis zum Abend tätig. Die Familie war zwar klein, Moritz war ihr einziges Kind, aber es gab doch genug Arbeit. War die kleine Wirtschaft besorgt, so wurde gestopft, geflickt, gewaschen, geplättet. Dazu mußte in der warmen Jahreszeit das kleine Feld hinter dem Häuschen, das mit der Wohnung gepachtet war, versehen werden, und es gab da genug mit Säen, Graben, Hacken, Jäten, Gießen und Ernten zu tun.

Schabbeß nachmittag aber, wenn das Geschirr fein säuberlich im Kamin für den „Abwasch" am Abend zurechtgestellt war, wenn Moritz von ihrem Manne „verhört" wurde, da setzte sie sich zur Seite des Fensters, das nach dem Hofe und dem Acker hinauslag, schob die Brille unter die Haare, rückte sie auf der Nase zurecht und las in dem Wochenblättchen des Städtchens, das gerade immer am Sonnabend erschien, nicht zur Ehre des Sabbats, sondern des darauffolgenden Sonntags.

Wer aber meint, daß Gitel die jüngste Nummer des Milnower Wochenblattes las, der befindet sich in einem begreiflichen Irrtum. Das Blatt kostete vierteljährlich sechs gute Groschen, und Du würdest Gitel grundlos verdächtigen, lieber Leser, wenn Du meintest, sie wäre so verschwenderisch gewesen und hätte ein Abonnement auf die Zeitung genommen. Bewahre!

Zu einem solchen Abonnement hatten sich fünf Interessenten zusammengetan, unter denen das Blatt die Woche über die Runde machte, und „Modches Rösche" war gewissermaßen die Leiterin dieses Unternehmens und zog von jedem die auf ihn entfallende Quote von anderthalb Groschen vierteljährlich ein. Für diese Mühe genoß Modches Rösche auch gewisse Rechte.

Einmal konnte sie das Blatt zuerst lesen. Zweitens mußte ihr die Zeitung nach dem Rundgang bei den fünf Teilhabern wieder zurückgeliefert werden, und drittens durfte sie nach eigenem Ermessen am Ende des Jahres die zweiundfünfzig Nummern unter die Interessenten verteilen. Das heißt ihre Machtvollkommenheit erstreckte sich bei der Verteilung nur auf die Auswahl, nicht aber auf die Zahl der Nummern. Hinsichtlich der Zahl sollten alle fünf Unternehmer gleichberechtigt sein, und es war keine leichte Aufgabe für Modches Röschen, diese Teilung zum gedeihlichen Abschluß zu bringen.

Ja die ersten fünfzig Nummern waren bald verteilt: fünfzig geteilt durch fünf macht zehn, das weiß jedes Kind. Wer aber sollte von den fünf Interessenten die zwei übrigen Nummern erhalten? —

Genug, es war ein Zeichen von diplomatischem Geschick, wenn es Modches Röschen immer wieder gelang, die Teilung glücklich zu Ende zu führen, ohne daß sich die Gesellschaft in Uneinigkeit aufgelöst hätte, wozu öfters bedenkliche Neigung vorhanden gewesen war.

Glaube nun aber nicht, lieber Leser, daß Wolf Arons Gitel zu den fünf glücklichen Besitzern des Abonnements gehörte. Nein, das gestatteten ihre Verhältnisse nicht.

Aber wie kam sie nun doch zu dem Blättchen am Schabbeß nachmittag?

Da kam ihr das freundschaftliche Verhältnis zu Modches Röschen zustatten, die ihr das Blättchen alle Schabbeß nachmittag auf ein Stündchen lieh. Natürlich nicht die neueste Nummer, sondern die vom vorigen Sonnabend. Auch nicht ganz umsonst. Es waren zwar hinsichtlich dieses Zweigabonnements keine festen Vereinbarungen getroffen, aber es hatte sich stillschweigend die Gepflogenheit herausgebildet, daß Gitel während der Sommermonate aus ihrem Gärtchen Modches Röschen den Bedarf an Schnittlauch, Suppengrün rc. ohne Bezahlung lieferte.

Modches Röschen aber war in diesem Punkte nicht kleinlich und lieh ihr die Zeitung auch während der

Wintermonate, obgleich sie während dieser Zeit keinerlei Aussicht auf Gegendienste hatte.

Daß die acht Tage alte Nummer Gitel nichts Neues brachte, störte sie ganz und gar nicht in ihrem Vergnügen. Sie freute sich, die Ereignisse, die ihr schon durch mündliche Ueberlieferung bekannt waren, nun noch einmal gedruckt vor Augen zu halten, und eine wirkliche Feiertagsstimmung überkam sie, wenn sie, beginnend mit der vierten Seite, die Annoncen durchstudierte.

Freimuts neueste Fettheringe, Juhnkes billigste Seife interessierten sie ebenso wie die Ankündigung eines Besitzers, daß er Stute und Fohlen abzugeben habe.

Hatte da der Inseratenteil mit den schönen, großen, leichtleserlichen Buchstaben sein Ende erreicht, so kam ein kleiner Druck, überschrieben „Bewegung der Bevölkerung“.

Daß der Schuster Mielke, 70 1/4 Jahre alt, gestorben war, daß der Anna, Augusta, Wilhelmine, verehelichten Mantey eine Tochter geboren war, die in der Taufe die Namen Josepha, Klotilde, Eulalia empfangen hatte, das noch einmal schwarz auf weiß zu sehen, machte Gitel ein unaussprechliches Vergnügen, wenn ihr auch diese Lektüre wegen der Kleinheit der Schrift einige Schwierigkeiten bereitete.

Gewöhnlich kam sie mit der Bewegung der Bevölkerung nicht zu Ende. Bald tanzten vor ihren Augen Anna, Josepha, Schuster, Eulalia, 70 1/4 durcheinander, das Zeitungsblatt entglitt den schlaff herabsinkenden Händen, und ein gelindes Schnarchen zeigte dem „verhörenden“ Wolf an, daß seine Gitel ihr Schabbeßschläfchen machte.

So war es auch heute gewesen, als Gitel nach halbstündigem Schlummer die Aufforderung ihres Wolf hörte, mit ihm in die Anlagen zu gehen.

Spazierengehen war Wolf Arons Sache sonst nicht. Das überließ er den K'zinim[1]), die die Woche über hinterm Ladentisch, in Kontor und Speicher herumsaßen und -standen. Er ging ja jede Woche fünf ganze und einen halben Tag spazieren.

[1]) Reichen.

Wir verstehen darum den verwunderten Blick, den Gitel ihrem Wolf zuwarf.

Aber wie sah Wolf heute aus? —

So etwas Feierliches lag in seinem Wesen, wie sie es an ihm sonst nicht gesehen hatte.

Und hatte er nicht? —

Ja richtig, er hatte doch eben „mein Kind" und „Gitelleben" zu ihr gesagt? —

Solche zärtlichen Anwandlungen waren doch dem etwas barsch veranlagten Manne sonst nicht eigen.

Hatte sie „Gitelleben" nicht schon einmal in ihrem Leben zu hören bekommen? — Wann war dieses Wort doch schon an ihr Ohr gedrungen? —

In die Anlagen gehn? —

Richtig, nun hatte sie's.

Vor Jahren hatte er sie so genannt, dort in den Anlagen, als sie noch ein Liebespaar gewesen. —

Und so sah ihr Wolf ja wohl auch heute wieder aus? — Ein Schimmer von tiefinnerstem Glück lag auf dem Antlitz des sonst so ernsten, unter harter Arbeit und Entbehrungen rauh und wortkarg gewordenen Mannes.

Und da saßen die zwei denn heute wieder in den Anlagen, und Wolf erzählte seiner Gitel von den schönen Worten, die in dem Szidder stünden, deren Erkenntnis ihm heute durch ihr „Moritzleben" erschlossen worden, und dabei faßte er Gitel an die Hand, und beide schauten beglückt hinein in den blühenden Mai und sprachen von der Zukunft ihres Moritz und sahen nichts von den K'zinim[1]), die im Sabbatputz an ihnen vorübergingen.

Und abends, als sie heimkamen, sagte Wolf mit zärtlichem Tone:

„Geh, Moritz, lein[2]) uns noch emol vor, was de in de Woch beim Lehrer gelernt hoſt!"

Und Moritz las und übersetzte, und vor ihm standen Wolf und Gitel mit seliger Miene, und als er geendigt, da tuschelten die beiden miteinander, und Gitel zog die

[1]) Reichen.
[2]) lies.

Schublade der Kommode auf, wo das Geld aufbewahrt wurde, und drückte ihrem Wolf etwas in die Hand, und Wolf ging eiligen Schrittes zur Tür hinaus, um bald mit einem Kuhkäse wiederzukommen, den er eingeschlagen in ein grünes Kohlblatt auf der flachen Hand trug und eben von einem Nachbarn erstanden hatte.

Und Moritz mußte diese seltene Delikatesse zu seinem Brote aufessen, und Vater und Mutter standen vor ihm und weideten sich am Anblick ihres Einzigen, der ihnen heute trotz seines guten menschlichen Appetits wie ein höheres Wesen vorkam.

Und abends spät, als Gitel und Moritz schon in tiefem Schlafe lagen, da trat Wolf ans Bett des Knaben, legte die beiseite geschobene Bettdecke zurecht und strich über das schwarze Haar des Knaben und murmelte Worte der Zärtlichkeit und des Segens.

Früh mit der Sonne stand Wolf Aron am nächsten Morgen auf. Auch Gitel erhob sich von ihrem Lager, und beide hantierten geräuschlos im Stübchen umher, um Moritz nicht aus dem Schlafe zu wecken.

Während ein kleines Feuer im Kamin den Morgenkaffee kochte, legte Wolf Tefillin[1]) und verrichtete sein Morgengebet. Dann wurde der Packen zurechtgemacht. In dem umfangreichen Sacke wurden mehrere Pakete von verschiedener Größe zurechtgelegt, alles Besorgungen für Landleute, die die Handelsverbindung mit dem Hausierer benutzten, um sich Gegenstände des täglichen Bedarfs, die auf dem Lande nicht zu haben waren, in der Stadt einkaufen zu lassen.

Die T'fillin und der Sziddur wurden, nachdem sie mit Andacht an die Lippen gedrückt worden waren, in einer eigens für sie bestimmten Ecke des Sackes untergebracht. Zum Schluß kam ein kleiner Kupferkessel in den Sack hinein, der es dem Manne ermöglichen sollte, ohne Verletzung der Speisegesetze auch einmal etwas Warmes zu genießen.

---

[1]) Gebetriemen.

Der Sack wurde auf den Rücken geworfen, und ein wuchtiger Stock mit gebogener Krücke und scharfer eiserner Zwinge in die Hand genommen. Noch einmal trat Wolf an das Bett des schlafenden Moritz, strich ihm über das Haar und wünschte leise:

„Blab gesünd!"

Den gleichen Wunsch bekam Gitel und erwiderte ihn mit den Worten:

„Dü auch! Mach gutte Geschäfte!"

Und hinaus ging's in den jungen Morgen.

Wolf Aron auf der Medine und was er vom Bauern Zielmer lernte.

Wie war doch heute der Morgen so schön! Merkwürdig! Hatten denn sonst nicht die Tautropfen an den Gräsern geglänzt, daß sie Wolf Aron erst heute wahrnahm mit ihrem blauen, grünen und gelblichen Scheine, gleichwie an den Ohrgehängen der Frau Parneß[1]) Linder!

Und hatten die Vögel denn nicht sonst auch gesungen, daß es einem nur so ins Herz drang und da drinnen mit ihnen um die Wette jubilierte, noch schöner, als wenn Mosche Seelig Maftir[2]) sagte!

Und wie schön sich's unter den Chausseebäumen dahinschritt mit ihrem zarten jungen Grün, das doch schon einige Zeit auf den Zweigen sitzen mußte.

Wie merkwürdig, daß er das alles erst heute in sich aufnahm! —

So ließ die Freudigkeit des gestrigen Tages noch ihre Weisen in ihm nachhallen.

Da klang von der Hügelkette zu seiner Linken ein munterer Gesang an sein Ohr. Ein Wanderbursche zog da oben seine Straße.

Sonst bekümmerte sich Wolf Aron nicht um derlei Leute und ihre Vergnügungen, heute aber fand die Lust

1) Vorsteher.
2) Haftara-Prophetenabschnitt.

in ihm einen Widerhall, und er folgte aufmerksam von Anfang bis zu Ende der übermütigen Weise.

Fahrende Gesellen sind
Voller Lust und Freuden,
Um die Nase spielt der Wind
Auf der grünen Heiden.

König trägt gar viele Ehr',
Trägt auch viele Sorgen;
Ist des Reiches Beutel leer,
Muß der Kanzler borgen.

Bin gewiß ein armer Wicht,
Will darob nicht rechten;
Hab' ich keinen Heller nicht,
Brauch' ich nur zu fechten.

Schöner ist's im grünen Hag
Als auf Königs Schlosse,
Lust'ger klingt der Vöglein Schlag
Auch nicht hoch zu Rosse.

In der Quelle fließt ein Wein,
Klarer als in Flaschen;
Euch schmeckt's von der Tafel fein,
Mir schmeckt's aus den Taschen.

Lieben ist ein eigen Ding,
So mit Lust im Maien;
Steckt am Finger erst der Ring,
Sitzt man fest zu zweien.

Drum leb' wohl, mein Liebchen traut,
Heirat' einen andern!
Wenn der Storch am Neste baut,
Muß der Bursche wandern.

Lustig geht's bergauf, bergab,
Bis es kommt zum Sterben.
Find' ich auf der Heid' mein Grab,
Lachen keine Erben.

Wie wunderlich! Er, der sonst das Leben so schwer nahm, der an jedem Morgen sich sorgte, wie er den Bedarf für seine Famlie herbeischaffe, der oftmals des Tages überschlug, welche Ausgaben die kommende Woche bringen würde; der bei jedem geringen Vorkommnis um Weib und Kind bangte, er war heute so ein ganz anderer, daß er für das Stückchen Sorglosigkeit und Leichtsinn da oben auf dem Hügel sogar Verständnis fand und bei den lustigen Stellen des Liedes vergnügt vor sich hinlächelte.

Diesmal kam ihm der Weg nach Riesnitz so kurz vor, daß er erstaunt zu den ersten Häusern herunterblickte, die da im Grunde zu seinen Füßen lagen. War ihm doch, als wenn durch einen Zauber das Dorf der Stadt nahegerückt wäre.

Da ging es nun von Haus zu Haus, von Gehöft zu Gehöft. Die Vordertüren der Häuser waren ausnahmslos fest verschlossen, und Wolf Aron mußte über den Hof ins Haus gehen, wobei ihm die Hofhunde einen übeln Empfang bereiteten und nur durch den Krückstock von Tätlichkeiten zurückgehalten werden konnten.

Manche Häuser ließ Wolf Aron liegen. Jahrelange Erfahrung hatte ihn gelehrt, daß sich mit den Inhabern keine Geschäfte machen ließen.

Vorsichtig mied er den Gutshof, seitdem ihm der Gutsherr ohne Umschweife gesagt hatte, daß er mit Juden nicht zu tun haben wolle.

Damit meinte der Gutsherr allerdings nicht alle Juden, sondern nur die Kleinen, die Hausierer, an denen man ungestraft sein ritterliches Mütchen kühlen konnte.

Geschäfte mit Moses Abramczik in der Stadt verschmähte er nicht; man sah seinen Wagen oft genug vor dessen Hause halten, und hier soll der Gutsherr je nach der Höhe der Summe, die er zu borgen versuchte, in größerem oder geringerem Umfange sein menschen- und judenfreundliches Herz offenbart haben.

Aber ein Hausierer war und blieb ein armer Teufel, auf den man keinerlei Rücksichten zu nehmen brauchte.

Da und dort wohnte im Dorfe auch ein Bauer, den Wolf Aron einen guten „Go“[1]) nannte und dessen Grundstück er mit einer Art Freundschaftsgefühl betrat.

Freilich, diese Leute hielten sich den armen Juden nicht vom Leibe, der in seinem ganzen Aufzuge allerdings wenig einladend aussah, hatten vielmehr in jahrzehntelangem Umgange erkannt, daß so ein Hausierer zwar ein armer Kerl war, der nicht mehr sein eigen nannte als die paar Groschen, die er zum Handel mit sich führte und die nicht selten noch von einem wohlhabenden Glaubensgenossen geliehen waren, daß er aber sonst ein Mensch war wie sie, mit menschlichen Schwächen und Vorzügen, wenn auch diese beim Bauern und beim Juden meist auf verschiedenen Seiten des Charakters zu finden waren.

„Jud“ nannten sie ihn auch. Aber mit dieser Bezeichnung verbanden sie nicht den Begriff des Verächtlichen, Minderwertigen wie der Gutsherr.

Im allgemeinen war das Verhältnis zwischen Wolf Aron und den Bauern ein gutes und entbehrte nicht einer gewissen Vertraulichkeit, was schon in dem „Du“, das zwischen ihnen üblich war, zum Ausdruck kam.

Zu einzelnen stand Wolf Aron in einer Art von freundschaftlichem Verhältnis. Man bewahrte die Ware für ihn auf, zeigte ihm das neugeborene Vieh und erzählte ihm von freudigen und traurigen Erlebnissen.

Die Ausbeute war in diesem Dorfe nur gering. Im letzten Hause hatte Wolf Aron eins seiner Pakete abzuliefern. Hier wurde er wie ein alter Bekannter mit Freundlichkeit empfangen. Die Frau des Hauses, die gerade Viehfutter durcheinandermengte, trocknete an der Schürze flüchtig die Hand, um sie Wolf zu reichen.

Auf die Frage nach den Kindern wurden die beiden jüngsten herbeigerufen. Die Mutter fuhr ihnen mit dem Rücken der Hand über Nase und Oberlippe, welcher

---

[1]) Goj = Nichtjude.

Reinigungsprozeß immer nur zu Ehren eines Gastes vorgenommen wurde, dann mußten auch sie dem Gaste die Hand reichen, was sie schüchtern, mit abgewandtem Gesichte taten.

Während dieser Begrüßung erschien auch der Hausherr und forderte Wolf auf, seinen Packen abzulegen.

Die Frage, ob nichts zu handeln sei, verneinte der Bauer, und Wolf zählte auch hier nicht wie anderswo die einzelnen, in Betracht kommenden Handelsartikel auf, um das Gedächtnis des Verkäufers aufzufrischen, denn er wußte, hier bewahrte man alles getreulich für ihn auf.

Der Verneinung folgte die Aufforderung des Bauern an die Hausfrau:

„Mutte, bring Wulfen e Bitz Bottebrot!"

Nachdem Wolf mit Butter und Brot seinen guten Appetit befriedigt und sich so für den Mittag versorgt hatte, ging's einem andern Dorfe zu.

In jener Gegend liegen die Dörfer weit voneinander entfernt, und Wolf hatte einen Weg von drei Stunden zu machen.

In dem nächsten Dorfe hatte Wolf mehr Glück. Gleich in einem der ersten Häuser erstand er zu mäßigem Preise zwei Schaffelle, von denen er sich guten Gewinn versprach. Weiterhin erhandelte er einige Honigwaben, zu deren Transport ihm der Bauer einen leeren Bienenkorb lieh. Kunstgerecht wurde diese Last mit Stricken an dem oberen Ende des Sackes befestigt und so getragen, daß sie vor dem Körper herunterhing.

Inzwischen war es Zeit geworden, sich nach einem Nachtquartier umzusehen.

Der Bauer Ziesmer war ein guter Go[1]) und würde ihm ein solches wohl nicht leicht abschlagen. Die Frau hielt er für minder gut; es galt daher, dem Manne zuerst zu begegnen. Vorsichtig guckte er durch eine Ritze des Bretterzaunes, ob dieser vielleicht auf dem Hofe sei. Da hörte er Tritte hinter sich; es war der Bauer, der gerade vom Felde kam.

---

[1]) Goj = Nichtjude.

Seine Bitte wurde gewährt, und er betrat mit dem Bauern die Küche, in der die Bäuerin von einem mächtigen Laibe Brot große Stullen schnitt.

„Wulf blift bi us Nacht!“ kündigte der Bauer lakonisch seiner Frau an, die sich in ihrer Beschäftigung nicht stören ließ und nur etwas mürrisch sagte:

„Denn kast uk[1]) e Bund Stroh runnehaule!“

Der Bauer ging in die Scheune und kam bald mit einem Bund Stroh zurück, das er in der geräumigen Küche zu Boden warf.

Nachdem sich die Bäuerin allmählich an den Gedanken gewöhnt hatte, einen ungebetenen Gast zu beherbergen, wurde sie auch freundlicher. Sie fragte Wolf, ob er etwas essen wolle. Wolf bat um ein wenig Milch. Die Bäuerin kannte schon die Gepflogenheit des Mannes und sagte, er solle nur seinen Kessel hervorholen. In den Kupferkessel wurde nun ein ansehnliches Maß Milch gegossen, Wolf goß noch ein Maß Wasser dazu, schüttete aus einer Düte mitgebrachten Reis hinein, setzte den Kessel auf den Herd und freute sich im voraus auf das Mahl. Als die Suppe fertig war, ließ er sie in dem Kessel abkühlen und löffelte sie, am Herde stehend, langsam mit Behagen aus. Die Bäuerin schüttete ihm auf einen Napf einige Pellkartoffeln aus dem großen Topf dazu, stellte Brot und Butter auf den Küchentisch, und Wolf Aron hatte den Wunsch, daß es seiner Gitel und seinem Moritz daheim ebenso gut gehen und schmecken möchte wie ihm.

Nach dem Essen saßen Ziesmer und Wolf Aron in der geräumigen Wohnstube einander gegenüber und rauchten ihre Pfeifen.

Das Gespräch drehte sich um die den beiden Männern nächstliegenden Dinge. Ob die Saat bei der Stadt oder im Nachbardorfe auch so hoch sei wie hier am Orte, ob Wolf dort auch eine so ausgedehnte Raupenplage bemerkt habe, was Fuhrmann Meiers Pferd mache, oder ob der rechte Hinterfuß immer noch geschwollen sei. Bei dem letzten Thema wurde etwas verweilt. Der Bauer meinte, das

[1]) Kannst auch.

Pferd wäre längst gesund, wenn der Fuhrmann nur das von ihm empfohlene Mittel benutzt und das Pferd mit dem kranken Bein in nassen Lehm gestellt hätte, der aber bei zunehmendem Monde um Mitternacht ohne jeden Laut vom Lehmberge geholt werden müsse. Der Fuhrmann Meier wäre so ein Kluger, der meine, der nasse Lehm mache es allein. Das sei aber nicht der Fall. Er, der Bauer, hätte das Mittel bei seinen Pferden immer mit bestem Erfolge angewendet. Aber die Hauptsache sei nicht der Lehm, sondern der zunehmende Mond und die Mitternacht und das Schweigen.

Gläubig hörte Wolf zu. Er wolle es dem Fuhrmann Meier noch einmal sagen; es werde aber nicht viel helfen, denn Meier sei so ein „Aufgeklärter".

Das brachte den Bauern auf die Religion. Wenn er auf dieses Thema kam, fand er so leicht kein Ende.

Wolf Aron war dieser Gesprächsstoff sonst unangenehm gewesen. Der Bauer war dem Juden hinsichtlich des religiösen Wissens überlegen. Er kannte nicht nur seine Bibel und wußte Beispiele, Gleichnisse und Sprüche geschickt anzuwenden. Die Lektüre von Missions- und Sonntagsblättern, Traktätlein und ähnlichen Schriften hatten den Mann zu einem geschickten Verfechter seines religiösen Bekenntnisses gemacht.

Er wußte zwar auch Lobenswertes vom Judentum und sprach mit Hochachtung vom alten Testament, aber nach dem bekannten Rezept, daß natürlich das Judentum die Vorstufe, das Christentum aber die Erfüllung sei. Dabei verband sich in seinem Kopfe Religiöses mit allerlei Wundergläubigem und Mystischem, wie man's bei Landleuten noch häufig findet.

Wolf Aron wußte alledem nichts entgegenzusetzen. Nicht daß die Ausführungen des Bauern ihn in irgendeinem Punkte überzeugt oder gar in seinem bißchen Judentum wankend gemacht hätten. Das wollte der Bauer auch garnicht, und nichts lag ihm ferner als die Absicht, den Juden seinem Glauben abwendig zu machen. Es war ihm nur eine Genugtuung, die Überlegenheit

seines Christentums nachzuweisen, und er befriedigte damit zugleich seine Lust am Debattieren.

Wolf Aron hatte sonst schweigend den Ausführungen des Bauern zugehört. Das Wissen und die Belesenheit des Bauern bedrückten ihn. Dazu kam seine eigene Ungewandtheit in der Sprache, die ihm bisher nur den Ausdruck für sein einförmiges Geschäft und für die alltäglichsten Dinge des Lebens zu liefern hatte. Die einzige Äußerung, die er den Worten des Bauern entgegenzusetzen wußte, war gewöhnlich das abschließende Urteil:

„Dat djift gaude u schlechte Djude, un dat djift uk gaude u schlechte Tschristen."

Gegen dieses Urteil pflegte auch der Bauer Ziesmer nichts einzuwenden, und so waren denn die beiden Männer zum Schlusse immer wieder zu einer Uebereinstimmung gekommen.

Diesmal hatte Wolf Aron dem religiösen Gesprächsthema mit einer gewissen Erwartung entgegengesehen. Die Freude an den von seinem Sohne vernommenen Worten war immer noch lebendig, und es drängte ihn, dieser Empfindung irgendwie Ausdruck zu geben, wozu ihm nach der Trennung von Gitel und Moritz noch keine Gelegenheit geworden war. Auch glaubte er dem Stolze des Bauern auf sein Christentum endlich etwas Gleichwertiges entgegensetzen zu können. Darum hörte Wolf die Ausführungen Ziesmers heute mit einer gewissen Ungeduld an.

Ziesmer erzählte, wie einem Bauern des Nachbardorfes, der lange nicht das Abendmahl genommen habe, neulich, als er nachts durch den dunkeln Wald fahren mußte, sein Pferd scheu geworden und gestürzt sei, und in demselben Augenblicke sei eine große Eule über des Pferdes Kopf in den Wald geflogen.

Danach erzählte er eine andere Geschichte, wie der Schäfer in Pritzwalde die Tochter eines Bauern aus einem fernen Dorfe, die jahrelang gelähmt gewesen, durch Streichen über die kranke Stelle und durch Herbeten von

Sprüchen im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes gesund gemacht habe.

Auch aus seiner eigenen Familie wußte er von einer wunderbaren Heilung zu erzählen: Wie sich seine Frau vor Jahren eine Geschwulst am Arm, die aller ärztlichen Kunst getrotzt hätte, nur dadurch wegzubringen vermocht habe, daß sie beim Vollmond mit der Hand einer im Dorfe befindlichen Leiche dreimal um die kranke Stelle gefahren sei.

Diese Erzählungen wurden mit großer Ausführlichkeit vorgetragen und boten Wolf keinen geeigneten Anhaltspunkt, sein Erlebnis zu erzählen, und weil er mittlerweile müde geworden war, so machte er Anstalten, sich sein Nachtquartier herzurichten. Er holte das Bund Stroh aus der Küche, knotete das Band auf und breitete das Stroh aus. Der Bauer brachte zwei Pferdedecken herbei, von denen die eine als Deckbett, die andere als Kopfkissen benutzt werden sollte.

Als Wolf Aron mit seinem Sziddur ans Fenster trat, um sein Nachtgebet zu sprechen, nahm der Bauer die Pfeife aus dem Munde, zog die Mütze ab und ermahnte die Kinder, die in der Küche laut waren, mit den Worten zur Ruhe:

„Wulf bät't."

Sofort trat nebenan vollkommene Stille ein.

Als Wolf das Gebetbuch, nachdem er es mit den Lippen berührt hatte, zur Seite legen wollte, erbat sich der Bauer die Erlaubnis, einmal in das Buch hineinsehen zu dürfen.

Während er in dem Buche blätterte, guckte ein flachsblonder Mädchenkopf durch die Tür herein, um gleich wieder zu verschwinden. Man hörte draußen die fröhlichen Worte:

„Wulf bät't nich mehr," worauf der Lärm in der Küche wieder begann.

Der Bauer schüttelte den Kopf, um damit auszudrücken, daß er nichts von dem Inhalt verstünde. Als er aber halblaut vor sich hinsprach: „Wä dat woll verstaue kunn!" hielt Wolf Aron den Augenblick geeignet,

dem Bauern sein Erlebnis zu erzählen, und leitete die Erzählung mit den Worten ein: „Mi Jung versteiht dat.“ Und erzählte von dem Lehrer, der gut deutsch und gut jüdisch könne, und von seinem Jungen, der dem Lehrer die ganze Weisheit abgelauscht und nach Hause mitgebracht hätte.

Damit der Bauer aber nicht glaube, Wolf rede das nur so hin, um seinen Moritz und seine Religion vor ihm herauszustreichen, schlug er den Szidbur auf, wies auf die Stelle, wo mit großen Buchstaben das Sch'ma stand, und zitierte in gutem Hochdeutsch, wie er es von Moritz gehört hatte:

„Höre, Israel, der Ewige, unser Gott, ist ein einziger Gott.

Und lieben sollst du den Ewigen, deinen Gott, mit ganzem Herzen, aus voller Seele und mit aller Kraft!“

Siegesgewiß schaute Wolf jetzt den Bauern an. Hatte er dem Manne doch bewiesen, daß seine Religion nicht so etwas Rückständiges und Minderwertiges sei, wie dieser immer geglaubt hatte.

Der Bauer betrachtete kopfschüttelnd die hebräischen Buchstaben:

„I, da schlaug ener lang hen! Dat schall dat bedüden?“

„Dat u no väl mehr!“ sagte mit gehobener Stimme Wolf.

„Segg mi dat no emal vör!“ forderte der Bauer Wolf auf.

Wolf wunderte sich nicht über das Verlangen, hatte er diese Worte von seinem Moritz doch immerfort hören wollen. Als er wieder mit den Worten fertig war, sagte der Bauer:

„I wat! Dat steiht jo in use Bibel binne!“

Ungläubig lächelte Wolf statt aller Antwort.

Aber der Bauer ging in die andere Stube, kam mit der großen, in Leder gebundenen Bibel wieder, blätterte ein wenig und las laut:

„Höre, Israel, der Herr, unser Gott, ist ein einiger Herr.

Und du sollst den Herrn, deinen Gott, lieb haben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allem Vermögen.

Und diese Worte, die ich dir heute gebiete, sollst du zu Herzen nehmen;

Und du sollst sie deinen Kindern einschärfen und davon reden, wenn du in deinem Hause sitzest, oder auf dem Wege gehest, wenn du dich niederlegest, oder aufstehest;

Und du sollst sie binden zum Zeichen auf deine Hand, und sollen dir ein Denkmal vor deinen Augen sein;

Und sollst sie über deines Hauses Pfosten schreiben und an die Tore."

Wolf kannte die deutschen Schriftzeichen nicht und hörte mit wachsendem Staunen zu. War er noch ein wenig mißtrauisch gewesen, solange der Bauer nur die vorher von ihm zitierten Worte las, so wich jeder Zweifel, als er auch die andern von Moritz gehörten Worte vernahm.

Ja, es war sicher, die Worte standen da in der christlichen Bibel drin.

Jetzt triumphierte der Bauer, und als er die Bibel schloß, sagte er:

„Na ja, Wulf, Du büst no e Djud; awer wat Din Jung is, de is al en halwer Tschrist!"

Da stand der arme Hausierer wie vom Donner gerührt und starrte immer nach demselben Punkte zum Fenster hinaus, wo gerade die Sonne im Westen untersank.

Er gab dem Bauern auch auf keine seiner Fragen mehr Antwort, und der Bauer sagte gute Nacht und ging in die andere Stube, aus der bald der Nachtgesang der Familie drang:

Nun ruhen alle Wälder,
Vieh, Menschen, Städt' und Felder,
Es schläft die ganze Welt;
Ihr aber, meine Sinnen,
Auf, auf, ihr sollt beginnen,
Was Eurem Schöpfer wohlgefällt.

Der Tag ist nun vergangen,
Die güldnen Sternlein prangen
Am blauen Himmelssaal;
Also werd' ich auch stehen,
Wenn mich wird heißen gehen
Mein Gott aus diesem Jammertal.

(Paul Gerhardt.)

Da lag nun Wolf Aron auf seinem dürftigen Lager noch immer wie betäubt von dem Gehörten.

„Du büst no e Jud, awer wat din Jung is, de is al en halwer Tschrist!"

Er sei noch ein Jude, aber sein Moritz sei schon ein halber Christ!

Das also war das Streben der Neuerer und Aufgeklärten, die Jugend so ganz allmählich, ohne daß man es merkte, zum Christentum hinüberzuführen! Und darüber hatte er noch große Freude empfunden, hatte seinen Sohn als etwas Besonderes und Auserwähltes betrachtet, und erst dieser Bauer mußte ihm die Augen öffnen! Da hatte Joschke Fenster doch recht, der nichts von dem Lehrer und seiner Wissenschaft hielt und die neue Art als „goschkedig"[1]) bezeichnete! Heute hatte es ihm der Bauer ja schwarz auf weiß bewiesen, daß Joschke Fenster recht habe!

Und zu so schmählichem Treiben sollte er seinen Moritz hergeben!

Ein feindseliges Gefühl stieg in ihm auf gegen alle Männer, die bei dieser Neuerung beteiligt waren:

Gegen den Vorsteher, dem er nicht mehr hätte trauen müssen, seitdem ihm zu Ohren gekommen war,

---

[1]) unjüdisch.

daß der Mann es mit der Sabbatheiligung nicht mehr genau nehme und die Kunden am Sabbat „hintenrum" bediene. Er hatte das mit seinem harmlosen Gemüt nicht glauben wollen. Jetzt traute er dem Manne alles zu. Gegen den Lehrer, der ihm jetzt in seinem kurzen Röckchen, mit dem unbedeckten Kopfe und dem rasierten Gesicht als das Bild religiösen Leichtsinns erschien.

Der Chasen[1]) mit dem langen Rock, dem Sammetkäppchen auf dem Haar, das in hübschen Ringellocken über die Schläfe hing, der alte Chasen, an dem er früher so manches auszusetzen hatte, war ihm noch nie so verehrungswürdig erschienen wie heute.

Joschke Fenster hatte einst ein Bild von alten, berühmten R'bonim[2]) einrahmen müssen, die auch eine ähnliche Tracht hatten, alle Käppchen auf dem Kopfe, Ringellöckchen an den Schläfen und lange Röcke wie der Chasen. Und das waren ja wohl alles Männer, die für ihr Judentum gelebt und gelitten hatten.

Gewiß, der Chasen war auch so ein Märtyrer, der für sein Judentum büßen mußte. Nicht mehr mit dem Leben wie in früherer Zeit, und nicht von den Gojim[3]) wie vor Jahrhunderten.

Der Vorstand und die K'zinim[4]) hatten ihm das Judentum unmerklich aus den Händen gewunden.

Heute ging die Abtrünnigkeit von der Gemeinde aus, und heute kam es nicht zum Blutvergießen; heute machte man das einfacher, mit geringerem Aufsehen: Man verschrieb sich so einen Lehrer aus der Großstadt, wo alles „geschmadt"[5]) sei, oder so gut wie geschmadt, und in fünfzig Jahren, wenn das alte Geschlecht ausgestorben wäre, ging alles in die „Tiffle"[6]).

Ein feindseliges Gefühl beschlich ihn auch gegen seinen Jungen, der sonst sein ein und alles war.

So verging eine Stunde der Nacht nach der andern,

---

[1]) Vorbeter.
[2]) Rabbinern.
[3]) Nichtjuden.
[4]) Reichen.
[5]) getauft.
[6]) Kirche.

Wolf Aron suchte den Schlaf nicht und warf sich unruhig hin und her. Draußen hatte sich ein Wind erhoben und rüttelte an den Fenstern. Schwere Tropfen fielen auf die Scheiben. Das war so das rechte Wetter für sein Gemüt. Es wäre ihm Linderung gewesen, bei diesem Unwetter in die rabenschwarze Nacht hinauszustürmen, und er fühlte, wie die nassen Tropfen seine fiebernde Stirn kühlen würden. Doch die Rücksicht auf den Bauern hielt ihn auf seinem Lager fest, und das friedliche Schnarchen, das durch die geschlossene Tür drang, zeigte ihm an, daß weder das Unwetter noch schwere Gedanken den Landmann in seinem Schlafe störten.

Der Regen hörte auf. Schon drang bleifahles Morgenlicht durch die unbedeckten Fenster. Vom Stalle her scholl der erste Hahnenschrei. Da überkam ihn ein Halbschlummer, und im Traume verdichteten sich die schweren Gedanken zu Bildern, so fürchterlich, wie er sie im Wachen nicht hätte ersinnen können.

Er ging an der geöffneten Kirchentür vorbei. Da stand der Bauer drin; in der einen Hand hatte er den Szidbur[1]), in der andern das Taufbecken, und auf die Tür zu schritt sein Moritz. Oder war es doch nicht sein Moritz, denn er trug Peieß[2]) und einen langen Rock? — Da will er auf ihn zueilen, aber es hindert ihn etwas, das ihm zu Füßen liegt; und als er näher zusieht, da ist es Gitel, die mit geschlossenen Augen und leichenfahlem Gesichte daliegt.

Da wacht Wolf auf von einem Geräusch an der Tür und fährt in die Höhe. An der Tür sieht er im Nachtgewande den Bauern stehen, der ihn fragt:

„Is di wat, Wulf, du häst so jimmerlich schrigge?“

Im Trauerhause.

Früh wanderte Wolf Aron aus dem Quartier. Er fühlte eine Dumpfheit und Benommenheit im Kopfe und war an allen Gliedern wie zerschlagen.

---

[1]) Gebetbuch.
[2]) Ringellöckchen an den Schläfen.

Der kühle Morgenwind tat ihm wohl. Aber die trüben Gedanken wollten nicht von ihm weichen. Die Sonne stieg über dem nahen Kiefernwald empor, und es glitzerte und blitzte noch schöner als gestern von den Gräsern und Wiesenblumen; aber Wolf sah es nicht.

Die Vöglein auf den nahen Bäumen pluderten ihr naß gewordenes Gefieder auf, ließen es von der Sonne trocknen und sangen dazu ihre Lieder, so schön, wie sie nur an einem Maimorgen zu singen pflegen. Wolf hörte es nicht.

Hier und da betrat er eins der ausgebauten Gehöfte, und der Sack begann sich zu füllen. Allein es machte ihm keine Freude wie sonst.

Den ganzen Tag aß er nicht, bis ihn Hunger und Ermattung am Nachmittage nötigte, sich in Kramse nach einem Quartier umzusehen. Da stand er auch schon vor dem Gehöft des Bauern Schröder, bei dem er oft Unterkunft gefunden hatte.

Zu seiner Verwunderung bemerkte er einige bespannte Wagen vor dem Hause, wie sie die Bauern zu Besuchsreisen und anderen feierlichen Gelegenheiten benutzten. Die vordere Haustür stand offen, und Wolf sah Gäste kommen und gehen.

Er erkundigte sich bei einem Bekannten, was es im Hause gebe, und erfuhr, daß dem Bauern eine dreizehnjährige Tochter nach kurzem Krankenlager gestorben und heute begraben sei.

Wolf warf seinen Packen im geräumigen Hausflur ab und betrat die Wohnstube, um der Bauernfamilie seine Teilnahme zu bekunden. Er fand den Bauern inmitten einer großen Zahl von Gästen an einer langen, festlich gedeckten Tafel sitzen. Aufgehäufte Teller mit Kuchen standen auf den Tischen. Die weiblichen Familienmitglieder und Dienstboten, unterstützt von befreundeten Frauen und Mädchen, trugen große Kannen mit Kaffee und buntbemalte Tassen auf.

Wolf drückte mit einigen verlegenen Worten dem Bauern und seiner Frau seine Teilnahme aus und wollte wieder davongehen, wurde aber sehr freundlich

genötigt, an der Tafel Platz zu nehmen. Auf seine Einwendung, er müsse sich noch nach einem Nachtquartier umsehen, fragte ihn der Bauer, ob er denn nicht bei ihm übernachten wolle. Wenn es ihm der Gäste wegen zu spät werden sollte, so könne er ja auf dem Heuboden schlafen.

Wolf fühlte sich zu abgemattet, um nicht die Einladung anzunehmen, obgleich ihm das festliche Treiben, bei dem nichts mehr an die traurige Veranlassung dazu erinnerte, in seiner jetzigen Stimmung nicht behagte.

Gäste kamen und gingen; alle wurden bewirtet, und die Neuankommenden nahmen ohne weiteres an der Tafel Platz, erhielten eine reine Tasse und ließen sich's wohlschmecken.

Dazu tummelten sich viele Kinder um die Tafel herum und standen immer nur still, wenn sie sich ein neues Stück Kuchen von den Tellern herunterholten.

Ein Teller Kuchen nach dem andern verschwand, und immer neuer Vorrat wurde hereingetragen.

Wolf verließ bald die Stube, um sich noch bei Tageslicht sein Lager auf dem Heuboden zurechtzumachen, denn Licht durfte dahin nicht mitgenommen werden. Er stieg mittels schwanker Leiter auf den über den Ställen befindlichen geräumigen Heuboden, machte sich im Heu sein Lager zurecht, orientierte sich auch genau, um in der Dunkelheit das Lager wiederzufinden, und stieg wieder hinab.

Das aus dem Hause dringende Stimmengewirr wurde immer lebhafter und veranlaßte Wolf, auf die Felder hinauszugehen. Hier zog er seinen Sziddur aus der Tasche und betete sein Abendgebet. Ueber das Sch'ma ging er schnell hinweg; die Worte waren ihm verleidet.

Als Wolf zurückkam, saßen die Gäste beim Abendbrot. Die Schnapsflasche machte die Runde, und an einem Fasse Bier stand der erwachsene Sohn des Bauern und hatte ständig den Krahn in der Hand, um die ihm reichlich zugetragenen Gläser zu füllen.

Die Stimmung stieg von Minute zu Minute. Die

Gesichter einzelner Gäste glühten rot. Hier und da unterhielt man sich mit immer lauter werdender Stimme. Ab und zu schlug eine Faust auf den Tisch.

Wolf stieg auf den Heuboden und suchte sein Lager auf. Die Müdigkeit nach der durchwachten Nacht wiegte ihn in den Schlaf, aus dem er bald wieder durch lauten Lärm geweckt wurde.

Schimpfworte klangen aus der Bauernstube zu ihm herauf. Ein Tumult hub an, und das Zertrümmern von Gläsern, das Aufschlagen von Stöcken und laute Kampf- und Weherufe zeigten ihm an, welch ein Ende die Leichenfeier genommen hatte.

Allmählich wurde es wieder ruhiger, man hörte das Geräusch eilig davonfahrender Wagen.

So also würde es nach seinem Tode auch zugehen! Nicht weihevolles Kaddischgebet[1]), nicht siebentägige Trauer mit zu Boden gesenktem Leibe, nicht wehmutsvolles Gedenken und tägliches Gebet, wie er gehofft!

Nein Schmausen und Prügelei, gerade wie da unten!

Was Wolf Aron auf dem Heimwege erfuhr.

Früh am Morgen machte sich Wolf Aron auf den Heimweg, weil am Abend das Schowuaußfest[2]) beginnen sollte. Hatte er sich sonst schon den ganzen Heimweg auf die Familie und das kommende Fest gefreut, heute ging er niedergeschlagen seines Weges. Was konnte ihm seine Familie und das Fest noch bieten!

Immer klangen ihm die Worte des Bauern durch den Sinn:

„Du büst no e Jud, awer wat din Jung is, de is al en halwer Tschrist!"

Da gesellte sich, als er durch das letzte Dorf marschierte, ein anderer Hausierer ihm zu. Abram Leiser war ein jüngerer Mann, Mitte der Zwanziger, der mit

---

[1]) Gebet für Leidtragende.
[2]) Fest der Gesetzgebung.

Kurzwaren und Bijouterien handelte und im Vergleich zu Wolf Arons ansehnlichem Packen nur eine kleine, mit Glanzleder umwickelte Rückenlast trug.

Abram Leiser führte nicht mehr das entsagungsreiche Leben der alten Medinegeier[1]). Er brauchte auch keinen Kessel mehr mit über Land zu nehmen. Denn jeden Abend kehrte er heim, um im guten Bett zu schlafen, und war er doch einmal genötigt, längere Zeit auf dem Lande zuzubringen, so ließ er sich durch rituelle Bedenken auch nicht in seinen Lebensgewohnheiten stören.

Wolf Aron mochte den jungen Mann nicht leiden. Die Art, wie dieser sich über die von den Vätern überkommenen religiösen Bräuche hinwegsetzte und sich nur durch Rücksichten auf sein Wohlbefinden leiten ließ, hatte eine Scheidewand zwischen den beiden Männern gezogen.

Lästig war ihm der junge Mann auch heute, doch behandelte er ihn nicht abweisend wie sonst; erschienen ihm doch jetzt die Lebensgewohnheiten des andern in viel milderem Lichte, glaubte er doch in seinem eigenen Hause viel schlimmerer Dinge gewärtig sein zu müssen.

Der junge Mann fühlte auch bald, daß Wolf Aron sich heute zugänglicher zeigte als früher, und begann munter zu plaudern.

Auf ein Abzeichen an seiner Brust weisend, fragte er mit einem gewissen Stolz:

„Haben Sie sowas schon mal gesehn?“

Wolf Aron sah sich das Abzeichen an. Es hatte die Form einer kleinen Pfeife, um deren Rohr ein grünes Seidenbändchen geschlungen war.

Wolf Aron kannte die Pfeife in jeder Form, hatte sie ihm doch mit ihrem Rippentabak das schlechteste Quartier immer noch erträglich gestaltet. Aber so ein klein' Dingelchen von Pfeife aus silberfarbenem Metall, kaum anderthalb Zoll lang, hatte er noch nicht gesehen, konnte sich seine Verwendung auch nicht erklären.

Da berichtete der junge Mann, es sei das ein Vereinsabzeichen, das der Rauchklub „Blauer Dunst“ seinen

[1]) Hausierer.

Mitgliedern verleihe. Er sei als erster und einziger Jude in den Verein aufgenommen worden und schätze sich das zur besonderen Ehre.

Als Wolf Aron diese Ehre nicht genügend zu würdigen schien, wollte der junge Mann ihm das verständlicher machen und erzählte, wie der Bürgermeister diesen Verein geradezu als vorbildlich hingestellt habe. Als nämlich der sozialdemokratische Verein „Recht und Freiheit" gegründet wurde, wäre der Herr Bürgermeister sehr ungehalten gewesen und hätte gesagt, sie sollten lieber alle zum „Blauen Dunst" gehen.

Natürlich fühlten sich die Mitglieder des „Blauen Dunst" sehr geehrt und seien entschlossen, den Herrn Bürgermeister zum Ehrenmitgliede zu ernennen und ihm eine Ehrenpfeife zu stiften, zu der die Damen nur noch das Band mit Widmung zu sticken brauchten.

Wolf Aron hörte die Erzählung des jungen Mannes ruhig und ohne ein Wort der Entgegnung an.

Das ermutigte diesen nun: „Wissen Se was, ich werd' Ihnen auch in den Verein einführen. Sie sollen dann der zweite Jude sein, der die Ehre hat, Mitglied im „Blauen Dunst" zu sein."

„Geih, wus sollen mir de Narischkeiten!" war die abweisende Antwort.

Das war nun freilich etwas hart und für soviel Aufopferung auch undankbar, und der junge Mann entgegnete denn auch gekränkt, das seien nicht Narrheiten, das sei bitterer Ernst, und er sei im „Blauen Dunst", in dem die besten Familien der Stadt vertreten seien, gewissermaßen der Pionier für die volle Gleichberechtigung der Juden, die auch in ihrer Stadt vorläufig nur auf dem Papier stünde.

Nun kamen die Verhältnisse in der Gemeinde zur Sprache, und hier hörte Wolf Dinge, die sein Interesse mehr in Anspruch nahmen als der „Blaue Dunst" seines Begleiters.

Abram Leiser wollte ihm beweisen, daß er trotz seines Eintritts in den „Blauen Dunst" doch ein guter Jude geblieben sei, und erzählte, daß er ohne weiteres

der Aufforderung des jüdischen Lehrers nachgekommen und in den Synagogenchor eingetreten sei, der morgen und übermorgen in der Synagoge singen sollte. Nur deutsche Lieder würden gesungen werden.

Da blieb Wolf Aron plötzlich wie angewurzelt stehen und rief, den jungen Mann anstarrend, erschreckt:

„Taatsch?"

„Ja gewiß deutsch!" entgegnete Abram Leiser so ruhig, als ob sich's um die selbstverständlichsten Dinge handelte. „Das ist doch sehr schön! Da weiß man doch einmal, was man vom lieben Gott haben will!"

„Brauchste dees ze wissen?" brauste Wolf Aron auf. „Schem borech hü[1]) waaß es! — Dein Tate hot's nischt gewüßt! — Dein Seide[2]) hot's nischt gewüßt, ün se sennen bessere Jiden gewe'n wie Dü mit Danem Taatsch!"

Abram Leiser war eine der gutmütigen Naturen, die gern mit jedermann in Uebereinstimmung kommen und bequemte seine Meinung insofern der seines Begleiters an, als er gestand, daß das Deutsche, das der Chor einübe, zwar sehr schön, aber ihm doch ebenso unverständlich sei wie das Hebräische. Der Lehrer hätte ihnen wohl dieses und jenes erklärt und gemeint, sie sollten ihn nur fragen, wenn ihnen etwas unklar geblieben wäre. Aber es hätte niemand gefragt, denn keiner wollte doch als ungebildet gelten, und ihn speziell nähmen die Angelegenheiten des „Blauen Dunst" ganz und gar in Anspruch, sodaß er noch garnicht zum Nachdenken gekommen sei.

Wolf Aron fragte, was denn für Gesänge vorgetragen würden.

Der junge Mann erklärte, daß vor dem Ausheben der Tora ein Lied gesungen würde. Der Lehrer hätte gesagt, es stehe etwas darin von offenbarer Naturgeschichte, — der Lehrer hatte wohl von Offenbarung in Natur und Geschichte gesprochen — und da sie alle den Lehrer für einen wahrheitsliebenden Mann hielten, so hätten sie ihm geglaubt. Am zweiten Tage solle eine sogenannte

---

[1]) Gott.
[2]) Großvater.

Totenfeier kurz vor dem Einheben der Tora stattfinden. Da würde ein Lied gesungen, das sehr schön sein müsse, denn eins der jungen Mädchen hätte bei dem Vortrage dieses Liedes jedesmal das Taschentuch hervorgezogen, um sich die Tränen zu wischen; er sei natürlich ein starker Mann, der sich frei von solcher Schwäche wisse. — Und nach dem Gesange würde der Lehrer noch ein deutsches Gebet vorlesen.

Inzwischen waren die beiden Männer der Stadt nahegekommen. Am Ende der Hügelreihe, die sie bis jetzt begleitet hatte, lag das Beß aulom[1]). Wolf Aron suchte schon von ferne den Grabstein seines Vaters, den er von dieser Seite sehen konnte. Da lag der Vater! Ein Glück, daß er diese Umwälzung nicht mehr erlebt hatte!

Auch Abram Leisers Gedanken schweiften hinüber zu seiner Eltern Grab. Er gedachte der Ehren, die ihm im „Blauen Dunst" geworden. Wenn das seine seligen Eltern erlebt hätten! — Dabei zerdrückte er eine Träne der Wehmut, noch bevor sie die Wange herunterrollte.

Auf dem Wege nach der „Schul".[2])

Was am nächsten Tage von Hause abkommen konnte, eilte dem Gotteshause zu. So früh waren die jungen Mädchen noch nie aufgestanden. Während sonst die Alten im Gotteshause weilten, hatten sie in gemächlicher Ruhe die Mahlzeit zubereitet und noch reichlich Zeit gefunden, sich in kleinen Zusammenkünften über Neuigkeiten und die guten Freundinnen, die nicht gerade zugegen waren, zu unterhalten. Heute blieb keine von allen zu Hause, denn die größte Neuigkeit sollte sich ja vor ihren Augen in der Synagoge abspielen.

Mit vor Aufregung geröteten Gesichtern und bangem Herzklopfen machten sich die jungen Mädchen, die im Chore mitsingen sollten, auf den Weg. Wird der Gesang gelingen? Gestern vor Abend hatte man noch dreimal

---

[1]) Friedhof.
[2]) Synagoge.

im Schulhause geübt, und der Lehrer war nicht sehr befriedigt gewesen. Dem bangen Zweifel in das Gelingen mischte sich allerdings ein Gefühl des Stolzes bei.

Was galt sonst das junge Mädchen im Gottesdienst? Nichts! Ihr Besuch des Gotteshauses erschien nicht einmal erwünscht. Keine Feier führte sie in das synagogale Leben ein wie die jungen Leute. Und heute? — Ja, heute hing das Gelingen des Gottesdienstes wesentlich von ihren Leistungen ab. Und wenn zwei von ihnen zusammenkamen, so steckten sie die Köpfchen zusammen, und man hörte sie mit aufgeregter Stimme sprechen: „Wenn's bloß gehen möchte! — Wenn wir nur erst über die schwere Stelle in der zweiten Strophe hinweg wären! — Wie werden alle Leute nach uns sehen!"

Der Glaser Joschke Fenster ging schwerfälligen Schrittes einher; unter weitgebogenem Arm trug er sein umfangreiches Machsor,[1]) in dem die Wucht von fünf Feiertagen ruhte. Der andere Arm umspannte den nicht weniger umfangreichen Talliß,[2]) dessen Hülle einst rot gewesen sein mochte, welche Farbe aber vor dem siegreich vordringenden Schwarz immer mehr zurücktrat. Die mit Nägeln beschlagenen Stiefelsohlen kündigten jeden seiner Schritte schon straßenweise vorher an. Der Zylinder schien nicht die rechte Übereinstimmung mit dem Kopfe finden zu können, denn er saß im Nacken und rückte nach dieser Richtung in immer größerer Verirrung vorwärts. Es sah nun etwas eigenartig aus, wenn der Zylinder die äußerste Grenze der Möglichkeit erreicht hatte und von dem Träger notwendigerweise in seine Schranken zurechtgerückt werden mußte, was ihm nur dadurch möglich war, daß er seinen Kopf vornüber neigte, bis dieser in den Bereich des Machsors einerseits und des Talliß andererseits kam, die durch schwanken Druck von beiden Seiten die tückische Kopfbedeckung in die richtige Lage brachten, bis sie wieder ihre eigenen Wege ging.

Perlchen, Joschke Fensters bessere Hälfte, ging auf der andern Seite der Straße einige Schritte vorauf und

[1]) Gebetbuch für die Feiertage.
[2]) Gebetmantel.

sah in ihrem bunten „Longschal" rundlich und stattlich aus. Ein weißes Häubchen bedeckte das leicht ergraute Haar. Sie hatte es eilig, in die Synagoge zu kommen, und warf mißbilligende Blicke auf ihren Ehegatten zurück, der sich heute überhaupt nur unter ihrem Drucke entschlossen hatte, zur Synagoge zu gehen. Gestern hatte er noch rund heraus erklärt, er hätte zwar sein Lebtag noch nicht die Schul versäumt, aber jetzt gehe er nicht mehr dahin, wo „wie in de Kerch gesingsangt" werden sollte.

„Sonst kann me nich mitkommen mit Dir, un heint kommst'e nich von de Stell!" zankte Perlchen mißvergnügt mit ihrem Joschke, der gerade wieder den Kopf zwischen Machsor und Talliß hatte.

Gawriel Getzel schien in inniger Harmonie mit seinem Sprinzche zur Schul zu wandern, denn Arm in Arm zogen die beiden ihres Weges.

Wenn man ihnen aber näher kam, so merkte man, daß nicht Gawriel, sondern Sprinzche der führende Teil war, denn bisweilen erhielt Gawriel von der teuren Gattin einen kräftigen Ruck vorwärts, und man konnte folgendes Zwiegespräch belauschen:

„Doch geih ich nischt in de Schil!"

„Unterstehn sollst De Dich und geh zerück!"

„Mach Dir allein züm Narren mit de goschkeschen[1]) Liedern!"

In diesem Augenblick blieb Gawriel stehen, und es bedurfte der ganzen zähen Energie Sprinzches, ihn wieder vorwärts zu bringen. Daß die Situation dieses Mal aber gefährlich war, konnte man aus Sprinzes Bemerkung schließen:

„Geihst'e zerück, kratz' ich Der de Augen aus!"

Dieser inhaltschweren Drohung gegenüber ergab sich Gawriel bedingungslos in sein Schicksal.

Abram Leiser tänzelte die Töpferstraße herunter. Bisweilen blieb er stehen, zog aus der Westentasche ein Spiegelchen hervor und musterte seinen äußeren Menschen. Er war zufrieden mit sich und hatte auch allen Grund

---

[1]) unjüdischen.

dazu. Das Bündel weißer Nelken im rechten Knopfloch verbreitete eine Art Frühlingshauch über den ganzen Menschen; dazu die fliederfarbene Krawatte, die er gestern unter Assistenz von drei jungen Mädchen, Kolleginnen vom Synagogenchor, ausgesucht hatte! — Schon bei der langen häuslichen Selbstbetrachtung vor dem Spiegel war er mit sich recht zufrieden gewesen, nur etwas zu weltlich war ihm sein Aussehen für einen ernsten synagogalen Zweck vorgekommen, und er hatte diesem Übel nach reiflichem Nachdenken nur dadurch abzuhelfen vermocht, daß er seinen Schnurrbart in eine dem Ernst der Situation angemessene Lage gebracht und ihm mit Pomade einen Zug nach oben, himmelwärts gegeben hatte.

Als er Wolf Aron mit Gitel und Moritz vor sich hergehen sah, beschleunigte er seine Schritte und ging an Wolf Arons Seite, der sehr ernst und in sich gekehrt seines Weges ging. So mußte denn Abram Leiser die Kosten der Unterhaltung tragen.

„Heut wird sich was tun in Schul! — Sehr schön is es gestern in de Prob noch nich gegangen. Wenn's heut nich besser geht, is de ganze Kille[1]) blamiert!" —

Da ging Gitel an die Seite des jungen Mannes, und ihn krampfhaft beim Ärmel fassend, bat sie leise:

„Tü mir de Täuwe[2]) ün red nich mehr vom Singen!"

Jetzt erinnerte sich Abram Leiser auch der Erbitterung, mit der Wolf Aron gestern vom Synagogengesange geredet hatte, und brach das Thema geschickt ab. Er habe eigentlich auch größere Sorgen als das Singen in Schul. Gestern abend wäre der Vorsitzende des Vereins „Blauer Dunst" bei ihm gewesen und hätte ihn gebeten, auch eine Rede bei der Ernennung des Herrn Bürgermeisters zum Ehrenmitgliede zu übernehmen. Der Vorsitzende wolle dem Herrn Bürgermeister das Patent für die Ehrenmitgliedschaft überreichen; er, Abram Leiser,

---

[1]) Gemeinde.
[2]) Gefallen.

aber solle mit einer Ansprache die Ehrenpfeife mit dem Ehrenbande übergeben, bei welcher Handlung er zur Erhöhung der Feierlichkeit von zwei Ehrenjungfrauen in Weiß flankiert werden sollte.

Modches Rösche war „ein junges Mädchen" von sechsundfunfzig Jahren. Da das weibliche Geschlecht zu Milnow nur in zwei Kategorien, in Frauen und junge Mädchen geteilt wurde, so blieb ihr nichts anderes übrig, als sich dem letzteren Stande zuzurechnen.

Sie gehörte nicht zu den gutmütigsten Naturen und wünschte dem Chore, namentlich den andern jungen Mädchen „einen guten Reinfall".

Auf dem Wege zur Synagoge erblickte sie den Parneß[1]) Linder, der seinen stattlichen Embonpoint vor sich und seine ebenso stattliche Gemahlin neben sich führte. Röschen beeilte sich, das Paar einzuholen. Das Gespräch leitete sie mit den Worten ein:

„Christen werden heute auch genug in der Synagoge sein. Die Fuhrmann Kelmen hat gesagt, sie muß auch dabei sein, und wenn es ihr nicht zu spät wird, holt sie noch die Steinken ab."

Der Parneß fühlte sich geschmeichelt, die Reformen im Gottesdienste begannen Aufsehen im Orte zu machen. Er hoffte, daß auch Christen aus den höheren Schichten des Städtchens zugegen sein würden, zu denen weder die Kelmen noch die Steinken zu rechnen waren.

Bei diesem Thema hielt sich Modches Röschen nicht lange auf.

„Mein bißchen Fleisch hab' ich bei Funks in den Ofen gestellt; da bleibt's warm, bis ich nach Hause komm'. Sie haben Ihr Mädchen dazu und haben heut' gewiß ein feines Mittag."

Frau Linder wurde das Gehen sauer, und sie antwortete kurz und ausweichend:

„Wie am Feiertage immer."

Das befriedigte nun Modches Rösche nicht; dazu ging sie nicht in die Synagoge, um sich mit derlei

[1]) Vorsteher.

Redensarten abspeisen zu lassen, und sie steuerte nun geradeswegs auf ihr Ziel los:

„Gewiß gibt's auch 'ne Kaul!"

„Nein, Kaul nicht, aber eine Speise, eine Mandelspeise."

„Kaul oder Speise is ganz egal!" lautete ein wenig gekränkt die Antwort.

„Das ist nicht egal", berichtigte Frau Linder. „Bisher genügte der Name Kaul für uns. Zu den Reformen aber, die von meinem Manne jetzt auf dem Gebiete des Kultus eingeführt werden, paßt der Name Kaul nicht mehr."

„Haben Se vielleicht zu Ihr Rindfleisch auch e neumodschen Namen?"

„Nein", war die pikierte Antwort der Frau Parneß. „Erstens brauchen wir nicht für alles neue Namen, denn es wird ja noch nicht der ganze Gottesdienst reformiert; und zweitens gibt's heute nicht Rinderbraten bei uns, sondern Gänsebraten, jungen Gänsebraten!"

Das genügte Modches Rösche. Mit der Begründung: „Sie haben ihren Platz, den Ihnen keiner nimmt; ich muß laufen, um noch einen zu bekommen!" ging sie eiligen Schrittes dem langsam und schwerfällig sich bewegenden Paare voraus, um noch mehr Neuigkeiten zu erfahren.

An Wolf Arons Gitel ging sie mit freundlichem Kopfnicken vorüber. Was es bei den armen Leuten gab, konnte sie sich denken, gewiß Rindfleisch mit „Ferfelcher"[1]). Sie interessierte mehr die Küche der K'zinim[2]).

„A guten Tag, Frau Gappen! Wissen Se schon, was es bei Linders heut zu Mittag gibt?"

„Gewiß, Röschen, das wußte ich schon gestern. Wir lassen doch auch beim Bäcker Bornstein backen, und ich würde meiner Marie nicht raten, nach Hause zu kommen, wenn sie mir nicht erzählen könnte, was die andern backen."

---

[1]) Eiergraupen.
[2]) Reichen.

„Wissen Se auch schon vom jungen Gänsebraten?"
Da ließ Frau Gappe den Arm ihres Gatten los, schlug verwundert die Hände ineinander und rief mit der einer solchen Sache würdigen Entrüstung:
„Nein, was sich die Leute auch alles leisten können!"
Allein Modches Röschen wußte immer noch nicht das Menü der Frau Gappe.
„Ja, eine tüchtige Hausfrau wie Sie wirtschaftet nicht so drauf los. Sie haben gewiß nicht Gänsebraten?"
„Nein, nur Kalbsbraten".
Frau Gappe war zu verstimmt, als daß Röschen jetzt noch ihr diplomatisches Geschick hätte zu verschwenden brauchen, und sie fragte kurz und bündig:
„Kalbsbraten? Weiter nichts?"
„Was denken Sie von uns? Noch Nudelspeise."
„Auch schon reformiert!" brummte Röschen in sich hinein und betrat so wohl versorgt hinter Frau Gappe die Synagoge.

In „Schul".

Am Eingange drängte sich eine Schar christlicher Männer und Frauen, um das neueste Ereignis in der „Judenschul" mitzuerleben. Sonst pflegte christliches Publikum nur „Lange Nacht" dem jüdischen Gottesdienste beizuwohnen. Doch deutscher Gesang in der Judenschul war etwas so Außergewöhnliches, daß es denselben Reiz auf die schaulustige Menge ausübte wie am Jomkippur[1]) die weißen Kittel und Käppchen.

Da stand vornan die Steinken, die noch nie eine Hochzeit, eine Kindtaufe, eine Beerdigung oder sonst ein bemerkenswertes Ereignis des Städtchens versäumt hatte und die nachmals, als es ans Sterben ging, nur mit dem einen großen Schmerze aus dieser Welt scheiden mußte, daß es ihr nun nicht mehr vergönnt sei, der Hochzeit von Juhnkes Mariechen beizuwohnen.

[1]) Versöhnungstag.

Modches Röschen nickte der Steinken von der Frauenempore zu; verband doch beide die gleiche Neigung, nur mit dem Unterschiede, daß dieser Zug bei Röschen einen Stich ins Aristokratische hatte.

Während die Steinken keine Ausnahme machte und ohne Unterschied des Standes jeder Festlichkeit zuschauend beiwohnte, ging Röschen nur, wenn bei den K'zinim „etwas los" war. Mit dieser kleinen Einschränkung besaß Röschen auch die gleiche Konsequenz wie die Steinken. Nicht des Hochsommers Glut, nicht des strengsten Winters schneidende Kälte hielt diese Damen bei einer Festlichkeit zu Hause. Und nicht nur während der kirchlichen oder synagogalen Feier waren sie zugegen. Nachher wurde mit nie erlahmendem Interesse durch das Fenster Braut und Bräutigam und jeder Hochzeitsgast gemustert, jede Speise, soweit dies in der Entfernung möglich war, begutachtet, und ein gewissenhafter Chronist konnte sich noch nach Jahrzehnten bei den beiden Damen Auskunft darüber holen, was diese oder jene Braut an ihrem Hochzeitsfeste für ein Kleid getragen, und ob es auf Minchen Aschers Hochzeit Puten- oder Entenbraten gegeben habe.

Hinter der Steinken stand der Schuhmachermeister Grell. Er unterhielt eine Art Freundschaft mit dem Schammeß[1]) und dem Kantor und pflegte an den Sonnerabenden den beiden bereitwillig einen Platz auf seiner Bank gegenüber der Synagoge einzuräumen, hatte also ein Anrecht darauf, nach der Steinken, die ein durch langjährige Ausdauer wohlerworbenes Recht auf den ersten Platz hatte, den zweitbesten Platz beanspruchen zu dürfen.

Grells Anwesenheit wurde vom Vorsteher Linder mit Genugtuung bemerkt. Grell war Ratsherr der Stadt und repräsentierte so gewissermaßen die Behörde.

Im Gotteshause hatte sich während des Schachariß-gebetes[2]) die ganze Gemeinde versammelt. Kein Platz war heute leer geblieben.

[1]) Synagogendiener.
[2]) Morgengebet.

Auch in der Synagoge herrschte eine durch Tradition geheiligte Ordnung wie bei dem zuschauenden Publikum. Vorn in den ersten Reihen die Hautevolee, dann in allmählichem Uebergange der Mittelstand, und in den hintersten Bänken die Armen. Ordnung muß sein in der Welt, und so war es hier eine gewissenhafte Abstufung nach der Größe des Geldsacks. Die letzte Bank repräsentierte allerdings wieder die vollständige Gleichheit vor Gott, denn sie war den Awelim[1]) vorbehalten, ohne Rücksicht auf die Größe des Besitzes und der Trauer.

Erwartung lag heute auf allen Gesichtern. Hier und da winkte einer dem Schammeß, um für einen Freund, Verwandten oder Kunden eine „Lie"[2]) zu kaufen. Doch vergeblich. Ein bedauerndes Achselzucken belehrte ihn, daß heute alles ausverkauft sei. Dafür aber tröstete ihn des Schammeß[3]) gewichtige Bemerkung.

„Nu geht's bald los."

Da machte ein Wink des Vorstehers den Schammeß auf das laute Murmeln aufmerksam, das zwar angesichts des zu erwartenden Gesanges erklärlich, aber nach Meinung des Oberhauptes der Gemeinde dabei entbehrlich war.

Der Schammeß zischte erst nach der Richtung des Mittelschiffes, dann nach den beiden Seitenschiffen und schließlich nach der Frauenempore hinauf in immer gesteigerter Schärfe, und es trat allmählich erwartungsvolle Stille ein, zu allerletzt bei den Frauen, deren Köpfe sich nur schwer voneinander trennten.

Nur an einigen Stellen des Gotteshauses blieben die Köpfe der Frauen zusammen, ohne daß es der Schammeß mit erneutem Zischen gerügt hätte.

Erfreuten sich diese Frauen etwa einer bevorzugten Stellung, daß sie es wagen durften, der öffentlichen Macht zu trotzen?

Ach nein, da hatten sich immer zwei oder drei von ihnen, die weder die deutsche, noch die hebräische Druck-

---

[1]) Leidtragenden.

[2]) Alijo ist die Ehre, zur Tora aufgerufen zu werden.

[3]) Synagogendiener.

schrift kannten, um eine in der schweren Kunst des Lesens bewanderte Frau geschart und lauschten mit andachtsvollem Blicke dem frommen Gebete.

Das Hallelgebet[1]) begann. Auf einen Wink des Lehrers wandten sich die jungen Leute und Knaben, die sich am Gesange beteiligen sollten, dem Ausgange zu, um oben auf der linken Seite der Frauengallerie wieder zu erscheinen, an deren äußerstem, der Lade gegenüberliegenden Ende sich die Sänger und Sängerinnen um den Lehrer sammelten.

Aller Augen folgten dem Vorgange da oben. Der Kaufmann Gappe warf seiner Frau einen befriedigt lächelnden Blick zu, als ihre Kinder Louis und Minna ihren Platz im Chore einnahmen.

Selbst Nome und Chaje, die mit inniger Andacht den Worten Lenchen Arndts lauschten, warfen einen verstohlenen Blick auf den Chor. Längere Zeit vom Gebete abzuschweifen, trauten sie sich nicht, teils aus Rücksicht auf ihre Vorbeterin, die sie zu erzürnen fürchteten, teils aus Rücksicht auf den lieben Gott, dem gegenüber sie sich nicht soviel herauszunehmen wagten wie die Frauen, die seines heiligen Wortes kundig waren.

Was der Kantor an schönen Melodien in der Kehle hatte, mußte heute heraus. Aber undankbar, wie die Menschen nun einmal sind, wußte man ihm für seinen Eifer wenig Dank. Man wollte den Chor hören und schenkte seinen Gesängen nur geringe Aufmerksamkeit.

Selbst Gawriel Getzel, den doch garnicht nach dem „Chur" verlangte, räsonnierte:

„Hast'e gesehn, zieht er de Werter!"

Und Joschke Fenster schüttelte mißbilligend sein Haupt, daß der Zylinder nur so hin- und herflog, und brummte:

„Er meint, Perlen kümmen ihm aus'm Maul!"

---

[1]) Festpsalmen.

Nur Wolf Aron stand hinten regungslos wie eine Bildsäule. Beim Anblick der Gojim[1]) am Eingange waren ihm wieder die Worte des Bauern Ziesmer eingefallen, und jetzt hallte es ihm fortwährend in die Ohren:

„Du büst no e Jud. Awer wat din Jung is, de is al en halwer Tschrist!"

Der Kantor hatte soeben den zweiten Teil des 115. Psalms vorgetragen, und die Gemeinde sprach in halblautem Gebete die schönen Worte des 116. Psalms.

Lenchen Arndt hatte noch ein Machsor aus der guten alten Zeit, in der gelehrte Männer das religiöse Leben der Gemeinde überwachten. Mit weitausschauendem Geiste hatten diese Männer die Zeit der Dekadenz vorausgeahnt und, soweit es mit kleinen Mitteln möglich war, Vorsorge getroffen, und die Spuren ihres Geistes fanden sich in Gestalt von kurzen Randbemerkungen im Machsor von Lenchen Arndt.

Damit auch nicht die kleinste der religiösen Pflichten versäumt würde, stand neben der Keduscha[2]) in schönster jüdisch-deutscher Kursivschrift die Mahnung:

„Do huppt[3]) me!"

Nome und Chaje schauten aufmerksam und gläubig in Lenchens Buch. Sie wußten, jetzt mußte bald wieder eine Aufforderung zu religiöser Betätigung kommen, und als Lenchen umdrehte, sahen sie auch schon die erwartete Bemerkung am Rande, zu deren Ausführung sie nun mit Spannung des Zeichens ihrer Vorbeterin harrten.

Da betete Lenchen mit ansteigender Stimme:

„Ki chillazto nafschi mimowes, es eini min dimoh."[4])

---

1) Nichtjuden.

2) Ein Gebet.

3) hüpft.

4) Denn Du hast befreit meine Seele vom Tode, mein Auge von Tränen.

Beim ersten dieser Worte war Lenchen schnell mit der Hand in die Rocktasche gefahren und hatte ihr Taschentuch hervorgezogen, und ihr kleines Auditorium war gewissenhaft ihrem Beispiele gefolgt.

Beim Worte „dimoh“ hält Lenchen das Taschentuch vor die Augen, Nome und Chaje desgleichen, und alle drei weinen leise vor sich hin, getreu der am Rande verzeichneten Weisung:

„Do weint me!“

Die letzten Worte des Hallelgebetes waren verklungen. Aller Augen wandten sich dem Chore zu, in dem sich eine leise Bewegung bemerkbar machte. Jetzt hört man durch den Kaddisch[1]) des Kantors mit verhaltner Stimme den Ton angeben, und nach dem Omein[2]) hebt sich der Taktstock in die Höhe, und durch den weiten Raum klingt das Lied:

An des Horebs Höhen lauschten
Unsre Väter Deinem Wort,
Und das Wort drang in die Herzen,
Und da hallt es fort und fort.
Was die Väter uns gekündet,
Wird auf Erden nicht verwehn,
Soll uns trösten, soll uns tragen
Frei empor zu Himmelshöh'n.

Noch im leisen Windessäuseln,
Gott, vernehm' ich Deinen Hauch.
Wo des Donners Stimme rollet,
Herr, im Wetter bist Du auch.
Wo ein Baum, ein Blümchen sprießet
Auf der großen, weiten Flur,
Wo gewaltig Ströme brausen,
Da, auch da ist Deine Spur.

---

[1]) Gebet für Leidtragende.
[2]) Amen.

Wo im Glück ein Herz erbebet,
Da bist Du.
Wo uns schwere Sorge quälet,
Schickst Du Ruh!
Wo ein Geist Gedanken sinnet,
Groß und schön,
Auch im Stammeln meines Kindes
Spür' ich Deines Geistes Wehn.

Wer mit innigem Erbarmen
Schmerzen stillet, Elend scheucht,
Wer in Demut seine Kniee
Vor Dir, Heil'ger, beugt,
Den hast liebend Du erkoren,
Der ist Deiner Lade Zelt,
Quell des Lebens und des Glückes,
Großer Meister unsrer Welt!

Wolf Aron wandte während des Gesanges keinen Blick aus dem Machsor, ihm war tieftraurig zu Mute. Durch die Töne, die da von oben herniederbrausten, hörte er in einem fort die Stimme des Bauern:

„Du büst no e Jud, awer wat din Jung is, de is al en halwer Tschrist!" Und es schnitt ihm ins Herz, als er an einer Stelle die helle Stimme seines Moritz hervorklingen hörte.

Am liebsten wäre er vorgesprungen und hätte dazwischengeschrieen, daß sie aufhören sollten mit ihrem Gesang.

Aber was würde er damit erreichen? —

Man würde ihn gewaltsam aus der Synagoge entfernen, und das Unheil würde doch seinen Lauf nehmen.

Er hatte die Reichen sonst nicht beneidet. Heute hegte er den heißen Wunsch, auch einer von denen zu sein, deren Wort in der Gemeinde etwas galt; es würde nie so weit gekommen sein.

Joschke Fenster hatte sich beim ersten Tone mit beiden Händen die Ohren zugehalten. Die verhaßten

Lieder sollten nie an sein Ohr dringen. Aber Gawriel Getzel, der mit offnen Ohren, aber mit mißbilligendem Kopfschütteln den Gesang begleitete, bemerkte, wie Joschke ganz allmählich den Druck gegen die Ohren verminderte, bis schließlich ein kleiner Zwischenraum zwischen Ohr und Hand blieb.

Als der Gesang beendet war, vernahm man beifälliges Murmeln. Der Schammeß zischte vergeblich. Die Aufregung war zu groß, als daß sie sich so leicht hätte beschwichtigen lassen.

Joschke Fenster sagte halblaut zu Gawriel Getzel:

„Ich hobb nich e Wort gehert!"

Und Gawriel erwiderte ingrimmig:

„Iche hobb gehert. Aber weih ibber se, wus ich gehert hobb!"

Die Steinken wandte sich zum Ratsherrn Grell:

„Nu fehlt dei Jude bloß no de Paster!"

„De Paster kunne Sei sin, dat Mulwerk hewwen S' datau!" antwortete schlagfertig Grell.

Frau Linder wandte sich zur Frau Gappe:

„Das nennt man Gottesdienst! Die Gemeinde wird es meinem Manne nur nicht danken, was er alles für sie tut!"

Frau Gappe machte der geheime Neid gegen die Frau Vorsteher ungerecht, und sie suchte das Verdienst des Herrn Linder durch die Bemerkung zu schmälern:

„Na, es hätte auch manches anders sein können! Haben Sie nicht gehört, daß vom Stammeln der Kinder die Rede war? Meine Kinder sprechen geläufig wie ich und stottern nicht!"

Der Chor hatte sich sogleich nach diesem Liede aufgelöst. Die jungen Leute und Knaben waren wieder in die Männerabteilung hinuntergegangen. Die jungen Mädchen gingen mit rotglühenden Gesichtern aufatmend zu ihren Müttern und sahen so glücklich drein, wenn sie hörten, sie hätten ihre Sache gut gemacht.

Unter allgemeiner Unaufmerksamkeit ging der Gottesdienst zu Ende.

Ein Mittagessen beim Vorsteher.

Der Lehrer war heute beim Vorsteher Linder zum Mittagessen eingeladen. Die Frau des Hauses begrüßte ihn mit den Worten:

„Ausgezeichnet, Herr Lehrer! — Die ganze Gemeinde, vor allem mein Mann ist ganz begeistert von Ihrem Chor! Sie könnten von der Gemeinde fordern, was Sie wollten, man würde Ihnen nichts abschlagen!"

Herr Linder fürchtete, der junge Lehrer könnte diese Aufmunterung benutzen, um eine Erhöhung seines kärglichen Gehalts zu fordern, und brachte die Sache wieder ins Gleichgewicht durch seine Bemerkung:

„Der Herr Lehrer weiß allein, was er leistet, und braucht unser Lob nicht. So eine Sache läßt sich überhaupt nicht mit Geld bezahlen!"

Beim Gänsebraten trank man auf das fernere Gedeihen des Chors, der zu den Herbstfeiertagen eine größere Anzahl von Gesängen vortragen sollte.

Bei der Mandelspeise brachte Frau Linder noch einen Wunsch an. Ob der Lehrer nicht die Stelle abändern möchte, die vom Stammeln des Kindes handle! Die jungen Mädchen geniere es im allgemeinen, vom Stammeln „meines" Kindes zu singen, und sie geniere diese Stelle, weil ihr Emilchen beim Sprechen ein wenig anstoße. Die Frau Gappe hätte ihr gleich nach dem Gesange deswegen einen Stich versetzt und gesagt, ihre Kinder stotterten nicht.

Der Lehrer meinte, diesmal ließe sich das nun nicht mehr ändern. Aber bis zum nächsten Jahre könnte man sich das ja überlegen.

Da erbot sich Frau Linder, das Lied ihrem Vetter, Herrn David Klangreich, der in der Nähe von Wien wohne, einzuschicken. Der sei ein großer Dichter und werde das gewiß aufs beste besorgen. Und zum Beweise, was ihr Vetter in der Poesie leisten könne, brachte sie ihr Stammbuch und las die Verse, die ihr der Herr David Klangreich einst gewidmet hatte, vor.

Hier sind sie:

Wie die Glätte auf dem Meeresspiegel,
Wie die Hose steiget von dem Bügel,
Also streich Dein Herze glatt,
Bis es keine Falten hat!

Wie die Sonne brennt in ew'ger Klarheit,
Sei in unsern Herzen stets die Wahrheit!
Gleich den Erbsen, schön und voll und rund,
Quell' im Innern unser Herzensbund!

Ewig sollst Du mein gedenken
Und mir Deine Freundschaft schenken!
Holde, Dein vergess' ich nicht,
Bis mein Aug' oder sonstwas bricht!

Ueber den letzten Vers konnte Frau Linder nur schwer hinwegkommen, die Rührung saß ihr hindernd in der Kehle.

„Ja ja" meinte sie, „leider gehört dieser hochbegabte Mann nicht mehr dem Judentum an. Ich habe schon viel darüber geweint, daß so ein gottbegnadeter Dichter abtrünnig werden mußte — gleich Heine, mit dem er auch sonst viel gemein hat; nur weiß ich nicht, welcher der größere von beiden ist."

Wolf Aron sucht Trost bei Moses Abramczik und bei der Muhme Szore.

Wolf Aron duldete es heute nicht im Zimmer. Das Mittagessen hatte er kaum berührt. Die Luft erschien ihm zum Ersticken schwül, und er ging auf die Aecker hinaus. Doch auch hier wurde ihm nicht leichter. Immer klangen ihm die Worte des Bauern ins Ohr.

Er zermarterte vergeblich sein Gehirn, um einen Ausweg zu finden. Mit seiner Frau konnte er derlei ernste Dinge nicht erwägen. Gitel hatte ihn erschreckt angesehen, als er sie mit einigen wenigen Worten einen Blick in seine Seele tun ließ, und hatte schließlich gesagt:

„Urme Laat derfen nich redden ün missen alles geihn lossen, wie's geiht!"

Gab es denn niemand in der Gemeinde, dem er sich anvertrauen konnte? —

Da fiel ihm Moses Abramczik ein, der Kaufmann, bei dem er seine erhandelten Waren abzusetzen pflegte, und der jederzeit freundlich und gut zu ihm gewesen war und ihm stets soviel für seine Waren gegeben hatte, wie es der jeweilige Marktpreis nur irgendwie gestattete.

Die strengreligiöse Lebensführung sowie das menschenfreundliche Wesen des Mannes flößten Wolf Aron Vertrauen ein. Sofort machte er sich auf den Weg zu ihm.

„Gut Jontew[1]) Herr Abramczik!"

„Gut Jontew!" war der freundliche Gegengruß. „Na, lieber Aron, was führt Sie heute am Jontew zu mir?"

Ja was führte ihn wirklich hierher? —

Wolf Aron faßte sich an seinen Kopf. Wie sollte er dem Manne da vor ihm auseinandersetzen, was ihn bewegte? —

Moses Abramczik erkannte an der Verlegenheit, daß Wolf Aron etwas auf dem Herzen habe, und meinte, es handle sich um Geldangelegenheiten.

„Setzen Sie sich nieder, Aron, und erzählen Sie mir, womit ich Ihnen dienen kann! Sie brauchen sich vor mir nicht zu genieren!" ermunterte er Wolf und schloß die Tür zum Nebenzimmer.

Noch immer brachte Wolf kein Wort hervor.

„Kann ich Ihnen mit einigen Talern helfen, so will ich's gern tun."

Wolf schüttelte abwehrend den Kopf, und jetzt ging ein Zittern durch den großen, starken Leib, und mit bebenden Lippen kam's stoßweise hervor:

„Mein Moritzleben! — De tatschen Lieder!"

---

[1]) Frohes Fest.

Nun wußte Moses Abramczik, was den Mann da vor ihm bewegte, und redete beruhigend auf ihn ein, daß der deutsche Gesang auch ihm fremdartig geklungen habe und ihm zuerst garnicht recht gewesen sei. Er sehe aber immer mehr ein, daß es ein Segen für die Gemeinde sei, wenn die Gemeindemitglieder etwas vom Gottesdienste verstünden, und er verspreche sich für die sittliche Hebung der Gemeinde viel von einem allen verständlichen Gottesdienste. Er hoffe, daß der Gottesdienst in Verbindung mit einem gediegenen Religionsunterricht die Gemeinde auf eine höhere sittliche Stufe heben werde, und zweifle nicht, daß das Aufgehen in den kleinlichsten Bedürfnissen des Lebens und die Freude an Klatsch und Tratsch, sowie andere üble Gewohnheiten unter so segensreichen Einflüssen allmählich schwinden müßten.

Wolf hatte den Stuhl unbenutzt stehen lassen. Jetzt wandte er sich der Tür zu. Moses Abramczik streckte ihm zum Abschied die Rechte hin, legt ihm die Linke beruhigend auf die Schulter und sagte:

„Lassen Sie also Ihren Jungen nur ruhig weiter mitsingen, Sie tun ein gutes Werk!“

Die letzten Worte hatte Wolf Aron verstanden, die sonstigen Ausführungen des Mannes waren ihm unverständlich geblieben. Die große Kluft, die den Gebildeten vom Ungebildeten trennt, hatte auch hier dem Verständnis hinderlich im Wege gestanden.

Ohne Beruhigung, ohne Trost ging Wolf Aron wieder seines Weges: Moses Abramczik war ein guter Mensch, aber auch einer, der die große Gefahr nicht begriff, um die es sich seiner Meinung nach handelte.

In Gedanken ging er durch die Straßen des Städtchens. Er grüßte die Männer und Frauen nicht, die einander Feiertagsbesuche abstatteten oder hinaus nach den „Anlagen“ spazierten, und grüßte ihn jemand, so dankte er nicht. Er sah niemand und wollte niemand sehen.

Allmählich hörten die Häuser auf, und vor seinen Augen dehnte sich die weite, mit hohen Pappeln bestandene Chaussee aus, die nach Pfandeck führte.

Ja was wollte er hier? — Er wollte doch nicht am Jomtow[1]) auf die Medine gehen! —

Aber wer wohnte denn da im letzten Häuschen?

Er mußte seine Gedanken gewaltsam zusammenfassen. Ja richtig, da wohnte ja die Muhme Szore.

Muhme Szore war die einzige Verwandte, die er am Orte hatte. Den Grad der Verwandtschaft kannte Wolf Aron nicht, doch hatte er sie von jeher Muhme genannt. Er hatte die Muhme Szore nur selten besucht und meist nur dann, wenn er den Rat der durch ihr hohes Alter ehrwürdigen Verwandten brauchte.

War er nicht heute wieder in einer solchen Lage?

Im Hausflur horchte er, ob nicht noch anderer Besuch drin sei. Keine Stimme war zu hören, nur das Ticken der Uhr war vernehmbar.

Ohne anzuklopfen, drückte er auf die Klinke, und knarrend öffnete sich die Tür.

Da saß im alten Lehnstuhl, an dem die eine Lehne abgebrochen herunterhing, eine zusammengekauerte Frauengestalt. Aus dem weißen Faltenhäubchen schaute ein Gesicht, auf dem Falte neben Falte lag, die sich nur wenig durch ihre Farbe von den Falten des Häubchens unterschieden. Nur das muntere Auge verriet, daß noch Leben in dem kleinen, zusammengeschrumpften Körper pulsiere.

„E seltner Gast!“ begrüßte Muhme Szore Wolf, indem sie ihm ihre schmale Kinderhand hinreichte, die in Wolfs Hand ganz und gar verschwand. „Wu is Gitel?“

„Ich hobb ihr nischt gesugt, daß ich hergeih; ich hobb' selber nischt gewüßt, daß ich herwill.“

Verwundert schaute das kluge Auge ob dieser seltsamen Rede zu Wolf hinauf.

Hier fand Wolf Aron endlich Worte, um seiner Verwandten zu erzählen, was ihn bewegte. Er erzählte von seinem Sohne Moritz und dem Sch'ma, von dem deutschen Wort und seinem Glück, von dem Bauern

---

[1]) Feiertag.

Ziesmer und seinem Ausspruch, und wie er sehe, daß die ganze Gemeinde dem Abfall und Verderben zutreibe.

Eine leichte Bewegung ging durch den kleinen Körper, als Wolf geendet hatte, und mit einer Stimme, der man ein leises Beben anmerkte, fragte sie:

„Wus willst'e tün?“

„Wus soll ich tün? Wus kenn ich tün?“ war die Gegenfrage.

Muhme Szore dachte nach. Kein Laut war in dem kleinen, nur mit dem notwendigsten Hausgerät ausgestatteten Raume hörbar, nur die Uhr ging ihren gleichmäßigen Takt.

Endlich hub sie an:

„Geih, lo Dir von mir suggen! Iche bin alt, sehr alt ün hobb viel d'erlebt, Güttes ün Schlimmes.

As ich hobb Chassene[1]) gemacht mit mein Jizchek olew haschołem[2]), hot Schem borech hü[3]) üns gegeben sibben Kinder, alle gesünd ün stark, ün wir hobben haße T'fille[4]) getün, Schem borech hü soll se üns gesünd lossen, ün Schem borech hü hot nischt gewillt.

E ßach[5]) Kinder sennen gewe'n krank im Mokem[6]), ün in vier Wochen hot er ünsre alle sibben zü sich genummen, ün andern Resch chaudesch[7]) weren's fufzig Juhr, wo se den letzten, ünsern Binjomin, zur K'wure[8]) gebracht hobben.

Ün wir hobben gemeint, nü werd de Welt üntergeihn, ün se is nischt üntergegangen, ün Schem borech hü sitzt immer noch im Himmel ün tüt Gütts ün stroft, wie[9]) es de Menschen machen.

Wus willst'e Dir den Kopp verdreihn? —

---

[1]) Hochzeit.
[2]) Friede mit ihm.
[3]) Gott.
[4]) Gebet.
[5]) Eine größere Anzahl.
[6]) Ort.
[7]) Neumond.
[8]) zu Grabe.
[9]) je nachdem.

Wus kummen müſ, kümmt doch. Schem borech hü werd ſorgen, ün Areilim[1]) werd's immer geben ün Iiden werd's immer geben, wal[2]) de Welt ſteiht.

Auch dieſe Worte beruhigten Wolf nicht, er reichte ſeiner Verwandten die Hand mit dem Gruße:

„Blaab geſünd, Mühme!"

Doch Muhme Szore legte auch die linke Hand auf die Wolfs, und ſie beruhigend ſtreichelnd, ſagte ſie mit noch leiſerer Stimme:

„Iche geih nü bald dohin, wu mane Sibben ün man Jizchek is. Iche will Schem borech hü ſuggen, wus hier is, ün er werd ſchon alles gütt machen."

Eine Totenfeier.

Am andern Tage war die Freude beim Beſuche der Synagoge weniger bewegt. Heute war ja Maſkir n'ſchomauß[3]), und ſchon auf dem Wege zur Synagoge erkannte man auf den Geſichtern der älteren Leute einen würdigen Ernſt.

Nur die Kinder und jungen Leute waren frohgemut. Sie hatten geſtern ſoviel Lob geerntet, daß ſie ordentlich ſtolz waren und frohen Herzens auf neuen Ruhm ausgingen.

Von den jungen Mädchen war nach ſolchem Erfolge jede Befangenheit gewichen, und plaudernd und ſcherzend gingen ſie mit den jungen Männern zur Synagoge.

Bleich, mit übernächtigem Geſicht ſah man Wolf Aron mit Gitel und Moritz einhergehen.

Vor der Synagoge trat Moſes Abramczik zu ihm heran, und ihm die Hand reichend, ſagte er leiſe:

---

[1]) Nichtjuden.
[2]) ſo lange als.
[3]) Totenfeier.

„Na, Aron, Sie haben sich nun auch wohl mit den deutschen Liedern abgefunden?“

Wolf Aron guckte den Mann wie geistesabwesend an und gab keine Antwort.

Moses Abramczik sagte zu seiner Frau:

„Weißt Du, dem armen Manne geht die Sache mit unsern deutschen Gesängen ordentlich nah. Ich muß heute nachmittag zu ihm gehen und noch einmal ausführlich mit ihm darüber sprechen!“

Wieder erklangen vom Chore herunter dieselben Worte wie gestern, und wieder gingen die Köpfe zusammen. Aber sie gingen bald wieder auseinander, denn heute sollten noch andere Überraschungen kommen.

Mosche Seeligs Maftir fand heute nur geringe Aufmerksamkeit, harrte man doch noch eines schöneren Gesanges.

Für die Dauer des Maskir n'schomauß pflegten sonst alle Kinder und jungen Leute, deren Eltern noch am Leben waren, das Gotteshaus zu verlassen. Heute machte niemand Anstalten dazu.

Wolf Aron bemerkte das und mußte an den Leichenschmaus denken.

Da ging wieder eine Bewegung durch den Chor, der Taktstock ging in die Höhe, und mit ernster, wehmütiger Weise wurde folgendes Lied gesungen:

Der Mensch der Blume gleich ersteht,
Der Mensch der Blume gleich vergeht;
Ist abgelaufen seine Uhr,
Verweht bald seines Fußes Spur.

Herr, Deine Güte reicht so weit,
Du bist und bleibst in Ewigkeit!
Und steigt der Mensch auch auf und ab,
Die Liebe dauert übers Grab.

Die Mutterliebe nie verweht,
Der Mutter gilt mein erst' Gebet,
Sie war des Kindes Sonnenlicht,
Vergiß der Mutter Liebe nicht!

O Gott, verleih' dem Vater Heil,
Die schwere Sorge war sein Teil!
Vergiß vor Deinem Angesicht
Der Sorge meines Vaters nicht!

Und alle, die durch Wort und Tat
In mich gestreut der Liebe Saat,
Erhebe sie aus Grabesnacht
Zum Licht vor Deines Thrones Pracht!

Nachdem die Worte verhallt waren, klang die Stimme des Schammeß[1]) durch die Synagoge:

„Jiskaur!"[2])

Keine Bewegung entstand, niemand rührte den Kopf.

Die älteren Leute beteten für das Seelenheil ihrer Eltern und gelobten milde Gaben, für die sie deren Seelen in den Bund Abrahams, Isaaks, Jakobs und der Stammütter Sara, Rebekka, Lea und Rahel aufgenommen wünschten, und murmelten die hebräischen Worte ohne Kenntnis des Sinnes und waren ergriffen wie noch nie bei diesem Gebete.

Die Kinder und jüngeren Leute, die sich sonst soviel zu erzählen hatten, machten ernste Gesichter. Zog durch ihr Gemüt ein banges Ahnen? — Würde nicht auch einst die Stunde kommen, wo sie die gleichen Gebete zu verrichten hätten? —

Wolf Aron hatte während des Gesanges in sich zusammengesunken dagesessen. Als das Jiskaur des Schammeß verklungen war, war er erschreckt wie aus schweren Träumen in die Höhe gefahren.

---

1) Synagogendiener.
2) Aufforderung, im Gebet der Toten zu gedenken.

Er wollte das Gebet für das Seelenheil seiner Eltern sprechen, die Worte wollten nicht über die Lippen. Wieder klang ihm die Stimme des Bauern in das Ohr, aber diesmal so deutlich, daß er glaubte, der Bauer stünde neben ihm:

„Du büst no e Jud, awer wat Din Jung is, de is al en halwer Tschrist!"

Erschreckt drehte er sich nach der Seite um, woher er die Stimme gekommen wähnte. Aber groß blickte ihn das gutmütige Gesicht Joschke Fensters an.

Da ging eine leise Bewegung durch die Gemeinde. Der Lehrer verließ seinen Platz da oben und erschien bald wieder im unteren Raum. Er ging, ein Buch in der Hand, mit wehendem Talliß[1]) vor die heilige Lade, öffnete das Buch und begann zu sprechen:

„So gedenken wir denn heute vor Dir, o Gott, unserer teuren Dahingeschiedenen!" —

„Taatsch, alles Taatsch!" schwebte es Wolf Aron auf der Zunge, ohne daß er es über die Lippen bringen konnte.

Das Herz schlug ihm jetzt so stark, daß er es mit dem Ohre hören konnte. Das Blut klopfte wie mit einem Hammer gegen die Schläfe. Die Hände begannen heftig zu zittern. Die Unruhe duldete ihn nicht mehr auf seinem Platze.

Ja, er mußte es tun! Er mußte dem Lehrer das Buch entreißen und das Unheil von der Gemeinde abwenden.

Da stieß er auch schon Joschke beiseite! — Da stand er an den ersten Bänken! — Da will er die Stufen hinansteigen! — Da braust es ihm in den Ohren, schwarz wird ihm vor den Augen, und die Nächststehenden sehen Wolf Aron mit dumpfem Falle ohnmächtig zu Boden sinken.

---

[1]) Gebetmantel.

Ende.

Man brachte Wolf Aron nach Hause und zu Bett. Ein schweres Nervenfieber befiel ihn und rüttelte wochenlang an der Tür, die das Leben vom Tode trennt. Aus seinen Fieberphantasien hörte man oft die Worte: „Du büst noch e Jud, awer wat Din Jung is, dei is al en halwer Tschrist."

Gitel behauptete, ihr Mann hätte sich stark erkältet. Sie glaubte, die Erregtheit der letzten Tage wären schon Symptome der Krankheit gewesen.

Moses Abramczik ahnte die wahre Ursache. Er weilte oft am Krankenbette und sorgte dafür, daß es dem Kranken nicht an Pflege und ärztlicher Fürsorge fehlte; auch brachte er die Familie durch Trost, Rat und Hilfe über die schwere Zeit hinweg.

Als Wolf Aron wieder genas, war er der Mann geworden, den ich in meiner Kindheit kannte und den ich eingangs dieser Geschichte geschildert habe.

Jetzt deckt ihn schon lange der Rasen.

Mitteilungen

aus dem

Verband der Vereine für jüdische Geschichte und Literatur in Deutschland.

Herausgegeben vom Geschäftsführenden Ausschuß.

No. 17. | Berlin, im Dezember. | 1909.

Zur Geschichte des Verbandes.

Der Verband der Vereine für jüdische Geschichte und Literatur in Deutschland ist im verflossenen Jahre von schweren, schmerzlichen Verlusten betroffen worden. Auf das im Frühjahr erfolgte Ableben des Herrn Siegfried Freund in Dortmund, eines der ersten Vorstandsmitglieder, die an der am 26. Dezember 1893 in Hannover stattgehabten konstituierenden Versammlung des Verbandes teilgenommen hatten, folgte im Sommer, am 17. Juli, das plötzliche Hinscheiden unseres ersten und langjährigen Vorsitzenden Dr. Gustav Karpeles und im Herbst darauf der Heimgang des Herrn Oskar Berlin, der seit einer Reihe von Jahren mit großer Umsicht und Hingabe das Schatzmeisteramt verwaltete und für die Bestrebungen des Verbandes stets lebhaftes Interesse bekundete Das Andenken all dieser Männer

wird in den Annalen des Verbandes fortleben, aber mit goldenen Lettern wird in ihnen der Name Gustav Karpeles eingegraben bleiben, dessen für uns noch heute geltende Devise: „Die Verbreitung der Kenntnis der jüdischen Geschichte und Literatur ist die allernotwendigste Forderung der Zeit" der deutschen Judenheit auch in künftigen Zeiten als Richtschnur dienen wird. Was Gustav Karpeles dem Verbande gewesen ist, können nächst denen, die an seiner Arbeit für den Verband teilgenommen, die Literaturvereine selbst, denen seine Wirksamkeit galt, am besten beurteilen. Wir können es mit einigen Worten ausdrücken: Gustav Karpeles war die Seele dieser weitverzweigten Körperschaft, die den Namen Verband führt. Sein ganzes Leben, sein Sinnen und Denken standen im Dienste unserer Vereine, in deren Bestand, Förderung und Entwickelung er die sicherste Bürgschaft für die Zukunft des Judentums in Deutschland erblickte. Sein Bestreben war darauf gerichtet, den Verband auf eine sichere finanzielle Basis zu stellen, und er war trostlos darüber, daß die großen und begüterten Gemeinden es nicht für eine Ehrenpflicht halten, durch die Abführung eines regelmäßigen Jahresbeitrages an den Verband ihn in den Stand zu setzen, die kleinen und minderbegüterten Vereine in ihrem Verlangen nach Wissen und Belehrung zu unterstützen. Doch hielt ihn dies von seiner Tätigkeit für den Verband nicht ab. Von der Ueberzeugung ausgehend, daß dieser früher oder später sich doch zu einer dauernden Institution der deutschen Judenheit entwickeln wird, war für ihn die Hauptsache, daß die Vereine ihrer Aufgabe gerecht werden, dem Judentum und der Wiederbelebung seiner Literatur dienen sollten. Und nach dieser Richtung hin erstreckte sich auch seine Haupttätigkeit, die ihm zur Befriedigung und den Vereinen zum Segen gereichte. Die ungeteilte Wertschätzung und Liebe, deren sich der treue Heimgegangene bei Lebzeiten zu erfreuen hatte, bekunden die anläßlich seines Hinscheidens in fast allen Vereinen veranstalteten Trauerfeiern, die Zeugnis dafür ablegen, daß seine von höheren Idealen getragene Wirksamkeit auf

fruchtbaren Boden gefallen ist, und daß die von ihm ausgestreute Saat einst reiche Fürchte tragen wird. Unsere Pflicht aber ist es, in seinem Geiste weiter zu wirken und das von ihm in's Leben gerufene Werk, den Verband, seiner Vollendung näher zu führen. Von diesem Pflichtbewußtsein erfüllt, hat der geschäftsführende Ausschuß, alle Schwierigkeiten überwindend, die Tätigkeit des Verbandes fortzusetzen gesucht. Neben der Rednerliste, die wir nach dem Tode unseres unvergeßlichen Freundes herausgegeben und an sämtliche Vereine geschickt haben, waren wir auch bemüht, die laufenden Geschäfte nach Möglichkeit zu erledigen. Einer stattlichen Anzahl von kleinen Vereinen haben wir wissenschaftliches Material zu Vorträgen übermittelt, mannigfache Publikationen, soweit sie uns zur Verfügung standen, gratis überwiesen, Ratschläge beim Ankauf von Büchern erteilt, und in einigen Fällen den Einkauf selbst besorgt. Auch die an uns gerichteten Gesuche um Subventionen aus dem Wanderrednerfonds haben wir nach Möglichkeit zu berücksichtigen gesucht, in einigen kleinen Vereinen von bewährten Rednern Vorträge halten lassen und eine Kommission zur Herausgabe des Jahrbuches eingesetzt. Indessen galt unsere Haupttätigkeit der Kräftigung des Verbandes, in dessen Fortbestand wir das schönste Denkmal für unseren verewigten Vorsitzenden erblicken. So fanden auf unserer Initiative in letzterer Zeit zwei Sitzungen des Gesamtvorstandes des Verbandes statt: eine in Breslau gelegentlich des Verbandstages der deutschen Juden und eine am 30. Dezember in Berlin. Auf der Tagesordnung standen folgende drei Punkte: „1. Ergänzungswahl des Vorstandes, 2. Beratung über Ort und Termin des nächsten Verbandstages, 3. Vorschläge zur Reorganisation und Förderung des Verbandes und seiner Einrichtungen.“ Die eingehenden Beratungen führten zu dem einstimmigen Beschluß, Herrn Professor Dr. Martin Philippson zum Ehrenvorsitzenden, Herrn Dozenten Dr. J. Elbogen zum 1. Vorsitzenden und Herrn Alois A. F. Marcus in Firma Veit, Selberg & Cie., Berlin, Französischestr. 49, zum Schatz-

meister des Verbandes zu wählen. Alle drei Herren haben sich bereit erklärt, die ihnen angebotenen Aemter anzunehmen und im Geiste des verewigten Dr. Gustav Karpeles für die Ziele des von ihm begründeten Verbandes zu wirken. Zugleich wurde beschlossen, den Verband zu reorganisieren, den Wanderrednerfonds zu kräftigen und im Laufe dieses Jahres, möglichst im Anschluß an den nächsten Gemeindetag des Deutsch-Israelitischen Gemeindebundes, einen Verbandstag abzuhalten und sämtliche Vereine zur Teilnahme an den Verhandlungen einzuladen.

Wir schließen unseren Bericht mit dem Wunsche, daß für den Verband, der nach mancher Richtung reformbedürftig ist, unter der Leitung seines neuen Präsidiums eine neue, glückliche Ära beginnen möge, zum Segen der Vereine und zum ehrenden Andenken an deren Schöpfer und treuen Förderer: Gustav Karpeles.

Verzeichnis

sämtlicher Vereine für jüdische Geschichte und Literatur in Deutschland, deren Mitgliederzahl und Vorstände.

1. **Aachen.** 140 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Jaulus, Ehrenvorsitzender; Rechtsanwalt Dr. Oscar Francken, Vorsitzender; Kaufmann Louis Mayer, stellvertretender Vorsitzender; Kaufmann Sal. Rosenfeld, Schriftführer; Fabrikant Robert Marx, Kassierer; Rentner Hermann Gottfeld, Städt. Oberingenieur S. Oestreicher. Rentner Bernh. Neckarsulmer, Beisitzer.

2. **Allenstein.** 60 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Olitzki, Vorsitzender; Gymnasialoberlehrer Levy, stellvertretender Vorsitzender; Rechtsanwalt Cohn, Schriftführer; Kantor Karo, Kassierer; Stadtrat und Stadtältester Simon, Kaufmann H. Ascher, Beisitzer.

3. **Altona.** Vorstand: Salomon Feinberg, Felix Bachmann, Dr. Moses Lewy, Jacob Schechtenstetter, Salomon Buttenwieser, R. Hebe, M. Auerbach.

4. **Alzey.** 75 Mitglieder. Vorstand: Großherzogl. Rabbiner Dr. Lewit, 1. Vorsitzender; Emil Liebmann, 2. Vorsitzender; Rechtsanwalt Dr. Paul Wolf, Schriftführer; Ludwig Koch II, Kassierer; Moses Kahn, Simon Hirsch, Beisitzer; Lehrer A. Stern, Bibliothekar.

5. **Annaberg** (Erzgebirge), 27 Mitglieder. Vorstand: Fabrikant M. Türk, Vorsitzender; Julius Neumark, Kassierer und Stellvertreter; Rektor F. Saphra, Schriftführer; S. Leiser und H. Lamm, Ausschuß.

6. **Ansbach.** 27 Mitglieder. Vorsitzender: Dr. P. Kohn, Distrikts-Rabbiner.

7. **Aschaffenburg.** 80 Mitglieder. Vorstand: Distriktsrabbiner Dr. Wachenheimer, Leopold Sternheimer, Rechtsanwalt Schottenfels, Simon Vogel, Wilhelm Hamburger, Benno Hamburger, Moses Rothschild.

8. **Augsburg.** 60 Mitglieder. Ehrenvorstand: Rabbiner Dr. Groß; Vorstand: Justizrat Dr. Bauer, 1. Vorsitzender; Bankier Emil Gutmann, 2. Vorsitzender und Kassierer; Rentier Gustav Flesch, Schriftführer; Kommerzienrat Heinr. Landauer und Rechtsanwalt Dr. Emil Epstein.

9. **Bamberg.** 150 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. A. Eckstein, Rechtsanwalt Höflein, Kantor Klestadt, Hofbankier Emil Wassermann, Justizrat Dr. Werner.

10. **Bebra.** 25 Mitglieder. Vorstand: B. Apfel, Vorsitzender; L. Oppenheim, Kassierer; S. Katz, Schriftführer.

11. **Bernstadt i. Schl.** 30 Mitglieder. Vorstand: Th Brinnitzer, Hugo Bloch, Julius Bertun, Prediger Albert Wolfgang.

12. **Beuel.** 38 Mitglieder. Vorstand: Herm. Hirschhorn, Vorsitzender; Kaufmann Simon, stellvertr. Vorsitzender; Lehrer Adolf Nußbaum, Schriftführer; Sommer Seligman, stellvertretender Schriftführer; Samuel Levy, Kassenwart; Andreas Horn, David, Kaufmann, Salomon Behr, Moses Herz, Beisitzer.

13. **Berlin.** 1320 Mitglieder. Vorstand: Prof. Dr. M. Philippson, 1. Vorsitzender; Dr. Hirsch Hildesheimer, 2. Vorsitzender; Prediger Dr. M. Levin, Schriftsteller Albert Katz, Schriftführer; Julius Fränkel, Schatzmeister; Schriftsteller Dr. S. Bernfeld, Dozent Dr. S. Elbogen, Rabbiner Dr. Eschelbacher, Heinrich Fraenkel, Benas Levy, Professor Dr. Rosin, Beisitzer.

14. **Bernburg.** 41 Mitglieder. Vorstand: Moritz Schwab, 1. Vorsitzender; Ludw. Gumpel, 2. Vorsitzender, Leopold Maschke, Schriftführer; Alfr. Simonsohn, Kassierer; Jos. Sarne, Louis Calm, Beisitzer.

15. **Beuthen** (O./S) 150 Mitglieder. Vorstand: Dr. S. Galliner, 1. Vorsitzender; Rechtsanw. Dr. Schmidt, 2. Vorsitzender; Hugo Lesser, Schriftführer; Benno Steinfeld, Kassenführer; Louis Goldstein, Walter Kopfstein, Beisitzer; Rektor Schürmann, Bibliothekar.

16. **Bingen a. Rh.** 110 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Grünfeld, Vorsitzender; Bankier Julius Landau, Rechtsanwalt Strauß, Moses Groß, Rabb. Dr. Neuwirth, Dr. med. Rudolf Ebertsheim, Ferdinand Seligmann.

17. **Bocholt.** 37 Mitglieder. Vorstand: Abraham Weyl, 1. Vorsitzender; J. Spier, 2. Vorsitzender; Gustav Gompertz, Schriftführer; S. Bach, Kassierer; L. Nußbaum, Beisitzer.

18. **Bochum.** 125 Mitglieder. Vorstand: M. Hählein, 1. Vorsitzender; Dr. med. Mosbacher, 2. Vorsitzender; Rabbiner Dr. David, Schriftführer; Rechtsanwalt Dr. Rosenbaum, Kassierer; Lehrer M. Ostermann, Bibliothekar.

19. **Bonn.** 102 Mitglieder. Vorstand: Dr. Edelstein, Vorsitzender; Rabbiner Dr. Kalischer; Rechtsanwalt Dr. Cohn, Bankier L. David, Rendant; Max Herschel, Dr. Hermanns; Leopold Feldmann, Kantor J. Baum, Schriftführer.

20. **Brakel** (Kreis Höxter). 25 Mitglieder. Vorstand: Julius Flechtheim, Vorsitzender; August Sommer, stellvertretender Vorsitzender; Lehrer Jacobi, Schriftführer und Bibliothekar; Bernhard Heineberg, David Liebenberg, Beisitzer.

21. **Brandenburg a. H.** 38 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Ackermann, 1. Vorsitzender; Dr. med. Sittner, 2. Vorsitzender; Alb. Nathanson, 1. Schriftführer; M. Findling, 2. Schriftführer; M. Oppenheim, Kassierer.

22. **Braunschweig.** 75 Mitglieder. Vorstand: Landesrabbiner Dr. Rülf, 1. Vorsitzender; F. Spanjer-Herford, 2. Vorsitzender; M. Regensburger, Kassierer; S. Hamburger, Schriftführer.

23. **Bremen.** 69 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. L. Rosenak, Ehrenvorsitzender; J. Aschendorff, 1. Vorsitzender; Dr. J. Pinette, 2. Vorsitzender, B. Zacharias, Protokollführer; Dr. Gorodiski, Schatzmeister; Julius Abraham, N. Abraham, H. Steinberg, Beisitzer.

24. **Breslau.** 345 Mitglieder. Vorstand: Geh. Justizrat Wollstein, Vorsitzender; Dozent Dr. M. Brann, 2. Vorsitzender; Kgl. Oberbibliothekar, Prof. Dr. L. Cohn, 1. Schriftführer; R.-A. Hirschberg, 2. Schriftführer; Verlagsbuchhändler, Max Marcus, Kassierer; Louis Burgfeld, Rabb. Dr. Jacob Guttmann, Hugo Jacobsohn, Justizrat Joël, Louis Loewenthal, Rabb. Dr. Rosenthal, Beisitzer.

25. **Briesen,** Westpr. 60 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Eppenstein, 1. Vorsitzender; Fabrikbesitzer Friedmann Moses, 2. Vorsitzender; Dr. med. Wolff, Bibliothekar; Kaufmann S. Pottlitzer, Kassierer; Kaufmann Ad. Jäger, Schriftführer.

26. **Bromberg.** 150 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Walter, Vorsitzender; Lehrer Herzberg, Schriftführer; Justizrat Baerwald, Kassierer; Kaufmann Fuß, Brauereibesitzer M. Mussak, Beisitzer.

27. **Bruchsal.** 90 Mitglieder. Vorstand: Jacob Oppenheimer, 1. Vorsitzender; Dr. Fuchs, 2. Vorsitzender; Sig. Sulzberger, Schriftführer; Bernh. Hilb, Kassierer; Moritz Nathan, Bibliothekar; Prof. Dreyfuß, R.-A. Rothschild, Rabb. Dr. Eschelbacher.

28. **Bütow.** 28 Mitglieder. Vorstand: L. Hirschfeld, G. Scheidemann, M. Croner, Lehrer S. Frank.

29. **Cassel.** 130 Mitglieder. Vorstand: Bankier Gustav Sichel, Vorsitzender; Fabrikant M. Lieberg, Schriftführer; Kaufmann J. Schartenberg, Kassierer; Dr. med. F. Blumenfeld, H. Blumenthal, Landrabbiner Dr. Doctor, Th. Eisenberg, J. Hornthal, Kommerzienrat G. Plaut, Kommerzienrat G. Rosenzweig, J. Spangenthal.

30. **Coburg.** 52 Mitglieder. Vorstand: Prediger Simon Oppenheim, Vorsitzender; Jakob Altmann, Schriftführer; Abraham Friedmann, Kassierer; Samuel Gutmann, S. Braun, Beisitzer.

31. **Cottbus.** 50 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Posner, W. Reyersbach, H. Klein, Max Levy, B. Oppenheim.

32. **Cöthen** (Anhalt). 45 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Seligkowitz, Kaufmann Markus.

33. **Crefeld.** 155 Mitglieder. Vorstand: Oberrabb. Dr. Levi, Vorsitzender; Justizrat Dr. Simon, stellvertr. Vorsitzender; M. Reis, Rechner, Lehrer Alexander, Schriftführer; Hauptlehrer Andorn, Jacob Gompertz, Rechtsanwalt Dr. H. Kaufmann, Dr. med. Wedel, Beisitzer.

34. **Culm i. W.** 45 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Guttmann, Vorsitzender; Rechtsanwalt Blumenthal, stellvertr. Vorsitzender; J. P. Benjamin, Kassierer; W. Sieberth, Beisitzer. Arthur Bukofzer, Bibliothekar;

35. **Culmsee.** 30 Mitglieder. Vorstand: J. Sternberg, Springer Th. Levy, Gelhar, Cohn.

36. **Cüstrin.** 72 Mitglieder. Vorstand: J. D. Müller, Prediger R. Haase, Sigismund Hartwich, Adolf Herzog, Sigfr. Schwarz.

37. **Czarnikau.** 60 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Weyl Vorsitzender; Peiser, Stellvertreter; Hirschberg und Schleimer, Beisitzer; Kochmann, Schriftführer; Caspari, stellvertretender Schriftführer; Lemchen, Kassenführer.

38. **Danzig.** 203 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Kaelter, Justizrat Steinhardt, stellvertr. Vorsitzender; Fabrikbesitzer Moritz Cohn, Schatzmeister; Kaufmann Max Jacoby, Schriftführer; Geh. Sanitätsrat Dr. Wallenberg, Dr. med. Julius Lewy, Dr. Schopf.

39. **Dessau.** (Mendelssohn-Verein.) Die gesamte Gemeinde ist Mitglied. Vorstand: Rechtsanwalt Dr. Ascher, Landesrabbiner Dr. Walter.

40. **Detmold.** 45 Mitglieder. Vorstand: Jul. Weinberg, Adolf Steinberg.

41. **Diedenhofen.** 47 Mitglieder. Vorstand: Religionslehrer A. J. Kohn, Ehrenvorsitzender; Kaufmann M. Michel, 1. Vorsitzender; Zahnarzt B. Elk, 2. Vorsitzender; Regierungsbaumeister M. Dreyfuß, Schriftführer; Kaufmann A. Israel, Kassierer; Kantor L. Hofftein, Beisitzer.

42. **Dinslaken.** 35 Mitglieder. Vorstand Direktor Wormser, Lehrer Strauß, Simon Jacobs.

43. **Dirschau.** 55 Mitglieder Vorstand: Hermann Kallmann, Vorsitzender; Eugen Lippfeld, Stellvertreter; Leopold Lesser, Kassierer; C. Israelski, Schriftführer; M. Jaffé, Bibliothekar.

44. **Dortmund.** 131 Mitglieder. Vorstand: S. Freund, Vorsitzender; D. Leeser, stellvertr. Vorsitzender; E. Goldschmidt, Schriftführer; Louis Jonas, Kassierer; Rabbiner Dr. Jacob, J. N. Wolff, S. Elkan, Beisitzer.

45. **Dresden.** 94 Mitglieder. Vorstand, Max Elb, Vorsitzender; Dr. med. Zimmermann, stellvertr. Vorsitzender; Rabbiner Dr. Stein, Schriftführer; Carl Meyer, Kassierer; Dr. Alfred Zucker, Beisitzer.

46. **Duisburg.** 125 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Neumark, 1. Vorsitzender; Julius Philipps, 2. Vorsitzender; Max Levy, Max Löwe, Lehrer Nußbaum.

47. **Düsseldorf.** 152 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Baeck, Vorsitzender; Rechtsanwalt Dr. Levison, stellvertr. Vorsitzender; C. W. Simons, Schatzmeister; Dr. Jonas, 1. Schriftführer; J. Michalowski, 2. Schriftführer; A. Hendrix, M. Fuchs, Beisitzer.

48. **Eberswalde.** 64 Mitglieder. Vorstand: Prediger Hamburger, Vorsitzender; Albert Jacob, stellv. Vorsitzender; E. Liepmann, Schriftführer; J. Lagro, Kassierer; M. Jacoby, Beisitzer.

49. **Eisenach.** 60 Mitglieder. Vorstand: Prediger Ernst Meyer, Vorsitzender; David Mandelbaum, Schriftführer; Max Klebe, Kassierer; Max Troplowitz, Isidor Cohn, Beisitzer; B. Großmann, Bibliothekar.

50. **Elberfeld.** 140 Mitglieder. Vorstand: Dr. Norden, Ehrenmitglied; Hermann Strauß, 1. Vorsitzender; M. Wetzstein, 2. Vorsitzender; R.-A. Brück, Schriftführer; B. Weingarten, Kassierer; J. Kann, Bibliothekar; L. Fleischhacker, Stern-Großmann, Beisitzer.

51. **Elbing.** 51 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Silberstein, Vorsitzender; Th. Lesser, Dr. A. Landon, W. Lewin, Ph. Rosenthal, G. Ochs.

52. **Erfurt.** 81 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Salzberger, Leopold Heilbrunn, M. Heß, G. Neukamp, Apotheker Arthur Ziegler.

53. **Essen** (Ruhr). 2 Ehrenmitglieder, 171 ordentliche und 11 außerordentliche Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. S. Samuel, 1. Vorsitzender; Rechtsanwalt Max Abel, 2. Vorsitzender; Kaufmann August Kohn, 1. Schriftführer; Lehrer J. Kaufmann, 2. Schriftführer; Kanzleirat Jos. Hirsch, Kassierer; Kommerzienrat J. Hirschland, Dr. med. Ernst Levy, Beisitzer.

54. **Filehne.** 51 Mitglieder. Vorstand: Ziegeleibesitzer Albert Maaß, Vorsitzender; Rabbiner Nobel; Holzhändler C. Levy, Schriftführer; Spediteur S. Herzberg, Kassierer; S. Neumann, Beisitzer

55. **Fordon a. d. Weichsel.** 20 Mitglieder. Vorstand: K. Roßkamm, Vorsitzender; E. Caro, Schriftführer; L. Gerber, Kassierer, G. Jospe.

56. **Forst.** (Lausitz). 28 Mitglieder. Justizrat Zuckermann, Prediger Pulvermann, Kaufmann Marcuse.

57. **Frankfurt a. M.** 293 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. J. Horovitz, Vorsitzender; Dr. J. Heinemann, stellv. Vorsitzender; Julius Sommer, Kassierer; Dr. Julius Höxter, Schriftführer; Hugo Fränkel, Dr. med. Carl Lehmann, Dr. med. Raphael Kauffmann.

58. **Frankfurt a. O.** 70 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Bergmann, Vorsitzender; Dr. Löwenstein, Schriftführer; Dr. Kahnemann, Rendant; Lehrer Dobrowolsky, Bibliothekar; L. Broh, Beisitzer.

59. **Freiburg i. B.** 90 Mitglieder. Vorstand: A. Lay, Präsident; Fritz Springer, Schriftführer; Rosenstock, Kassierer; Dr. E. Meyer, L. Grötzinger, J. Sommer und Piquart, Beisitzer.

60. **Friedberg i. H.** 30 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt Stahl, Bad Nauheim; G. Hanau und Lehrer H. Ehrmann.

61. **Geestemünde-Lehe.** 60 Mitglieder. Vorstand: B. Adler, Bremerhaven, M. Magnus-Geestemünde, S. Bachenheimer-Geestemünde, Lehrer, Ed. Boas-Bremerhaven, Synagogenvorst., H. Kayser-Bremerhaven, Max Neuhaus-Bremerhaven, A. Liebenthal-Lehe und M. Feldbrand-Geestemünde.

62. **Gelnhausen.** 30 Mitglieder. Vorstand: Lehrer M. Strauß, Max Stern, Arthur Meyer, M. Lorsch, A. Goldschmidt.

63. **Gelsenkirchen-Wattenscheid.** 100 Mitglieder. Dr. Wallerstein, 1. Vorsitzender; San.-Rat Dr. Bonnin, 2. Vorsitzender; Lehrer Kaufmann, 1. Schriftführer; Lehrer Oppenheim, 2. Schriftführer; Klestadt, Kassierer; Lehrer Katz, 1. Bücherwart; Samuelsdorf, 2. Bücherwart.

64. **Gießen.** 130 Mitglieder. Vorstand: Provinzialrabbiner Dr. Sander, 1. Vorsitzender; A. Fröhlich, 2. Vorsitzender; Z. Kann, Kassierer; J. Pfeffer, Lehrer Voy, Bibliothekar.

65. **Glogau.** 108 Mitglieder. Vorstand: Justizrat Fränkel, Rabbiner Dr. Lucas, Rentier Leopold Sachs, Rentier Mosing Cohn, Buchhändler Georg Ostertag.

66. **Gnesen.** 135 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Jacobson, Vorsitzender; S. Chraplevski, L. Fink, Schriftführer; J. Krzywinos, Schatzmeister; H. Cohn, Bibliothekar.

67. **Göttingen.** 95 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Behrens, Vorsitzender; Bernhard Bachmann, Schriftführer; Hermann Jakob, Kassierer; Rechtsanwalt Rosenberg, Bankier Hermann Müller, Richard Gräfenberg, Dr. Kurt Lewkonja.

68. **Gollub W.-Pr.** 35 Mitglieder. Vorstand: Lehrer A. Kadisch, 1. Vorsitzender; Apothekenbesitzer A. Riesenfeld, 2. Vorsitzender; J. Tuchler, Schriftführer; A. Silberstein, Kassierer.

69. **Mur.-Goslin.** 20 Mitglieder. Vorstand: H. Giballe, 1. Vorsitzender; Max Chaim, 2. Vorsitzender; Lehrer Witt, Schriftführer und Bibliothekar; A. Labinsky, Kassierer.

70. **Gostyn.** 20 Mitglieder. Vorstand: A. Wachtel, Vorsitzender; Julius Kantorowitz, Rendant.

71. **Gotha.** 48 Mitglieder. Vorstand: Gustav Ledermann, D. Katzenstein, Lehrer Röthler.

72. **Grätz** (Posen). 26 Mitglieder. Vorstand: S. Jablonski, Vorsitzender; Cantor Freudenberg, Schriftführer; R. Krüger, Kassierer.

73. **Graudenz.** 62 Mitglieder. Vorstand Rabbiner Dr. J. Loewy, Vorsitzender; Lehrer D. Mannheim, Bibliothekar; Kantor J. Bernstein, Schriftführer; S. Loeffler, Kassierer; B. Loewenthal, Beisitzer.

74. **Groß-Blittersdorf.** 24 Mitglieder. Vorstand: J. Simon, 1. Vorsitzender; Armand Levy, 2. Vorsitzender; Emil Franck, Schriftführer; J. Bloch, Kassierer.

75. **Gr.-Strehlitz, Ob.-Schl.** 49 Mitglieder. Vorstand: Dr. med. Wachsner, Rechtsanwalt Naumann, Waldemar Epstein, Samuel Rothmann, Prediger Steiner.

76. **Gütersloh und Nachbargemeinden.** 62 Mitglieder. Vorstand: L. Rosendahl-Gütersloh, Vorsitzender; E. Bergfeld-Versmold, stellvertr. Vorsitzender; H. Rosenthal-Gütersloh, Schriftführer; A. Steinberg-Rheda, Schatzmeister; L. Spier-Rheda, G. Wolf, Kassierer; B. Loewenthal, Beisitzer.

77. **Grünberg i. Schl.** 34 Mitglieder. Vorstand: L. Laskau, Vorsitzender; Emil Kosterlitz, stellv. Vorsitzender; Adolf Selowsky, Kassierer (Schriftführer vakant); Alfred Baeck, Bibliothekar.

78. **Gunzenhausen.** Vorstand: Dr. P. Kohn, Kfm. Neuburger, Lehrer Marx.

79. **Hagen i. W.** 81 Mitglieder. Vorstand: Dr. med. E. Wolff, Vorsitzender; Lehrer W. Abt, Schriftführer; Prokurist W. Benjamin, Kassierer.

80. **Hamburg.** 150 Mitglieder. Vorstand: H. Gumpertz, 1. Vorsitzender; Alfred Levy, 2. Vorsitzender; Dr. Fink, Schriftführer; M Heimann, Kassierer; Alfred Cohn, J. Gotthelf, Samson Goldschmidt, Dr. jur. Falk, Salomon Goldschmidt.

81. **Hamburg** (Gabriel Rießer-Verein). 140 Mitglieder: Vorstand: Prediger Dr. D. Leimdörfer, Dr. H. C. Plaut, Direktor M. Jakobsen, Josef Lippmann; Emil Magnus, A. Senior-Deitelzweig, M. Jelenkiewicz, Adolf Kümmelstiel, L. Curjel, Dr. Teutler, Dr. Wassermann, Dr. S. Meyer, Dr. J. Lippmann, A. Lewandowsky, S. Münden.

82. **Hameln**. 34 Mitglieder. Vorstand Lehrer S. Bachrach, M. Frankenstein, L. Adler, S. Maybaum, Carl Friedheim, Frau Rosa Bernstein, Frl. Frida Sander.

83. **Hamm i. W.** 40 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt Dr. Michaelis, 1. Vorsitzender; J. Koppel-Bamberger, 2. Vorsitzender; M. Weiler, Schriftführer und Kassierer.

84. **Hannover**. 166 Mitglieder. Vorstand: Kommerzienrat Emil L. Meyer, Vorsitzender; Seminar-Direktor Dr. Knoller, Justizrat Dr. Siegmund Meyer, Julius Frensdorf, Dr. med. L. Katzenstein.

85. **Hattingen (Ruhr)**. 25 Mitglieder. Vorstand: Jakob Urias, 1. Vorsitzender; Zahnarzt J. Markes, 2. Vorsitzender; M. Goge, Kassierer; Lehrer M. Andorn, 1. Schriftführer und Bibliothekar; Mos. Röttgen-Linden-Ruhr, 2. Schriftführer.

86. **Hechingen** (Hohenzollern). 52 Mitglieder. Vorstand: Fabrikant Emil Weil, 1. Vorsitzender; Kaufmann Eugen Wolf, Schriftführer und Kassierer; Lehrer und Rabbinatsverweser Leo Schmalzbach, Beisitzer.

87. **Heilbronn a. N.** 55 Mitglieder. Vorstand: Hermann Wollenberger, Vorsitzender.

88. **Herford-Westfalen.** 59 Mitglieder. Vorstand: J. Bauch, 1. Vorsitzender; H. Herzfeld, 2. Vorsitzender; Prediger S. Goldmann, Schriftführer; H. Ruben, Kassierer; Julius Elsbach, Frau Rosa Goldberg, Beisitzer; Fräulein Martha Weinberg, Carl Meyer, Bibliothekare.

89. **Hildesheim**. 40 Mitglieder. Vorstand: Landrabbiner Dr. Lewinsky, E. Freudenthal, Rechtsanwalt A. Oppenheimer, T. Hornthal.

90. **Hirschberg i. Schl.** 40 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Biram, Justizrat Ledermann. Dr. med. S. Moses-Warmbrunn.

91. **Hochfelden**. 27 Mitglieder. Vorstand: Raphael Levy, Präsident; Emil Levy, Vizepräsident; Isaac Metzger, Schriftführer; August Vicard, Kassenwart; Armand Roos, Bibliothekar.

92. **Hohensalza.** 121 Mitglieder. Vorstand: Sanitätsrat Dr. Warschauer, Vorsitzender; Justizrat Latte, stellv. Vorsitzender; Zahnarzt Schwersenz, Schriftführer; Rudolf Librowitz, Kassierer; Julius Peiser, Beisitzer.

93. **Hoppstädten a. N.** 34 Mitglieder. Vorstand: Anton Kronenberger, Leopold Frank, D. Weil, Kassierer; Isidor Weil.

94. **Hörde.** 32 Mitglieder. Vorstand: Lehrer Stern, Jacob Gans, L. Strauß, Max Rosenthal.

95. **Höxter.** 15 Mitglieder. Vorstand: E. Michaelis, 1. Vorsitzender; Ph. Netheim, stellvertretender Vorsitzender; M. Benjamin, Schriftführer und Rendant; Lehrer Weinberg, Bibliothekar.

96. **Ingweiler.** 25 Mitglieder. Vorstand: Lehrer Em. Wahl, 1. Vorsitzender; L. Bloch, 2. Vorsitzender, P. Loeb, 1. Schriftführer; L. Bloch, 2. Schriftführer; A. Meyer, Kassierer; B. Weiß, F. Lazarus, Beisitzer.

97. **Insterburg.** 50 Mitglieder. Vorstand: Ehrenvorsitzender Kreisrabbiner Dr. Beermann; Amtsgerichtsrat Blumenfeld, Vorsitzender; Stadtrat Eichelbaum, stellvertretender Vorsitzender; Wald, Schriftführer und Kassirer; Dr .Rosenkranz, Elias, Beisitzer.

98. **Iserlohn.** 43 Mitglieder. Vorstand: Prediger Dr. Salomon, Vorsitzender; Kreistierarzt Goldstein, stellvertretender Vorsitzender; Max Münchhausen, Schriftführer; Julius Wertheim, Kassierer; Hermann Wertheim, Bibliothekar.

99. **Jever.** 50 Mitglieder. Vorstand: M. Schwabe, Vorsitzender; Siegmund Levy, Schriftführer und Kassierer; A. Joseph Beisitzer.

100. **Kaiserslautern.** 40 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Landsberg, Dr. Dreyfuß, P. Hirschfeld, Nakler.

101. **Karlsruhe** (Baden). 225 Mitglieder. Vorstand: Dr. Max Rosenberg, Vorsitzender; Dr. Th. Homburger, stellvertr. Vorsitzender; Abraham Ettlinger, Dr. Ludwig Haas, Prof. Dr. Gerson Hanauer, Dr. Nathan Stein, Dr. Paul Homburger.

102. **Kattowitz** (O.-S.). 134 Mitglieder. Vorstand: Dr. D. Braunschweiger, Vorsitzender; Max Willner, stellvertr. Vorsitzender; Professor Dr. Goldschmidt, Schriftführer; Julius Rothmann, Kassierer; Rabbiner Dr. Cohn, A. N. Weißmann, Arnold Wiener, Beisitzer.

103. **Kempen i. P.** 72 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Lewin, Isidor Caro, H. Fischer, H. Auerbach.

104. **Kiel.** 52 Mitglieder. Vorstand: Dr. med. Jacob, Vorsitzender; Lehrer L. Katz, Schriftführer und Bibliothekar; Kaufmann C. Schumm, Kassenführer; J. Tannenwald und M. Jonas, Beisitzer.

105. **Kitzingen a. M.** 61 Mitglieder. Vorstand: Adolf Stiebel, 1. Vorsitzender; Louis Frank, 2. Vorsitzender; Leopold Flamm, Kassierer und Schriftführer.

106. **Koblenz.** 95 Mitglieder. Vorstand: M. Moses i. Fa., G. Hargershausen, 1. Vorsitzender; Prediger Benno Huhn, 2. Vorsitzender; Arthur Cohn, 1. Schriftführer; Max Bermann, 2. Schriftführer; M. Gottschalk, Kassierer.

107. **Kolmar i. P.** 35 Mitglieder. Vorstand: Bernhard Lewin, 1. Vorsitzender; Hermann Holländer, 2. Vorsitzender; Hermann Rummelsburg, Schriftführer; Jacob Ruben, Kassierer; Leopold Wolff, Julius Schier, Isaac Kasper, Beisitzer und Vergnügungskomitee.

108. **Köln a. Rh.** 300 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Ludwig Rosenthal, 1. Vorsitzender; Moritz Levy jr., 2. Vorsitzender; Max Goldreich, Schriftführer; Rektor Bernhard Coblenz, Kassierer; Noah Kaufmann, David Cohen, Beisitzer.

109. **Konitz** (Westpreußen). 43 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Weyl, Vorsitzender; J. Fleischer, H. Herrmann, M. Neumann, A. Rehfeld.

110. **Konstanz.** 75 Mitglieder. Vorstand: Stadtrabbiner Dr. Chone; S. Schwarz, Kassierer; Dr. med. Rothschild, Rechtsanwalt M. Bloch, Kantor Geismar, Herm. Thannhauser.

111. **Königsberg i. Pr.** 150 Mitglieder. Vorstand: Prof. Dr. Saalschütz, Ehrenvorsitzender; Rabb. Dr. Vogelstein, stellvertretender Vorsitzender; Rabbiner Dr. Perles, 1. Schriftführer; Rechtsanwalt Dr. Julius Jacobi, 2. Schriftführer; Max Arendt, 1. Kassierer; Konsul Max Minkowski, 2. Kassierer; Jakob Kirschner, Beisitzer; Oberkantor Birnbaum, 1. Bibliothekar; Jakob Towbin, 2. Bibliothekar.

112. **Königshütte.** 110 Mitglieder. Vorstand: Dr. Fränkel, Vorsitzender; Hubert Markiewitz, Schriftführer; Heinrich Friedlaender, Schatzmeister; Lehrer Plaut, Bibliothekar; Theodor Tichauer, Referendar Hamburger, Beisitzer.

113. **Kosel.** 30 Mitglieder. Vorstand: Hermann Capauner, Adolf Apt, Kantor Krolik, Carl Wolff und Max Koslowsky.

114. **Krotoschin.** 54 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Heinrich Berger, 1. Vorsitzender; Stadtrat Julius Neumark, 2. Vorsitzender; Kaufmann Heymann Daniel, Schriftführer; Joseph Mugdan, Kassierer; Rechtsanwalt Mannheim und Kaufmann Georg Grünspach, Revisoren; Lehrer Margolius, Bibliothekar.

115. **Labischin.** 16 Mitglieder. Vorstand: Kaufmann M. Lippmann, 1. Vorsitzender; Kaufmann H. Lewin, 2. Vorsitzender; Rabbiner Dr. Ansbacher, Lehrer S. Spier, Schriftführer und Kassierer.

115. **Lage-Lippe.** 35 Mitglieder. Vorstand: H. Vogelstein-Lage, 1. Vorsitzender; M. L. Rabacker-Lemgo, 2. Vorsitzender; Lehrer Heilbronn-Lemgo, Schriftführer; J. Paradies-Lage, Kassierer.

116. **Landsberg a. W.** 50 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. B. Elsaß, Vorsitzender; Albert David, Georg Levinson, R. Michaelis, Karl Stern.

117. **Lauenburg i. P.** 36 Mitglieder. Rabbiner Dr. Neuhaus, 1. Vorsitzender; Kaufmann Bernhard Kinsky, 2. Vorsitzender und Kassierer.

118. **Lautenburg** (Wstpr.). 31 Mitglieder. Vorstand: Kaufmann Max Lewin, 1. Vorsitzender; Max Salomon I, 2. Vorsitzender; Lehrer Treumann, Schriftführer; Kaufmann J. Jacobowitz, Kassierer.

119. **Lessen** (Ostpr.) 35 Mitglieder. Vorstand: Max Momtheim, Emil Löwenstein, Max Nachemstein, Sieg. Seelig, M. J. Moses, Dr. Julius Jacobi, stellvertr. Schriftführer; Max Arendt, Kassierer; Konsul Max Minkowski, stellvertr. Kassierer; Oberkantor Birnbaum, Bibliothekar; Kaufmann Max Towbin, stellvertr. Bibliothekar; Rentier Jakob Kirschner, Beisitzer.

120. **Leipzig.** 165 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Porges, Vorsitzender; Jakob Blumenfeld, stellvertretender Vorsitzender; Gabriel Nathansen, Schriftführer; Hermann Wittner, Schatzmeister; O. Blümlein, Beisitzer.

121. **Lippstadt.** 33 Mitglieder. Vorstand: Sam. Hostheim, M. Levison, B. Stern, S. Abel.

122. **Lissa i. P.** 83 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Bäck, 1. Vorsitzender; Justizrat Nürnberg, 2. Vorsitzender und Schriftführer; Hauptlehrer a. D. Herbst, Kassierer und Bibliothekar; Sanitätsrat Dr. Scherbel, Sig. Goldschmidt.

123. **Loebau i. Westpr.** 33 Mitglieder. Vorstand: Josef Marcus, 1. Vorsitzender; Jacob Jacobsohn, 2. Vorsitzender; Tobias, Schriftführer; Heinrich Cohn, Kassierer; Ravitscher, Bibliothekar,

124. **Lublinitz.** (Synagogen-Gemeinde.) Vorstand Rabbiner Dr. Friedmann.

125. **Ludwigshafen a. Rh.** 82 Mitglieder. Vorstand: Moritz Wolff, 1. Vorsitzender; Gustav Thalheimer, 2. Vorsitzender; S. Wetzler, 1. Schriftführer; Leiser 2. Schriftführer; Rudolf Rubel, 1. Rechner; Moritz Gimbel, 2. Rechner; Dr. Gerstle, Katz, Koburger, Jakob Wolff, Beisitzer.

126. **Lübeck.** 26 Mitglieder. Vorstand: Lehrer B. Goldschmidt, Dr. Landau, Julius Mecklenburg, Simson Carlebach, Zahnarzt Rothschild.

127. **Magdeburg.** 118 Mitglieder. Vorstand: Justizrat Choyke, Vorsitzender; Rabbiner Dr. Wilde, stellv. Vorsitzender und Schriftführer; Max Singer, Rendant; Dr. med. Wiesenthal, Beisitzer. Dr. med. Simon, Bibliothekar.

128. **M.-Gladbach.** 65 Mitglieder. Vorstand: J. Aschaffenburg, Vorsitzender; Dr. F. David, G. Jonas. L. Fröhlich, F. Cohen.

129. **Mainz.** 170 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. S. Salfeld, Vorsitzender; Bankier Ludw. Kronenberger, Kassierer; B. Nußbaum, Schriftführer; M. Kahn, S. Lazarus, Dr. med. Levi-Ober-Ingelheim, Dr. med. J. Metzger, Justizrat Dr. M. Loeb, Martin Mayer-Ganz.

130. **Mannheim.** 164 Mitglieder. Vorstand: Eduard Bauer, Vorsitzender; Julius Simon, Schriftführer; Bankdirektor S. Rosenbaum, Kassierer; Rechtsanwalt Dr. H. Bernheim, Dr. G. Hecht, Beisitzer.

131. **Marienwerder** i. Westpr. 43 Mitglieder. Vorstand Lehrer H. Geisenberg, Vorsitzender; Kaufmann Th. Tandhen, Schriftführer; Rentier M. Blum, Schatzmeister; Kaufmann J. Mooy, Beisitzer.

Der Verein ist erst am 25. November 1909 gegründet worden.

132. **Marsberg.**

133. **Memel.** 71 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Isaak Stein, 1. Vorsitzender; Leon Scheinhaus, 2. Vorsitzender; S. Rudeitzky, 1. Schriftführer; J. Werblowsky, 2. Schriftführer; G. Millner, 1. Kassierer; Landau, 2. Kassierer; Lehrer und Kantor J. Kahn, Bibliothekar.

134. **Merzig a. Saar.** 35 Mitglieder. Vorstand: Julius Blum, Präsident; A. Sulzbacher, Vizepräsident; Leo Weil, Schriftführer; David Felsenthal, Kassierer; Isaac Sahnerl, Festordner.

135. **Metz.** 130 Mitglieder. Vorstand: Oberrabbiner Dr. Netter, Ehrenvorsitzender; Gerichtsassessor Samuel, 1. Vorsitzender; Dr. Dannenberg, 2. Vorsitzender; L. Klein, Apotheker L. Levy, Schriftführer; R. Landauer, Kassierer; A. Schift, Apotheker C. Weil, Beisitzer.

136. **Militsch** (Bez. Breslau). 11 Mitgl. Vorstand: Scheue, Hauptmann, J. Hirschel.

137. **Mühlheim a. d. R.** 85 Mitglieder. Vorstand: Lehrer O. Kaiser, 1. Vorsitzender; Zahnarzt S. Elkan, 2. Vorsitzender; Max Stern, 1. Schriftführer und Kassierer; Gust. Kaufmann, D. Sohn, 2. Schriftführer und Kassierer; Moritz Steinwasser, Bibliothekar.

138. **Mülhausen** (Elsaß). 120 Mtglieder. Vorstand: Armand Bernheim, Mitglied des Konsistoriums, Vorsitzender; Dr. Jakob, Schriftführer; Raph. Blum, Kassierer; Dr. Elias.

139. **München.** 440 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Werner, 1. Vorsitzender; Justizrat Boskowitz, 2. Vorsitzender; Isidor Popper, Schriftführer; Albert Schulmann, Kassierer; Dr. Heinrich Ehrentreu, Rechtsanwalt, Dr. Fränkel, Justizrat Dr. Isaak Harburger, Adolf Königsberger, Oberlandesgerichtsrat Silbermann, Gustav Fränkel.

140. **Myslowitz** (Oberschl.). 60 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Winter, Vorsitzender; Dr. med. Blumenfeld, stellvertr. Vorsitzender; Lehrer Bach, Schriftführer; S. Kochmann, Kassierer; S. Wechsler, Bibliothekar.

141. **Nakel.** 53 Mitglieder. Vorstand: Dr. Perlitz, Vorsitzender; Lesser Baerwald, stellvertretender Vositzender; David Itzig, Kassierer; J. C. Behr, Schriftführer; David Herrmann, J. Peczkowski, Beisitzer; Sigmund Baerwald, Bibliothekar.

142. **Neisze i. Schl.** 45 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt Lewinsky, 1. Vorsitzender; Rabbiner Ellguther, 2. Vorsitzender, Rentier Rechnitz, Kassierer; Zahnarzt Berger, Kaufmann Traurig, Beisitzer.

143. **Neusz a. Rh.** 30 Mitglieder. Vorstand: Adolf Cohen, Vorsitzender; Max Salm, stellvertretender Vorsitzender; Kantor B. Nußbaum, Schriftführer; Isidor Stein, Kassierer.

144. **Neustadt** (Westpr.). 21 Mitglieder. Vorstand: Lehrer M. Hofmann, 1. Vorsitzender; M. Lewinneck, 2. Vorsitzender; M. Riese, Schriftführer; F. Schöps, Kassierer; J. Chzarnowski, Beisitzer.

145. **Neustettin.** 33 Mitglieder. Vorstand: Mühlenbesitzer Max Wolffberg, Vorsitzender; Kaufmann E. Kaminer, Kassierer; Kaufmann H. Freund, Beisitzer.

146. **Neuwied.** 86 Mitglieder. Vorstand: Dr. med. Lichtenstein, Vorsitzender; J. Ransenberg, stellvertr. Vorsitzender; Adam Cremer, Schriftführer; Carl Daniel, Kassenführer.

147. **Nicolai** (Oberschl.). 30 Mitglieder. Vorstand: H. Jacobowitz, Lehrer W. Salinger.

148. **Nienburg,** Weser. 30 Mitglieder. Vorstand: Sally Katz, Vorsitzender; Sally Abraham, stellvertretender Vorsitzender.

149. **Nordhausen.** 65 Mitglieder. Emil Hirsch, Vorsitzender; Joseph Warburg, K. Heilbrunn, E. Neufeld, J. Frohnhausen.

150. **Nürnberg.** 470 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Freudenthal, Vorsitzender; Bankier Wilhelm Ottensoser, Schriftführer; Rentier S. Bloch, Kassierer; Kommerzienrat Ludwig Metzger, Kontrolleur.

151. **Oberhausen.** 40 Mitglieder. Vorstand R.-A. Löwenstein.

152. **Obersitzko.** 40 Mitglieder. Vorstand: Kaufmann Hermann Cohn, 1. Vorsitzender; Kaufmann Jul. Schlimmer, 2. Vorsitzender; Rabbiner Hermann Caspar, 3. Vorsitzender; Kaufmann Siegmund Loewinsohn, Schatzmeister; Lehrer Rynarzewski, Schriftführer und Bibliothekar.

153. **Obornik b. P.** 16 Mitglieder. Vorstand: L. Friedmann, Jacob Zwirn, M. Mannheim.

154. **Offenbach a. M.** 150 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt Dr. Guggenheim, Vorsitzender; Lehrer Emil Gabriel; 2. Vorsitzender; Fabrikant Ludwig Rothschild, Schriftführer; Bankier Wilhelm Merzbach, Rechner; A. Devris, Alfred Mauß, Frau Netti Stein, Beisitzer.

155. **Offenburg** i. Baden. 35 Mitglieder. Vorstand: Prakt. Arzt Dr. Joseph Nathan, 1. Vorsitzender; Jacob Hauser. 2. Vorsitzender.

156. **Oldenburg.** 60 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Mannheimer, Vorsitzender; Elias Meyer, J. v. Wien, W. Landsberg, H. Silberberg.

157. **Oppeln.** 91 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Goldmann, Vorsitzender; Sanitätsrat Dr. Schlesinger, stellvertr. Vorsitzender; Justizrat Cohn, Schriftführer; Brauereibesitzer Max Friedländer, Kassierer; Adolf Goldfeld, Hermann Proskauer, Justizrat Salinger, Beisitzer.

158. **Osnabrück.** 50 Mitglieder. Andreas Jonas, 1. Vorsitzender; Emil Frank, stellvertr. Vorsitzender; Max Markus, Kassierer; Julius Stern, stellvertr. Kassierer.

159. **Osterode.** (Ostpr.) 22 Mitglieder. Vorstand: Prediger J. Sturmann, Vorsitzender; A. Schwarz, Stellvertreter; L. Wittenberg, Schriftführer; M. Friedländer, Rendant; Dr. Loewenberg, Bibliothekar.

160. **Ostrowo,** Reg.-Bez. Posen. 90 Mitglieder. Vorstand, Rabbiner Dr. Neuhaus, Vorsitzender; Oekonomierat Goldstein, stellvertr. Vorsitzender; Dr. med. Peiser, Kaufmann Max Stillschweig, Kaufmann Benno Weiß, Kaufmann Jakob Fabisch, Uhrmacher Lewin.

161. **Paderborn.** 60 Mitglieder. Vorstand: Fritz Kahn. Vorsitzender; Lehrer Leopold Nathan, Schriftführer; Robert Rosenbaum. Kassierer und stellvertr. Vorsitzender.

162. **Pinne.** 35 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Grünthal, Salomon Abraham, Sigesmund Salomonski.

163. **Pirmasens.** 105 Mitglieder. Vorstand: Jakob Kahn, 1. Vorsitzender; Nathan Kahn, 2. Vorsitzender; H. Kiwi, Schriftführer; Siegmund Frank, Kassierer; August Kahn und A. Blum, beratende Mitglieder.

164. **Pleschen** (Pr. Posen). 90 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Koenigsberger, 1. Vorsitzender; J. Schybilsky, 2. Vorsitzender; Bureauvorsteher D. Schmul, Schriftführer; Isidor Brandt, Kassierer; Lehrer Happ, Bibliothekar.

165. **Pleß,** Ob.-Schl. 32 Mitglieder. Vorstand: H. Timendorfer, Rabbiner Dr. Rau, R. Bielschowsky, Dr. Zivier, B. Steiner.

166. **Potsdam.** 81 Mitglieder. Vorstand: Justizrat J. Josephsohn, Rabbiner Dr. Schreiber, Fabrikbesitzer Wilhelm Lehmann.

167. **Prenzlau.** 52 Mitglieder. Vorstand: Dr. Oskar Bähr, Vorsitzender; David Mayer, stellvertretender Vorsitzender; Philipp Kirstein, Schriftführer; Louis Marcuse, Rendant; Max Hermann, Bibliothekar.

168. **Pr.-Friedland.** 30 Mitglieder. Vorstand: Hugo Rau, Vorsitzender; Max Josef, Stellvertreter; S. Wetzlar, Bibliothekar; A. Weck, Beisitzer; Berthold Lewy, Kassierer; B. Neumann, Schriftführer.

169. **Ratibor.** 90 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Dienemann 1. Vorsitzender; Fabrikbesitzer Carl Steinfeld, stellvertr. Vorsitzender; Rechtsanwalt Steiner, Lehrer A. Bieberfeld, Fabrikbesitzer Arthur Grunwald, Kaufmann L. Pinzower, Kaufmann M. Tichauer.

170. **Rawitsch.** 30 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Cohn, Vorsitzender; S. Töplitz, Stellvertreter; Georg Cohn, Kassierer; Hermann Loewy, Bibliothekar; Zahnarzt Cohn, Schriftführer.

171. **Rees** a. Niederrhein. 19 Mitglieder. Vorstand: Isidor Wolff, Präsident; M. Levisohn, stellvertr. Präsident; Louis Marcus, Schriftführer und Kassierer.

172. **Ritschenwalde.** 23 Mitglieder. Vorstand: J. Beslauer, Vorsitzender; Z. Rummelsburg I, stellvertr. Vorsitzender; Hermann Köln, Schriftführer und Kassenwart.

173. **Recklinghausen.** 70 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Marx, 1. Vorsitzender; M. Gans-Herne, 2 Vorsitzender; Lehrer Tannenbaum, Schriftführer; Otto Cosmann, Kassierer.

174. **Rixdorf-Berlin.** Die Gemeindemitglieder sind gleichzeitig Mitglieder des Literatur-Vereins. Vorstand: Dr. H. Rosenthal, Rabbiner Kamerase, S. Schreiber. Callmann, S. Kurz, J. Wolffberg, Springer.

175. **Rogasen.** 38 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. L. Dünner, Ehrenvorsitzender; Rentier S. Ruschin, Vorsitzender; Lehrer J. Brock, Schriftführer; Kaufmann J. Lissner, Rendant; Schneidermeister J. Rosenthal, Bibliothekar; Schneidermeister J. Rummelsburg, Beisitzer.

176. **Rödelheim.** 33 Mitglieder. Vorstand: Jakob Spanier, 1. Vorsitzender; Julian Zinkes, Kassierer; Jos. Strauß, Schriftführer; Raoul Hauser, Archivar.

177. **Saargemünd i. Lothr.** ca. 60 Mitglieder. Vorstand; Ehrenpräsident Herr Rabbiner Dr. Dreifus; Albert A. Neher, Präsident; Max Coblentz, Vizepräsident; M. Lilienfeld, Schriftführer: Silvan M. Levi, Kassierer; Oberkantor Albert Kahn, Bibliothekar; Adrien Samuel, Jonas Fohlen, Sigmund Blum. Ausschuß.

178. **Saarwellingen.** 35 Mitglieder. Vorstand: Lehrer J. Heß, M. Lewy.

179. **Samter.** 53 Mitglieder. Vorstand: Dr. Wreschner, Lehrer Borchard, J. Gorzelanczyk, Heimannsohn, L. Kollenscher, L. Holländer.

180. **Schildberg i. P.** 40 Mitglieder. Vorstand: Apotheker B. Salinger, Vorsitzender; Rabbiner Dr. Krauß, Beisitzer, Fabrikbesitzer M. Jakubowski, Kassenwart; Lehrer Singermann, Schriftwart; Kaufmann A. Lichtenstein, Büchereiverwalter.

181. **Schivelbein i. P.** 24 Mitglieder. Vorstand: E. Wolff, Vorsitzender; Martin Borchardt, Stellvertreter; J. Gottschalk, Schatzmeister; Kantor S. Saul, Schriftführer; Bibliothekar: Der jeweilige Schochet.

182. **Schlawe.** 24 Mitglieder. Vorstand: Zahnarzt Rosen, 1. Vorsitzender; Wilhelm Blumenhain, 2. Vorsitzender; Max Schlesinger, Schriftführer; Kantor Spier, Bibliothekar.

183. **Schlettstadt i. E.** 30 Mitglieder.

184. **Schlochau.** 52 Mitglieder. Vorstand: Max Freundlich, Vorsitzender; J. Neumann, Stellvertreter; Sally Caspary, Schriftführer; Aron Kirsch, Kassierer; Hermann Vansburger, Bibliothekar

185. **Schneidemühl.** 74 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Lewkowitz, 1. Vorsitzender; Rechtsanwalt Soldin, 2. Vorsitzender; Julius Edel, Rendant; Lehrer Lewin, Schriftführer; Dr. Mislowitzer, Beisitzer; Pleß, Bibliothekar.

186. **Schokken.** 20 Mitglieder. Vorstand: Sally Julius, Vorsitzender; D. Kochmann, Schriftführer; E. Elias, Kassierer; J. Dattel, Bibliothekar.

187. **Schönlanke.** 43 Mitglieder. Vorstand: S. Badt. H. Bochner, Moses Fabian, Lehrer Wolff, S. Eppenstein, Kantor Cohn, Moritz Friedheim, Schriftführer; Bernh. Goldschmidt, 2. Schriftführer; Jac. Steinberg, Schatzmeister.

188. **Schrimm.** 74 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Silberberg, Vorsitzender; Heimann Breslauer, stellvertr. Vorsitzender; Albr. Jaffe, Schriftführer; Kaufmann Eugen Blick, Kassenwart; Lehrer J. Speyer, Bibliothekar.

189. **Schroda.** 26 Mitglieder. Vorstand: N. Mamlok.

190. **Schweinfurt.** 83 Mitglieder. Vorstand: R.-A. Dr. Hommel, Vorsitzender; Rabb. Dr. Stein, Schriftführer; Bankier L. Lehmann, Kassierer.

191. **Schwedt a. O.** 23 Mitglieder. Vorstand: Dr. med. Loewenthal, Vorsitzender; Rabbiner Dr. Holzer, Adolf Müllerheim, Hugo Seelig, G. A. Meinhardt, Max Goldstein, Jul. Rosner.

192. **Schwersenz.** 34 Mitgl. Vorstand: Aron Kaatz, 1. Vorsitzender; Max Kaatz, 2. Vorsitzender; Lehrer H. Broh, Schriftführer und Bibliothekar (eigentlicher Leiter des Vereins); Casper, Rendant; Heinemann, Knoblauch, Magnus Katz, Beisitzer.

193. **Schwetz a. W.** 74 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Nordheimer, Vorsitzender; Rechtsanwalt Hirsch, Lehrer R. Dahl, Paul Brenner.

194. **Siegburg.** 45 Mitglieder. Vorstand: Lehrer J. Seelig, Vorsitzender; Dr. M. Walter, stellvertr. Vorsitzender; S. Marx und Leo Hirschhahn.

195. **Sobernheim a. N.** 25 Mitglieder. Vorstand: Alfred Marum, Vorsitzender; Lehrer S. Berendt, Schriftführer.

196. **Speyer.** 125 Mitglieder. Vorstand: Isidor Roos, Vorst. Leop. Klein, Kassierer; Jul. Seligmann, Schriftführer.

197. **Stadtlengsfeld.** 22 Mitglieder. Vorstand: Landrabbiner Dr. Wiesen, M. Klar.

198. **Steinheim** (Westfalen). 17 Mitglieder. Vorstand Siegfried Hochheimer, 1. Vorsitzender; Dr. Max Becher, 2. Vorsitzender; Lehrer Steinberg, Schriftführer.

199. **Stettin.** 217 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Vogelstein, Vorsitzender; Dr. Ehrenberg, stellvertr. Vorsitzender; S. Wiener, Schatzmeister; Gustav Treuenfels, Schriftführer; Rabbiner Dr. M. Worms, Beisitzer.

200. **Stolp i. Pomm.** 106 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Max Joseph, Vorsitzender; Fabrikbesitzer Hermann Blau, stellvertr. Vorsitzender; Simon Michaelis, Schriftführer; Max Gottschalk, Kassierer; Zahnarzt Max Neumann, Bibliothekar, Moritz Aron, Max Wolffberg. Beisitzer.

201. **Strasburg i. Westpr.** 43 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Pick, Vorsitzender; Aron Salomon, stellv. Vorsitzender; Leopold Jablonowski, Kassierer; Leo Wiersch, Schriftführer; Julius Jacobi, stellv. Schriftführer.

202. **Strelno.** 25 Mitglieder. Vorstand: A. Lesser, Vorsitzender; Lehrer Oestler, O. Eilenberg, Beisitzer.

203. **Stuttgart.** 180 Mitglieder. Vorstand: Max Hausmeister, stellv. Vorsitzender.

204. **Tarnowitz.** 54 Mitglieder. Vorstand: Apothekenbesitzer Th. Behnsch, Roher, Löwenheim, Brauer, Stern.

205. **Thorn.** 126 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Rosenberg, 2. Vorsitzender; Rentier Adolph Jacob, Schatzmeister; Kaufmann H. Moskiewicz, Schriftführer; Justizrat Radt, Kaufmann D. Gerson, Bildhauer S. Meyer, Beisitzer.

206. **Tilsit.** 108 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Ehrlich, 1. Vorsitzender; Dr. med. Rosenkranz, 2. Vorsitzender; Bankier J. Sebba, 1. Schriftführer; Lehrer Süßkind, 2. Schriftführer; Kaufmann M. Glaß, Schatzmeister.

207. **Trier-Mosel.** 47 Mitglieder. Vorstand: Isid. Mayer 1. Vorsitzender; J. Beermann, 2. Vorsitzender; Siegm. Loeb, Schatzmeister; Jacob Juda, Schriftführer.

208. **Tuchel.** 48 Mitglieder. Vorstand: H. Gotthilf, Vorsitzender; Lehrer Jacubowski, Schriftführer; Tierarzt und Schlachthofdirektor Moses, Schatzmeister; Kantor Levithan, Beisitzer und Bibliothekar.

209. **Ulm a. D.** 169 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt S. Moos I; J. Klein, Kassierer; Alf. Moos II, Bibliothekar; Dr. L. Hecht, Hugo Moos, Beisitzer.

210. **Unna i. W.** 23 Mitglieder. Vorstand: Lehrer F. Buchdahl, L. Rosenberg, M. Sternfeld.

211. **Vallendar.** 30 Mitglieder. Vorstand: J. Alexander, Vorsitzender.

212. **Wanfried.** 20 Mitglieder. Vorstand: L. Ehrlich, Lehrer Wallach.

213. **Warburg i. W.** 30 Mitglieder. Vorstand: B. Nassau, 1. Vorsitzender; P. Stern, 2. Vorsitzender; Lehrer Alexander, Schriftführer und Bibliothekar; J. Hoffmeyer, Rendant.

214. **Wesel.** 24 Mitglieder. Vorstand: Lehrer Spier, Vorsitzender; Dr. Falkenstein; Max Elkan.

215. **Westhofen** i. Els. 9 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Marx, Vorsitzender; Lehrer Kron, Schriftführer; Kantor Kauffmann, Kassierer.

216. **Wiesbaden.** 160 Mitglieder. Vorstand: Dr. med. Moritz Hirsch, 1. Vorsitzender; Benedict Strauß, 2. Vorsitzender; R.-A. Liebmann, 1. Schriftführer; Fritz Hertz, 2. Schriftführer; Alfred Bielefeld, Kassierer; Josef Baum, Edmund Capell, B. Kahn, Dr. J. Rosenthal, Beisitzer.

217. **Witten** (Ruhr). 50 Mitglieder. Vorstand: Lehrer J. Ostwald, 1. Vorsitzender; Dr. med. Marx, 2. Vorsitzender; Lehrer M. Mayer, Schriftführer; Selmar Löwenstein, Bibliothekar; M. Blank, Rendant.

218. **Witzenhausen.** 20 Mitglieder. Vorstand: S. Nußbaum, 1. Vorsitzender; M. Kugelmann, 2. Vorsitzender; Lehrer Katz, Schriftführer; S. Winterberg, Kassierer.

219. **Wongrowitz.** 50 Mitglieder. Vorstand: J. Förder, R. Lewin, Kranik, Lehrer Spiewkowski, Kantor Nischkowski.

220. **Wreschen.** 30 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. M. Lewin, Vorsitzender; Justizrat Peyser, stellvertr. Vorsitzender; L. Radziejewski; M. Zucker, S. Itzig.

221. **Wronke.** 58 Mitglieder. Vorstand: J. Lissaar, 1. Vorsitzender; J. Back, 2. Vors.; Louis Lewinsohn, Kassierer; L. Hirsekorn, Leopold Haim und Moritz Kallmann.

222. **Würzburg.** 120 Mitglieder. Vorstand: Dr. Gustav Tachauer, Vorsitzender; Seminarlehrer Jacob Weißbart, Schriftführer; Emanuel Goldschmidt, Kassierer; Dr. Max Bacharach, Dr. M. Braunschweig, Beisitzer.

223. **Zempelburg.** 42 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Schick; Rabbiner Adolf Kroner, Kassierer; Lehrer Levy, Bibliothekar; Julius Fock, Leo Lazarus.

224. **Zweibrücken.** Vorstand: 32 Mitglieder. Bezirks-Rabbiner Dr. Eugen Meyer, Vorsitzender; Prokurist Otto Loeb, stellvert. Vorsitzender; Kaufmann Simon Schwarz, Schriftführer; Leopold Jean, Kassierer; Kaufmann Isaak Weis, Vergnügungsdirigent; Kaufmann Emil Heré, Kaufmann Eugen Moses, Beisitzer.

Bericht

über die literarische Tätigkeit der Vereine im Winterhalbjahr 1908/1909.

Aachen.

Vorträge: Dr. Gustav Karpeles-Berlin s. A.: Die Entstehung des Christentums. — Privatdozent Dr. Goldstein-Darmstadt: Baruch Spinoza. — Rabbiner Dr. Norden-Elberfeld: Die Entstehung des jüdischen Gebetbuches mit besonderer Berücksichtigung der gegenwärtigen Gebetbuchfrage. — Dozent Dr. Hirschberg-Berlin: Die Bibel in der Musik (I. Teil). — Dr. Heinrich Loewe-Berlin: 2 Jahrhunderte jüdischer Heldenkämpfe.

Allenstein.

Vorträge: S. Laqueur-Breslau: Ad. Cremieux. — Davis Trietsch-Berlin: Die neue Türkei und die Juden. — Schauspieler Fritz Richard-Berlin: Rezitationen. - Redakteur Dr. J. Moses-Berlin: Humor und Witz bei den Juden. — Rabbiner Dr. Beermann-Insterburg: Israel im Sprichwort der Völker.

Diskussionsabende: Rabbiner Dr. Olitzki: Rückblick auf das letzte Jahr. — Sanitätsrat Dr. Kamnitzer: Erziehungswerk des Hilfsvereins der deutschen Juden in Palästina. — Referendar Gallnier: Soziale Probleme bei den Propheten. — Oberlehrer Levy: Geschichte der Juden in Sizilien. — Rabbiner Dr. Olitzki: Naturwissenschaft und Judentum.

Bibliothek mit 300 Bänden. Bibliothekar: Inspektor Friedeberger.

Zweigvereine: Literarische Vereinigung jüdischer junger Leute, 28 Mitglieder (M. Wagthaler, Vorsitzender). — Literarische Vereinigung jüdischer junger Mädchen, 32 Mitglieder (Fräulein Karo. Vorsitzende).

Alzey.

Vorträge: Regisseur Fritz Richard-Berlin: Rezitationsabend. — Lehrer Ludwig Baum-Offenbach a. M.: Gabriel Rießer. — Rabbiner Dr. Lewit: Gedächtnisworte auf Dr. Gustav Karpeles. —. Dr. Poritzky-Berlin: Eigene Dichtungen. Austauschprofessor Dr. Felix Adler-New-York: Leben und Wirken Abraham Lincolns.

Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer A. Stern.

Augsburg.

Vorträge: Professor Dr. Goldstein-Darmstadt: Moderne Rassentheorie. — Rabbiner Dr. Freudenthal-Nürnberg: Die Glückel von Hameln und ihre Memoiren.

Bamberg.

Vorträge: Frau Rothmann-Rahmer: Rezitationen. — Dr. Max Bretzfelder: Nathan und Shylock, zwei Dichtergestalten. — Dr. Elbogen: Der Eintritt der Juden in die deutsche Kultur. — Dr. Felix Theilhaber: Meine Reise durch Palästina. — Prof. Dr. Karl Joël-Basel: Jüdische Gestalten aus dem Zeitalter der Romantik. — Rabbiner Dr. Chone-Konstanz: Die Ansichten der neuen Belletristik über die Juden zur Zeit der Entstehung des Christentums.

Bibliothek mit 400 Bänden. Bibliothekar: Dr. A. Eckstein.

Berlin.

Vorträge: Rabbiner Dr. Werner-München: Michael Sachs und Moritz Veit (Gedenkfeier). — Geh. Hofrat Generalkonsul Ernst von Hesse-Wartegg: Die Juden in Nordafrika und in den Oasen der Sahara (mit Lichtbildern). — Professor Dr. S. Kalischer-Berlin: Die Wertschätzung der Arbeit in Bibel und Talmud. — Rabbiner Dr. L. Ziegler-Karlsbad: Jesaia und Jeremia. — Rabbiner Dr. M. Freudenthal-Nürnberg: Aus der Zeit der Hoffaktoren. — Justizrat Dr. Fedor Stern-Berlin: Das Strafrecht in Bibel und Talmud. — Professor Dr. Karl Joël-Basel: Jüdische Gestalten aus der Zeit der Romantik.

Populär-wissenschaftliche Unterhaltungsabende: Geh. Regierungsrat Professor Dr. Ludwig Geiger: Ueber Jettchen Gebert und Henriette Jacoby (mit Rezitationen aus beiden Werken). — Dr. Leopold Hirschberg: Die Bibel in der Musik. (2. Teil, mit Musikbegleitung.)

Wander-Vorträge: In Charlottenburg, Dr. Paul Rieger-Hamburg: Ein Dichter der jüdischen Mystik; in Moabit, Chefredakteur Dr. J. Landau: Der Jude auf dem Theater; in Rixdorf, Albert Katz: Die moderne hebräische Poesie; in Friedrichsberg, Dr. Gustav Karpeles s. A.: Ueber den Talmud.

Die Fortbildungskurse fanden in diesem Jahre im Logenhause, Wilhelmstraße 118 statt. In denselben wurde von verschiedenen Rednern ein Cyklus von 10 Vorträgen über: Ein Jahrtausend jüdischer Geschichte, gehalten.

Beuthen (O. S.)

Vorträge: Fürstl. Archivar Dr. Zivier-Pleß: Biblische Stoffe in Lord Byrons Dichtungen. — Dr. Galliner-Beuthen: Sozial-Ethik in der israelitischen Prophetie. — R.-A. Dr. Schmidt-Beuthen: Die Entwickelung des Welthandels. — Hugo Lesser-Beuthen: Die Bestrebungen der jüdischen Jugendvereine. — Dr. Braunschweiger-Kattowitz: Süßkind von Trimberg, ein jüdischer Minnesänger. — Dr. Galliner-Beuthen: Unser Bildungsideal. — Rabbiner Dr. Kopfstein-Beuthen: Der Jude im Sprichwort. — Dr. Hirschberg-Berlin: Biblische Stoffe in der Musik.

Bibliothek: 150 Bände.

Der Verein hat eine Lesehalle und eine Jugendabteilung eingerichtet.

Bingen a. Rh.

Vorträge: Fritz Richard-Berlin: Rezitation. — Buschhoff-Koburg: Rezitation. — Museumsdirektor Frauberger-Düsseldorf: Jüdische Kunst. — Dr. Seligmann-Frankfurt a. M.: Der Wille zum Judentum. — Dr. Hirschberg-Berlin: Die Bibel in der Musik (I. Teil).

Bibliothek mit 960 Bänden. Bibliothekar: Otto Groß.

Bocholt.

Vorträge: Professor Dr. Julius Goldstein-Darmstadt: Monismus und Monotheismus. — Rabbiner Dr. Samuel-Essen a. R.: Shylock im Lichte der neuen Forschung. — Rabbiner Dr. Neumark-Duisburg: Die griechische Gefahr und die Erhaltung des Judentums. — Rabbiner Dr. Ludw. Rosenthal-Berlin: Ibsen und die jüdische Weltanschauung. — Dr. med. Apfel-Barmen: Über das Naturgefühl im allgemeinen und bei den Juden insbesondere — Rabbiner Dr. Grabowski-Barmen: Tolstoi, Zola und das Judentum.

Bochum.

Vorträge: Generalkonsul v. Hesse-Wartegg-Luzern: Die Juden in Asien und Afrika. — Privatdozent Dr. Goldstein-Darmstadt: Was war, was ist und was kann uns die Bibel sein? — Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Geiger-Berlin: Herder und das Judentum. — Rabbiner Dr. Löwenthal-Hamburg: Die Unterhaltungslektüre unserer Vorfahren. — Dozent Dr. Hirschberg-Berlin: Die Bibel in der Musik I. Teil: Von der Schöpfung bis zum Tode Moses.

Bibliothek mit 500 Bänden. Bibliothekar: Ostermann.

Der Verein feierte (als ältester in Deutschland) am 30. Oktober 1909 sein 25jähriges Jubiläum.

Bonn a. Rh.

Vorträge: Schriftsteller H. Eschelbach-Bonn: a) Palästina, b) Vortrag von Dichtungen — Rabbiner Dr. Samuel-Essen: Biblische- und monistische Weltanschauung. — Philologe A. Kurzmann-Bonn: Nathan der Weise. — A. Schweimer, Reichstagsjournalist-Berlin: Das Judentum und die Politik. — Dr. med. Auerbach-Berlin: Taufen und Mischehen der deutschen Juden. — Fritz Richard, vom Deutschen Theater in Berlin: Scherz und Ernst in der modernen jüdischen Literatur.

Brakel (Kreis Höxter).

Vorträge: Dr. J. Goldstein-Darmstadt: Die Poesie der Bibel — Dr. L. A Rosenthal-Berlin: Biblische Königsbücher und Shakspearsche Königsdramen. — Rektor Hardt: Rezitationen.

Nach den Vorträgen fanden Diskussionen statt.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer Jacobi.

Brandenburg a. H.

Vorträge: Dr. L. Hirschberg: Die Bibel in der Musik II. — Rabbiner Dr. Ackermann: Ein Finanzjude am Berliner Hofe. — A. Schweriner: Das Judentum in der Politik. — Lehrer Steinhardt: Moses Montefiore. — Dr. Poritzky: Eigene Dichtungen. — Fritz Richard: Rezitationen.

Braunschweig.

Vorträge: Landesrabbiner Dr. Mannheimer-Oldenburg: Erziehung, Bildung und Charakter einst und jetzt. — Frl. Leonie Wildeck (Meyerhof)-Frankfurt a. M: Neue deutsch-jüdische Poeten. — Geheimrat von Hesse-Wartegg-Luzern: Die Juden in Nordafrika und in der Sahara mit besonderer Berücksichtigung der Juden in Marokko. — Privatdozent Dr. Julius Goldstein-Darmstadt: Poesie der Bibel.

Bibliothek. Bibliothekar: Landesrabbiner Dr. Rülf.

Breslau.

Vorträge: Licentiat theol. Dr. Benzinger-Jerusalem: Mit der Hedschabahn in das Edomiter-Land. — Dr. Ernst Cohn-Berlin: Jüdische Künstler unserer Zeit. — Rabbiner Dr. Ziegler-Karlsbad: Jesaja und Jeremia. — Dozent Dr. Elbogen-Berlin: Der Eintritt der Juden in die moderne deutsche Kultur. — Rabbiner Dr. Jacob Guttmann-Breslau: Jehuda Halevi. — Oberlehrer Dr. Rubensohn-Breslau: Die Juden in Aegypten während der letzten Jahrhunderte vor Cristus auf Grund neu aufgefundener Urkunden. — Dozent Dr. Braun-Breslau: Jüdische Kulturbilder aus Spanien.

Bromberg.

Vorträge: Dr. Kohut: Schiller, Israel und die Bibel. — Rabbiner Dr. Walter: Babel und Bibel. — Rabbiner Dr. Guttmann: Manasse bei Israel. — Rabbiner Dr. Silberstein, Herder in seinen Beziehungen zum Judentum.

Bibliothek mit 110 Bänden. Bibliothekar: Der Vorsitzende.

Bruchsal.

Vorträge: Alfred Auerbach: Rezitationen. — Dr. Karl Wolff: Lessings Nathan und das Judentum. — Dr. Eschelbacher: Jüdische Wirtschaftsgeschichte; ferner hielt Dr. Eschelbacher einen Cyclus von vier Vorträgen über Jüdische Geschichte bis zur Zerstörung des zweiten Tempels.

Cassel.

Vorträge: Hermann Blumenthal-Cassel: Kant und das Judentum. — Lehrer Horwitz-Cassel: Die Emanzipation der Israeliten in Kurhessen durch das Gesetz vom 29. Oktober 1833. — Professor Dr. Hermann Cohn-Marburg: Die Idee der Versöhnung. — Dr. Felix Blumenfeld-Cassel: Lasker. — Dr. Gustav Karpeles f. A.-Berlin: Heinrich Heine und das Judentum. — Lehrer Horwitz-Cassel: Namen und Herkunft Casseler israelitischer Familien.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer Horwitz.

Coburg.

Vorträge: Dr. Lewinsky-Hildesheim: Goethe und die biblischen Schriften. — Generalsekretär M Klausner-Berlin: Das Wirken und Schaffen der Alliance. — Dr. Mannheimer-Oldenburg: Erziehung, Bildung und Charakter, früher und jetzt. — Referendar Dr. Pretzfelder-Bamberg: Der Vergleich zwischen Lessings Nathan und Shakespeares Shylok.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Simon Oppenheim.

Cottbus.

Vorträge: Dr. Posner: Don Joseph Nassi, Herzog von Naxos. — Dr. Hochfeld-Berlin: Die Berechtigung des Fortschrittes im Judentum — Dr. Poritzky-Berlin: Eigene Dichtungen. — Dr. Grzymisch-Berlin: Kulturgeschichte der deutschen Juden im verflossenen Jahrhundert.

Bibliothek mit 200 Bänden. Bibliothekar: Dr. Posner.

Nach jedem Vortrage fand geselliges Beisammensein der Mitglieder statt; Herren und Damen des hiesigen Stadttheaters unterhielten durch künstlerische Vorträge.

Coethen (Anhalt).

Vorträge: Dr. Seligkowitz hielt drei Vorträge über Nietzsche und das Judentum. — Regensburger: Jugendorganisationen. — Dozent J. Knüper: Spinoza. — Kantor Blitz über seine Palästinareise.

Crefeld.

Vorträge: Lic. theol. Dr. J Benzinger-Jerusalem: Volksleben im Lande der Bibel (mit Lichtbildern). — Rabbiner D. Rosenthal-Cöln: Biblische Stoffe im neueren deutschen Drama. — Dr. Heinrich Loewe-Berlin: Der ewige Jude in Sage und Dichtung. — Dr. Gustav Karpeles s. A.: Judentum und Christentum. — Dr. Leopold Hirschberg-Charlottenburg: Die Bibel in der Musik II. Teil.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Kantor Hesky.

Culm (Westpreußen).

Vorträge: Professor Dr. Geiger-Berlin: Goethe und die Juden. — Rabbiner Dr Loevy-Graudenz: Judentum und Arbeit. — Referendar Dr. Benjamin: Ueber Zionismus. — Fritz Richard-Berlin: Rezitationen. — Rabbiner Dr. Guttmann: Major Burg.

Bibliothek mit 160 Bänden. Bibliothekar: Arthur Bukofzer.

Culmsee.

Vorträge: Fritz Richard: Rezitationen. — Rabbiner Dr. Guttmann-Culm: Witz und Humor in der jüdischen Literatur. — Lehrerin Frl. Selka-Berlin: Das Palästina unserer Zeit.

Danzig.

Vorträge: Archivar Dr. Zivier-Pleß: Die Rechtslage der Juden im Mittelalter. — Privatdozent Dr. Goldstein-Darmstadt: Darwinismus und Judentum. — Julius Levy-Danzig: Die Marannen (I und II). — Dr. L. Hirschberg-Berlin: Judäas Kriegsheldenwechsel. — Dr. L. Hirschberg-Berlin: Die Bibel in der Musik, I. Teil. in der Musik. — A. Hepner-Danzig: Die jüdische Frau.

Bibliothek mit 550 Bänden.

Diedenhofen Lothr.

Vorträge: Oberrabbiner Dr. Netter-Metz: Schiller und das Judentum. — Pfarrer Groß: Die Poesie der Bibel. — Religionslehrer Kohn-Diedenhofen: Die Niederlassung der Juden in Diedenhofen. — Dr. L. Hirschberg-Berlin: Die Bibel in der Musik.

An Diskussions-Abenden sprachen die Herren A. J. Kohn, Zahnarzt B. Elk und M. Michel.

Dresden.

Vorträge: Archivrat Prof. Dr. Warschauer-Posen: Die mittelalterliche Wanderungen der deutschen Juden nach dem Osten. — Dr. Ludwig Cohn-Berlin: Der Jude als Ackerbauer und Kolonisator. — Dozent Dr. Ernst Cohn-Wiener-Berlin: Juden und Judentum in der bildenden Kunst (mit Lichtbildern). — Schriftsteller Fabius Schach-München: Die Bibel als Kunstwerk. — Rabbiner Dr. Stein-Dresden: Aus der jüdischen Sagenwelt.

Duisburg.

Vorträge: Rabbiner Dr. Baeck-Düsseldorf: Tolstoi und das Judentum. — Dr H. Loewe-Berlin: Kulturelle Streifzüge im jüdischen Orient — Dr. G. Karpelers-Berlin f. A.: Ueber den Glaubenswechsel. Dr. L. Hirschberg-Berlin: Die Bibel in der Musik. I. Teil. — Direktor H Frauberger-Düsseldorf: Das Sederfest (mit Lichtbildern). — Rabbiner Dr. Neumark behandelte in einem Cyklus von 5 Vorträgen das Zeitalter des Talmud.

Bibliothek mit über 150 Bänden. Bibliothekar: Rabbiner Dr. Neumark.

Düsseldorf.

Vorträge: v. Hesse-Wartegg: Die Juden in Nordafrika. — Dr. Baeck: Ibsen. — Dr. Heinrich Loewe: Der ewige Jude. — Dr. M. Wiener: Der Prophet Jeremias. — Dr. Baeck: Jüdische Geschichte.

Gelegentliche Diskussionsabende.

Bibliothek in Verbindung mit der Gemeinde-Bibliothek und der des jüdischen Jugendvereins.

Eberswalde.

Vorträge: Dr. Rosenthal-Berlin: Hamlet, Faust und das Judentum. – Rabbiner Hörter-Berlin: Der Sabbat. — Rabbiner Dr. Loevy-Graudenz: Das Judentum und die Arbeit. — Dr. Winkler-Eberswalde: Die Propheten in Israel — Dr. Neumann-Eberswalde: Die Hygiene in Bibel und Talmud. — Prediger Hamburger: Erziehung der Kinder zum Glauben der Väter. — Derselbe: Was war uns Zunz als Forscher.

Eisenach.

Vorträge: Prediger Ernst Meyer-Eisenach: Das Chazarenreich. — Landrabbiner Dr. Wiesen-Stadtlengsfeld: Moses in Geschichte und Dichtung. — Generalsekretär M. A. Klauner-Berlin: Alliance Israelite Universelle. — Referendar Regensburger-Braunschweig: Pflichten der jüdischen Jugend. — Dr. Karpeles-Berlin f. A.: Entstehung des Christentums. — Schweriner-Berlin: Die Anteilnahme der Juden in der Politik in den letzten 60 Jahren.

Bibliothek mit 200 Bänden. Bibliothekar: Bernhard Großmann.

Dem Literaturverein hat sich hier ein Jugendverein angeschlossen.

Elbing.

Vorträge: Archivar Prof. Dr. Warschauer-Posen: Die mittelalterlichen Wanderungen der deutschen Juden nach dem Osten. — Dr. L. Hirschberg-Charlottenburg: Judäas Kriegshelden in der Musik. — Dr. Rieger-Hamburg: Ein Wunderrabbi als Märchendichter. — Rabbiner Dr. Silberstein-Elbing: Denkmäler aus ältester Zeit im Lichte moderner Forschung (mit Lichtbildern). — Dr. Poritzky-Berlin: Maxim Gorki in seinen Beziehungen zum Judentum. — Dr. Silberstein-Elbing: Gedenkrede auf Dr. Karpeles.

Erfurt.

Vorträge: Dr. Poritzky-Berlin: H Heijermanns. — Landrabbiner Dr. Lewinsky-Hildesheim: Goethe und die biblischen Schriften — Rabbiner Dr. Salzberger: Der Talmud. — Frl. Josefa Metz-Berlin: Biblische Bilder in Versen und Novellen aus dem Alltagsleben. — Musikschriftsteller M. Puttmann: Zum 100. Geburtstage Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Bibliothek mit 210 Bänden. Bibliothekar: Dr. Salzberger.

Essen a. d. Ruhr.

Vorträge: Dozent Dr. Leopold Hirschberg-Berlin: Judäas Kriegshelden in der Musik. — Geh. Hofrat Generalkonsul Dr. Ernst von Hesse-Wartegg-Luzern: Die Juden in Nordafrika und in den Oasen der Sahara (mit Lichtbildern). — Landrabbiner Dr. Manheimer-Oldenburg: Hochzeit und Ehe im Judentum. — Rabbiner Dr. Samuel-Essen: Gedenkworte zu Ehren von Samson Raphael Hirsch und Michael Sachs, geb. 1808 anläßlich der 100jährigen Geburtstage. — Privatdozent Dr. J. Goldstein-Darmstadt: Darwinismus und Judentum. — Geh.-Rat Prof. Dr. Ludwig Geiger-Berlin: Moses Mendelssohn. — Schriftsteller Dr. Ernst Samuel-Berlin (Anselm Ruest): Tolstois sittliche Forderungen und der Geist der jüdischen Lehre. — Lehrer M. Abraham-Essen: Napoleon I und sein Einfluß auf die Emanzipation der Juden. — Rabbiner Dr. Samuel-Essen: Ernstes und Heiteres aus der jüdischen Volkskunde; zugleich Generalversammlung.

Bibliothek mit 650 Bänden. Bibliothekar: Frl. Cecilie Samuel.

Filehne.

Vorträge: Rabbiner Nobel: Maimonides. — Fritz Richard: Heiteres aus dem jüdischen Leben (Rezitationen). — Lehrer Gerson: Fritz Reuter und seine Stellung zum Judentum. — Rabbiner Nobel: Wanderung durch die jüdische Geschichte.

Bibliothek mit 210 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Gerson.

Fordon a. d. Weichsel.

Vorträge: Herzberg-Bromberg: Hillel. — Roßkamm: Dr. Gustav Karpeles s. A. — Bernhard Löwenthal-Graudenz: Ein Gang durch die moderne jüdische Literatur (mit Rezitationen).

Forst i. L.

Vorträge: Prediger Pulvermann-Forst: Der Gottesdienst in alter und neuer Zeit. — Dr. Gustav Karpeles-Berlin s. A.: Der Humor in der jüdischen Poesie. — Dr. Cohn-Berlin: Goethe und die Juden. — Prediger Pulvermann-Forst: Jehuda Halevi.

Alle vierzehn Tage Diskussion über verschiedene Themata.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Prediger Pulvermann.

Frankfurt a. Main.

Vorträge: Dr. J. Heinemann-Frankfurt a. M.: Die Wertschätzung der Arbeit im alten Israel. — Dr. Jampel-Karlsruhe: Keilinschrift und Bibelwort. — Vortragsabend: Das jüdische Volkslied, unter Leitung des Dr. Bogumil Zepler und künstlerischer Mitwirkung von Leo Gollanin und Vera Goldberg-Berlin. — Dr. Leopold Hirschberg-Berlin: Die Bibel in der Musik. — Rabbiner Dr. Ackermann-Brandenburg: „Der Münzmeister Lippold, ein Kulturbild aus der Zeit Joachims II von Brandenburg. — Rabbiner Dr. J Horovitz-Frankfurt a. M.: Michael Sachs. — Dr. med. Julius Moses-Mannheim: Der ewige Jude als medizinisches Problem. — Rabbiner Dr. A. Lazarus-Frankfurt a. M.: Jüdische Mystik.

Bibliothek mit ca. 400 Bänden. Die Bibliothek ist in der hiesigen jüdischen Lesehalle aufgestellt und in erster Linie für unsere Mitglieder.

Gießen.

Vorträge: Dr. Jampel-Karlsruhe: Niederlassung und Aufenthalt Israels in Aegypten. — Rabbiner Dr. Lazarus-Frankfurt a. M.: Flavius Josephus. — Rabbiner Dr. Ackermann-Brandenburg: Judentum und Christentum. — Schriftsteller Fabius Schoeh: Die Poesie der Bibel. — Hofschauspieler Richard: Rezitationen.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer Levy.

Gollub i. Westpr.

Vorträge: Privatdozent Dr. Herz-Zürich: Die soziale Frage im Lichte des Judentums. — Dr. Poritzky-Berlin: Maxim Gorki. — Kadisch: Die jüdischen Verbände in Deutschland. — Frau Oberkantor Schiederowski-Tilsit: Rezitationsabend.

Der Verein feierte das 25jährige Lehrerjubiläum des Vorsitzenden.

Gotha.

Vorträge: Dr. Karpeles s. A.-Berlin: Die Entstehung des Christentums. — Dr. Poritzky: Maxim Gorki und seine Beziehung zum Judentum. — Hofschauspieler Buschoff-Gotha: Rezitationen aus dem Buche Rut, dem hohen Lied. Simsons Gefangenschaft

und Tod ꝛc. — Dr. Löwy-Graudenz: Jüdische Geschichte (mit Lichtbildern). — Dr. Friedländer: Meine Reise durch Palästina (mit Lichtbildern). — Professor Dr. Pick-Gotha: Flavius Josephus. — Dr. Poritzky: Ludwig Börne.

Bibliothek im Entstehen begriffen. Bibliothekar: Dr. Otto Goldschmidt.

Göttingen.

Vorträge: Dr. L. Hirschberg: Die Bibel in der Musik, I. Teil. — Rabbiner Dr. Dienemann-Ratibor: Geschichte der deutschen Juden im XIX. Jahrhundert. — Dozent Dr. Elbogen-Berlin: Der Eintritt der Juden in die Kultur. — Schriftsteller Dr. J. E. Poritzky-Berlin: Rahel Varnhagen.

Bibliothek mit 120 Bänden. Bibliothekar: L. Wolpert, Gemeinde-Sekretär.

Graudenz.

Vorträge: Rabbiner Dr. Loevy-Graudenz: Die Geschichte Israels an der Hand der alten Denkmäler". (Lichtbildervortrag). — Rabbiner Dr. Pick-Strasburg Westpr.: Geisteskämpfe innerhalb des Judentums im 13. Jahrhundert. — Erster Kantor Meisel-Danzig: Synagogale Gesänge. — Geh. Sanitätsrat Dr. Wolff-Graudenz: Moses Mendelssohn — Lehrer-Mannheim-Graudenz: Legenden von Tolstoi. — B. Loewenthal-Graudenz: Neujüdische Dichtungen. — Derselbe: Gustav Karpeles — Rabbiner Dr. Guttmann-Culm: Ein jüdischer Major in der preußischen Armee. — Referendar Blumenfeld-Berlin: Die Assimilation in der Geschichte.

Jeden Sonnabend Abend im Winter: Lehrvorträge im Hebräischen Schrifttum (meist Chumesch mit Raschi).

Bibliothek mit 580 Bänden. Bibliothekar: Lehrer und Gemeindesekretär Mannheim.

Grätz (Posen).

Vorträge: Fräulein Schellenberg: Rezitationen aus der Jargon-Literatur. — Rabbinatskandidat A. Michalski-Berlin: Biblische und talmudische Rätsel. — Frau Thekla Eisner-Breslau: Rezitationen aus modernen jüdischen Dichtungen.

Bibliothek mit 150 Bänden. Bibliothekar: S. Jablonski.

Gütersloh und Nachbargemeinden.

Vorträge: E. Goldschmidt-Dortmund: Spiele bei den Israeliten. — H. Rosenthal-Gütersloh: Heinrich Heine und seine Beziehungen zum Judentum. — Seminarlehrer S. Plaut-Münster:

Ein Jahrzwölft Zionismus. — Dr. Poritzky-Berlin: Maxim Gorky. — Rabbiner Dr. Rosenthal-Berlin: Gabriel Rießer. — M. Weiler-Hamm: Die jüdische Frau. — Eli Markus-Münster: Rezitationen.

Diskussions-Abende: Im Anschluß an das Thema: „Ein Jahrzwölft Zionismus" wurde über die jungjüdische Bewegung diskutiert.

Groß-Blittersdorf i. Lothr.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Emil Franck.

Gr.-Strehlitz.

Vorträge: Oberkantor Davidsohn-Gleiwitz: Die bedeutendsten jüdischen Komponisten und ihre Werke (mit musikalischen Beispielen). — Rabbiner Dr. Dienemann-Ratibor: Die Juden in Deutschland im XIX. Jahrhundert. — Rabbiner Dr. Goldmann-Oppeln: Die Judengesetze von 1847. — Frau Dr. Wachsner: Jüdische Frauengestalten im klassischen Drama. — Justizrat Salinger-Oppeln: Der Ritualmord in Polna. — Prediger Steiner: Gabriel Rießer und seine Zeit.

Bibliothek mit 170 Bänden. Bibliothekar: Prediger Steiner.

Hagen i. W.

Vorträge: Rabbiner Dr. Norden-Elberfeld: Gabriel Rießer. — Rabbiner Dr. Mannheimer-Oldenburg: Erziehung, Bildung und Charakter einst und jetzt. — Rabbiner Dr. Coblenz-Bielefeld: Die Aufgaben des modernen Judentums zur Ueberwindung des Indifferentismus.

Diskussions-Abende: Ph. David-Hagen: Gottfried August Bürgers Leben und Dichten. — Abt-Hagen: Was ist und bezweckt der Zionismus? Was versteht man unter liberalem Religionsunterricht?

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer W. Abt.

Hamburg.

Vorträge: Dr. Nobel-Hamburg: Ueber jüdische Religionsphilosophie, Cyclus von drei Vorträgen. — Dr. Loewenthal-Hamburg: Jüdische Geschichte nach den Herodianen, Cyclus von drei Vorträgen. — Gustav Tuch-Hamburg: Streifzüge durch Houston Steward. Chamberlains Grundlagen des 19. Jahrhunderts. — Frl. Meyerhoff-Frankfurt a. M.: Die Juden in den modernen Romanen. — Dr. Jampel-Karlsruhe: Israel in Egypten und seine Einwanderung in Palästina.

Hamburg (Gabriel Rießer-Verein).

Vorträge: Geheimrat von Hesse-Wartegg-Luzern: Die Juden in Nordafrika. — Dr. A. Kohut-Berlin: Immanuel Kant und das

Judentum. — Regisseur Max Montor-Hamburg: Israelitische Dichtungen. — Dr. D. Leimdörfer-Hamburg: Die Poesie des Gleichnisses in der hebräischen Literatur. — Pastor Windfuhr-Hamburg: Kultur der Juden in Italien. — Oberkantor M. Henle-Hamburg: Synagogale Musik.

Hameln.

Vorträge: Professor Goldstein-Darmstadt: Die Poesie der Bibel. — Ludwig Hardt-Berlin: Rezitationsabend. — Referendar Dr. jur. Löb-Hannover: Jehuda Halevi. — Lehrer Alexander Warburg: Reuchlin, ein Verteidiger des Judentums. — Dr. David-Bochum: Israels weltliche Poesie. — Dr Pick-Strasburg: Die jüdischen Gestalten im Kaufmann von Venedig.

Hamm i. W.

Vorträge: Schriftsteller Viktor Klemperer-Berlin: Karl Emil Franzos. — Frau Rahmer-Rothmann-Berlin: Rezitationsabend. — Landrabbiner Dr. Lewinsky-Hildesheim: Goethe und die biblischen Bücher. — Rabbiner Dr. Pick-Strasburg-Westpreußen: Jettchen Gebert. Anschließend an den Vortrag Diskussion.

Hannover.

Vorträge: Frau Irene Triesch: Poesie der Bibel. — Dr. S. Hororitz, Dozent am jüd.-theolog. Seminar in Breslau: Eine populäre Moralschrift aus dem Mittelalter. — Rabbiner Dr. C. Seligmann-Frankfurt a. M.: Der Wille zum Judentum. — Frl. Leonie Meyerhof-Frankfurt a. M. (Leo Hildeck): Neue deutsch-jüdische Erzähler.

Das „Jahrbuch" wurde den Mitgliedern wie bisher gratis überwiesen.

Hattingen (Ruhr).

Vorträge: Rabbiner Dr. Neumark-Duisburg: Schiller und die Bibel. — Geh. Reg.-Rat. Prof. Dr. L. Geiger-Berlin: Moses Mendelssohn. — Regisseur Fritz Richard-Berlin: Buntes Allerlei aus der modernen jüdischen Literatur. — Purim: Familienabend.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer M. Andorn.

Hechingen (Hohenzollern).

Vorträge: Hans Eschelbach-Bonn: Rezitation eigener Dichtungen. — Dr. Hirschberg-Charlottenburg: Die Bibel in der Musik, 2. Teil. — Referendar Dr. Alfred Apfel-Cöln: Die Renaissance des jüdischen Bewußtseins.— Lehrer und Rabbinatsverweser Leo Schmalzbach-Hechingen: Berthold Auerbachs Lehrjahre. — Fräulein Konzertsängerin Elsa Berny-München: Kompositionen jüdischer Meister. — Fabrikant Emil Weil-Hechingen: Gedächtnisfeier für Dr. Gustav Karpeles. — Felix Wolff-Stuttgart: Die Poesie in der Bibel.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Leo Schmalzbach, Lehrer und Rabbinatsverweser.

Herford (Westfalen).

Vorträge: Geh. Rat Professor L. Geyger: Jettchen Gebert und Henriette Jacobi. (Der Verein ist erst am 11. November 1909 gegründet.)

Bibliothek: Im Entstehen. Bibliothekare: Frl. Martha Weinberg, Carl Meyer. (Zuschriften für die Bibliothek an den Schriftführer erbeten.)

Hohensalza.

Vorträge: Fritz Richard: Allerlei aus der modernen jüdischen und nichtjüdischen Literatur. — Dr. Pick: Uriel Acosta — Dr. Biretter: Wertschätzung der Arbeit und Arbeiter in Bibel und Talmud. — Dr. Sandler: Jüdische Kolonisation im Orient. — Dr. Pick: Jettchen Gebert. Dr. Kohn: Festrede zur Chanukafeier.

Bibliothek mit 330 Bänden Bibliothekar: Lehrer Levy.

Hoppstädten a. d. Nahe.

Vorträge: Lehrer Ludwig: Die Vertreibung der Juden aus Spanien und Portugal. Eine kulturhistorische Skizze des 16. Jahrhunderts.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Isidor Weil.

Höxter.

Vorträge: Dr. Klemperer-Berlin: Karl Emil Franzos. — Frau Rahmer-Rothmann-Berlin: Rezitationen. — Rabbiner Dr. L. A. Rosenthal-Berlin: Die Naturwissenschaft und die jüdische Religions-Anschauung.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer Weinberg.

Ingweiler.

Vorträge: Rabbiner Dr. Weil: Der jüdische Gott, ein Universalgott. — Derselbe: Idealismus und Materialismus (Chanuka). — Dr. Bloch: Jüdisches Recht im Vergleich zu dem heute geltenden Rechte der Kulturstaaten. — Rabbiner Dr. Uhry: Einfluß des Griechentums auf die Sektenbildung im Judentum. — Emil Braun: Mendelssohn und seine Zeit. — Fritz Richard: Rezitationsabend.

Bibliothek mit 230 Bänden.

Insterburg.

Vorträge: Fabius Schach-München: Jüdische Kultur in Ost und West. — Davis Trietsch-Charlottenburg: Die heutige Türkei und die Juden. — Musikdozent Dr. Hirschberg-Berlin: Die Bibel in der Musik, 2. Teil. — Laqueur-Breslau: Adolf Crémieux. — Rabbiner Dr. Emil Cohn-Kiel: Jehuda Halevy. — Rabbiner Dr. Beermann: Ein Cyklus von 10 Vorträgen über Entstehung und Entwickelung des Judentums.

Iserlohn.

Vorträge: Gymnasiallehrer Neumann-Hagen i/W.: Das Weib in der Kunst. — Goldschmidt-Dortmund: Spiele bei den Israeliten.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Herm. Wertheim.

Karlsruhe i. B.

Vorträge: Syndikus Dr. Max Wittenberg-Hamburg: Die Juden in Amerika. — Privatdozent Dr. Felix Falk-Genf: Moses Mendelssohn als deutscher Dichter und Schriftsteller. — Rabbiner Dr. Ackermann-Brandenburg: Arbeit und Arbeiter im Judentum. — Dr. Nathan Birnbaum-Czernowitz: Das Kulturleben der Ostjuden.

Kattowitz O.-Schl.

Vorträge: Rabbiner Dr. Goldmann-Oppeln: Das Judengesetz von 1847. — Dr. Landsberger-Breslau: Jüdische Legenden. — Dr. Hirschberg-Berlin: Judäas Kriegshelden in der Musik. — Rabbiner Dr. Cohn-Kattowitz: Das biblische Buch Koheleth und Goethes Faustdichtung. — Dr. Galliner-Beuthen: Unser Bildungsideal. — Eine Gedächtnisfeier für Dr. Karpeles mit musikalischen und deklamatorischen Darbietungen. Gedächtnisrede: Dr. D. Braunschweiger

Bibliothek mit 230 Bänden. Bibliothekar Lehrer M. Willner.

Kempen i. P.

Vorträge: Rabbiner Dr. Neuhaus-Ostrowo: Die Schönheit der Bibel. — Rabbiner Dr. Lewin-Wreschen: Chamberlain, Harnack und Delitzsch im Kampfe gegen das Judentum. Apotheker Salinger-Schildberg: Die Heilkunde in den Schriften unserer Vorfahren. – Rabbiner Dr. Lewy-Neustettin: Judentum und Christentum.

Referate: E. Breslauer-Kempen: Soziales in der jüdischen Gesetzgebung II. — F. Goldberg-Kempen: Pädagogisches im Talmud. — Die Mitglieder hatten Gelegenheit, einem Jargon-Liederabend von Frl Schellenberg-Lemberg und einer theatralischen Aufführung einer russisch-jüdischen Schauspielertruppe beizuwohnen.

Bibliothek mit 200 Bänden.

Den Mitgliedern des hiesigen israelitischen Jugendvereins ist die Benutzung der Bibliothek freigestellt.

Kitzingen.

Vorträge: Professor Dr. Günther-München: Das jüdische Volk im Lichte der Etnographie. — Arthur Schweriner-Berlin: Der heutige politische Kurs in seiner Stellung zum Judentum.

Bibliothek mit 115 Bänden. Bibliothekar: Lehrer N. Bamberger.

Konitz (Westpreußen).

Vorträge: Dr. Cohn-Wiener-Berlin: Darstellungen von Juden und Judentum in der bildenden Kunst (mit Lichtbildern). — Rabbiner Dr. Guttmann-Culm: Manasse ben Israel. — Fritz Richard-Berlin: Rezitationen. — Rabbiner Dr. Weyl-Konitz: Die Psalmen. — Derselbe: Nachtrag zum Buche Hiob.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: J. Fleischer.

Konstanz.

Vorträge: Stadtrabbiner Dr. Chone: Das Judentum zur Zeit der Entstehung des Christentums in der Darstellung der modernen Belletristik. — Privatdozent Dr. Falk-Genf: Moses Mendelssohn als Dichter und Schriftsteller. — Dr. Jampel-Karlsruhe: Was verdankt die moderne Kultur unserer Bibel?

Köln a. Rhein.

Vorträge: Fritz Richard-Berlin: Rezitationen. — Guido E. Neumann-Hagen: Gibt es eine jüdische Kunst? — Dr. Wittenberg-Hamburg: Jüdische Auswanderung. — Fabius Schach-München: Jüdisches Kulturleben in Ost und West. — Dr. Heinrich Loewe-Berlin: Ein Gang durch die jüdische Geschichte. — Dr. Loewenberg-Hamburg: Eigene Dichtungen. — Rabbiner Dr. Rosenthal: Schiller und die Bibel. — Rabbiner Dr. Hanover: Chassidismus.

Außerdem eine Gedächtnisfeier für Dr. Gustav Karpeles s. A.

Bibliothek mit 600 Bänden.

Die Mitglieder erhielten das Jahrbuch für jüdische Geschichte und Literatur gratis.

Königsberg i. Pr.

Vorträge: Schriftsteller Fabius Schach-München: Jüdische Kultur in Ost und West. — Archivrat Prof. Dr. Warschauer-Posen: Die mittelalterlichen Wanderungen der deutschen Juden nach dem Osten. — stud. jur. Georg Stern: Die jüdische Agrargesetzgebung und ihre Beziehungen zum heutigen Wirtschaftsleben. — Baugewerkschullehrer Carl Hollack: Vorgeschichte der Juden in Ost- und Westpreußen. — Dr. Paul Rieger-Hamburg: Ein Wunderrabbi als Märchendichter. — Frl. Martha Bukofzer: Der Berliner Salon. — Rabbiner Dr. Kaelter-Danzig: Moritz Lazarus, ein jüdischer Idealist. — Archivar Dr. Zivier-Pleß: Der Anteil der Juden an Bergbau und Münzwesen.

Bibliothek. Bibliothekar: Oberkantor Birnbaum.

Krotoschin.

Vorträge: Lehrer Joseph Wolf-Krotoschin: Die Lage der Juden in Rumänien. — Dr. med. Jeremias-Posen: Umschau in der jüdischen Gegenwart. — Rabbiner Dr. Dienemann-Ratibor: Über den Talmud, sein Wesen und seine Entstehung. — Rabbiner Dr. Berger-Krotoschin: Tragödie des Menschen, Kohelet und Faust.

Bibliothek mit 380 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Margolius.

Der Verein unterhält mehrere Zeitschriften und hat eine Lesehalle gegründet. Die Synagogengemeinde hat zu diesem Zwecke einen geeigneten Raum ausgestattet und zur Verfügung gestellt. An der Lesehalle haben Herr Lehrer Margolius und Frau Kantor Warschawsky die Leitung übernommen.

Labischin.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer S. Spier.

Lage/Lippe (Landesverein).

Vorträge: Dr. David-Bochum: Israels Weltpoesie. — Ludwig Hardt: Rezitationen. — Lehrer Liebermensch: Moses Mendelssohn. — Dr. Rosenthal-Berlin: Naturwissenschaft und jüdische Weltanschauung. — Lehrer Alexander Warburg: Ein christlicher Gelehrter über jüdisches Schrifttum.

Landsberg a. W.

Vorträge: Oberlehrer Dr. Wolbe-Berlin: Major Burg. — Rabbiner Dr. Wreschner-Samter: Akiba Eger. — Rabbiner Dr. Kälter-Danzig: Die Religion der Zukunft. — Poritzky-Berlin: Maxim Gorki und seine Beziehungen zum Judentum.

Lautenburg (Westpr.).

Vorträge: Dr. Guttmann-Culm: Judentum und Toleranz. — Frl. Selka-Berlin: Jerusalem und Umgebung (eigene Anschauung). — Lehrer Treumann-Lautenburg: Heine. — Prediger Sturmann-Osterode: Die soziale Frage und die Staatsgrundgesetze in der Thora und im Judentum. — Lehrerin Frl. Weinberg-Lautenburg: Die Juden in Spanien.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer Treumann.

Leipzig.

Vorträge: Dr. S. Jampel-Karlsruhe: Urgeschichte Israels nach zeitgenössischen Denkmälern. — Dr. J. E. Poritzky-Berlin: Gustav Karpeles. — Dr. M. Grunwald-Wien: Juden als Erfinder und Entdecker. — Dr. ing. F. Langenegger-Zwickau: Die Ergebnisse der Ausgrabungen auf dem Ruinenfelde des antiken Jericho.

Lippstadt.

Vorträge: Rechtsanwalt Max Abel-Essen: Die Vereine für jüdische Geschichte und Literatur und deren Kampfgenossen in ihrer Bedeutung für unsere Selbstverteidigung. — Rabbiner Dr. Rosenthal-Berlin: Naturwissenschaft und jüdische Weltanschauung. — Lehrer E. Alexander-Warburg: Assyrisch-babylonische Ausgrabungen (mit Lichtbildern). — Dr. Pick-Strasburg: Jettchen Gebert. — Victor Klempner-Berlin: Karl Emil Franzos.

Lissa i. P.

Vorträge: Lehrer Schreiber-Crone: Die Emanzipationsbestrebungen der Juden im 19. Jahrhundert. — Schulvorsteherin Frl. Rackwitz-Gostyn: Karl Emil Franzos. — Frl. Schellenberg: Jargon-Vorträge. — Hofschauspielerin Frl. Landau: Rezitationen. — Justizrat Nürnberg-Lissa: Dr. Gustav Karpeles, ein Lebensbild; als Gedenkfeier. — Dr. Pick-Strasburg: Uriel Acosta in Geschichte und Drama.

Diskussionsabend im Anschluß an die Generalversammlung: Referent Dr. Bäck: Gabriel Rießer.

Bibliothek mit 600 Bänden. Bibliothekar: Herbst.

Der Verein ist Mitglied des Vereins zur Förderung der Wissenschaft des Judentums und der Alliance J. U. in Berlin.

Loebau.

Vorträge: Chanukafeier. Vortrag: Lehrer Tobias. — Dr. Poritzky-Berlin: Heinrich Heine. — Derselbe: Maxim Gorki.

Bibliothek mit 300 Bänden. Bibliothekar: Navitscher.

Lublinitz.

Vorträge: Rabbiner Dr. Friedmann: Ausgewählte Stücke aus dem Traktat Peßachim. — Derselbe: Ueber den Verlauf des Menschenlebens nach Pirka Abot 5, 26.

Ludwigshafen a. Rh.

Vorträge: Frau Johanna Wolff Friedberg-Karlsruhe: Jüdische Frauentypen in deutscher Dichtung. — Dr. Karpeles s. A.: Eine Reise durch Rußland. — Rabbiner Dr. Unna-Mannheim: Jüdische Hochzeiten im Altertum und im Mittelalter. — Lehrer Rotschild-Worms: Die Kunst bei den alten Juden. — Dr. Zampel-Karlsruhe: Die moderne Frauenfrage vom biblischen Standpunkt beurteilt.

Diskussions-Abende: Kantor Wetzler: „Ueber Glaubenswechsel".

Bibliothek mit 170 Bänden. Bibliothekar: Kantor Wetzler.

Lübeck.

Es werden regelmäßige Lernabende abgehalten, auf Vorträge und Diskussionen wird weniger Gewicht gelegt.

Bibliothek mit 162 Bänden. Bibliothekar: Lehrer B. Goldschmidt.

Magdeburg.

Vorträge: Rabbiner Dr. Lewinsky: Goethe und die biblischen Schriften. — Fritz Richard: Buntes Allerlei aus der modernen jüdischen Literatur. — Rabbiner Dr. Wilde: Der Totenkultus in den Religionen. — Oberlehrer Dr. Wolbe: Herzog Joseph von Naxos. — Dr Spanier: Zwei jüdische Denker. — Dr. Hirschberg: Die Bibel in der Musik, 2. Teil.

Bibliothek mit 500 Bänden. Bibliothekar: Dr. Simon.

M.-Gladbach.

Vorträge: Rabbiner Dr. Rosenthal-Berlin: Gabriel Rießer. — Justizrat Dr. L. Fuld-Mainz: Der Staat und die Minoritäten — Rabbiner Dr. Bäck-Düsseldorf: Tolstoi. — Rechtsanwalt Dr. Bär-Düsseldorf: Die Beteiligung der Juden an den strafbaren Handlungen. — Dr. Heinrich Löwe-Berlin: Die derzeitige Lage des Zionismus.

Mainz.

Vorträge: Rabbiner Dr. Salfeld-Mainz: Das Jubiläum der deutschen Predigt. — Alfred Auerbach-Frankfurt a. M.: Ernstes und Heiteres. — Prof. Dr. J. Goldstein-Darmstadt: Moderne Rassentheorien. — Rabbiner Dr. Ackermann-Brandenburg a. H.: Judentum und Christentum. — Davis Tritsch-Berlin: Bilder aus Palästina. — von Hesse-Wartegg: Jüdische Kolonien in Nord-Afrika und in den Oasen der Sahara.

Marienwerder (Westpr.).

Vorträge: Rabbiner Dr. Löwy-Graudenz: Geschichte Israels an der Hand der alten Denkmäler (mit Lichtbildern). — Referendar Dr. Benjamin-Marienwerder: Wesen und Bedeutung des Antisemitismus.

Memel.

Vorträge: Fabius Schach-München: Ost und West. — Davis Trietsch-Berlin: Die neue Türkei und die Juden. — Rabbiner Dr. Stein-Memel: Eine naturphilosophische Studie. — Dozent Dr. Hirschberg-Berlin: Die Bibel in der Musik, 1. Teil. — Rabbiner Dr. Beermann-Insterburg: Israel im Sprichworte der Völker. — M. A. Klausner-Berlin: Gebräuche und Mißverständnisse. — Rabbiner Dr. Stein-Memel: Ein Gang durch eine jüdische Bibliothek. (Letzterer Vortrag wurde für Verein Tipheret Bachurim und Literaturverein gemeinsam gehalten.)

Bibliothek mit 393 Bänden. Bibliothekar: Kantor und Lehrer J. Kahn.

Metz.

Vorträge: Referendar Regensburger: Jüdische Jugend und ihre Aufgaben. — Poritzky: Maxim Gorki und seine Beziehungen zum Judentum.

Bibliothek. Bibliothekar D. Dannenberg.

Der Verein läßt seiner Zusammensetzung entsprechend deutsche und französische Vorträge halten.

Mülhausen i. Els.

Vorträge: Rabbiner Dr. Bloch-Sulz: Recht und Moral im Handel und Verkehr nach biblisch-talmudischem Gesetze. — Pfarrer Lutz-Illzach: Les légendes rabbiniques et les verrières de l'église St. Etienne à hulhouse. — Rabbiner D. Schwarz-Lauterburg: Das jüdische Gotteshaus, seine Geschichte und seine Funktion.

Mülheim a. d. Ruhr.

Vorträge: Oldenburgischer Landesrabbiner Dr. Mannheimer: Entstehung, Wesen und Bedeutung des Talmuds. — Dr. Heinrich Löwe-Berlin: Kulturelle Streifzüge durch den jüdischen Orient — Dr. Gustav Karpeles-Berlin s. A.: Die Entstehung des Christentums. — Dr. Leopold Hirschberg-Berlin: Karl Loewes Kompositionen hebräischer Stoffe.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Moritz Steinwasser.

München.

Vorträge: Rabbiner Dr. Werner: Michael Soebs und Moritz Veit. — Irene Triesch: Rezitationen biblischer Sachen. — Dr. Hirschberg-Berlin: Die Bibel in der Musik II. — Sigmund Fränkel: Der Gaon von Wilna.

Diskussions-Abende: Dr. Ehrentreu: Ein mittelalterlicher Geistesheld. — Fabius Schach: Zur Psychologie der jüdischen Gebete.

Bibliothek. Bibliothekar: Dr. Finkelscherer.

Myslowitz O.-Schl.

Vorträge: Martha Rahmer-Nothmann: Rezitation jüdischer Poesien. — Rabbiner Dr. Galliner-Beuthen: Unser Bildungsideal. — Rabbiner Dr. Kaatz-Zabrze: Jargondichtung im Mittelalter. — Lehrer Frank-Myslowitz: Juden als Kaufleute und die kaufmännische Ehre. — Rabbiner Dr. Goldmann-Oppeln: Rechtsauffassung des Talmud.

Bibliothek mit 200 Bänden. Bibliothekar: S. Wechsler, Rabbiner Dr. Winter.

Nakel.

Vorträge: Rabbiner J. Nobel-Filehne: Geist des Judentums. — Dr. Weyl-Konitz: Über das Buch Hiob. — Professor Dr.

Horowitz-Thorn: Eigenart der Sittenlehre des Judentums und seine messianische Idee. — Rabbinatskandidat Philippsborn-Potsdam: Das israelitische Prophetentum.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: S. Bärwald.

Neiße i. Schl.

Vorträge: Lehrer Willner-Kattowitz: Spinoza. — Rabbiner Dr. Guttmann-Culm a. W: Witz und Humor in der jüdischen Literatur. — Rechtsanwalt Lewinsky-Neiße: Über das Leben am jüdischen Königshofe. — Oberkantor Davidsohn-Gleiwitz: Die bedeutendsten jüdischen Komponisten des 19 Jahrhunderts.

Diskussions-Abende: Rabbiner Ellguther: Eduard Lasker. — Apotheker Wachmann-Neiße: Gustav Karpeles, Gedenkfeier.

Bibliothek mit ca. 1200 Bänden. Bibliothekar: Rabbiner Ellguther.

Neustadt W.-Pr.

Vortrag: Lehrer M. Hofmann: Berthold Auerbach und das Judentum.

Es findet alle vier Wochen ein Diskussionsabend statt, bei welchem verschiedene Mitglieder des Vereins als Referenten vorgesehen sind.

Neu-Stettin.

Vorträge: Kantor Voß-Neu-Stettin: Frauenemanzipation und Ehe im jüdischen Schrifttum. — Dr. J. E. Poritzky-Berlin: Maxim Gorki und seine Beziehungen zum Judentum. — Chanukafeier. — Dr. Pick-Strasburg: Jettchen Gebert.

Bibliothek mit 128 Bänden. Bibliothekar: Kantor Carl Voß.

Neuß a. Rh.

Vorträge: Fritz Richard-Berlin: Rezitationsabend. — Lehrer Steinhardt-Magdeburg: Die Leidenszeit der Juden im Mittelalter. — Kunsthistoriker und Gymnasiallehrer G. E. Neumann-Hagen (Westf.): Die Kunst des jüdischen Volkes

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Kantor B. Nußbaum.

Nicolai O.-Schl.

Vorträge: Lehrer Frank-Myslowitz: R. Meir-Rothenburg. — Frau Rahmer-Rothmann: Rezitationen. — Lehrer Salinger-Nicolai: Das Leben der Juden im Mittelalter. — Rabbiner Dr. Braunschweiger-Kattowitz: M. E. Kuh, ein schlesischer Satyriker.

Bibliothek mit 100 Bänden.

Nürnberg.

Vorträge: Dozent Dr. Elbogen-Berlin: Das Pariser Sanhedrin von 1807. — Privatdozent Dr. Goldstein-Darmstadt: Nietzsche und sein Verhältnis zum Judentum. — Rabbiner Dr. Chone-Nürnberg: Die Entstehung des Christentums in der Auf-

fassung der modernen Belletristik. — Rabbiner Dr. Freudenthal-Nürnberg und Schriftsteller Dr. J. E. Poritzky-Berlin: Gedächtnisabend für Dr. Gustav Karpeles — Dr Sigmund Jampel-Karlsruhe: Die neuesten inschriftlichen Ergebnisse über die Abstammung des israelitischen Volkes. — Professor Dr. Karl Joel-Basel: Jüdische Gestalten aus der Romantik.

Gemeinde- und Dr. Ziemlich'sche Bibliothek mit zusammen 2250 Bänden.

Offenbach a. M.

Vorträge: Privatdozent an der technischen Hochschule in Darmstadt Dr Julius Hülsen: Die Frankfurter Judengasse als Baudenkmal (mit Lichtbildern.) — Prof. der Philosophie an der technischen Hochschule in Darmstadt Dr. Julius Goldstein: Aus stillen Welten. — Privatdozent an der Universität in Genf Dr. Felix Falk: Moses Mendelssohn als deutscher Dichter und Schriftsteller. — Geh. Reg. Rat Prof. Dr. Ludwig Geiger: Johann Reuchlin und sein Kampf um die jüdischen Bücher. — Rabbiner Dr. Israel Goldschmidt-Offenbach: Biblische und Babylonische Urgeschichte. — Rabbiner Dr. Doctor-Cassel: Raschi.

Am Eröffnungsabend des Winterhalbjahrs hielt Rechtsanwalt Dr. Guggenheim die Gedächtnisrede auf Dr. Gustav Karpeles s. A. und berichtete über den Breslauer Judentag.

Offenburg i. Baden.

Vorträge: Rechtsanwalt Leopold Veit: Über den Prozeß Christi.

Diskussions-Abende finden regelmäßig statt mit wechselnden Referenten.

Oldenburg.

Vorträge: Dr. Löwenthal-Hamburg: Salome. — Dr. Sonderling-Hamburg: Jüdische Kunst in Wort und Bild.

Oppeln.

Vorträge: Oberkantor Davidsohn: Geschichte der Synagogenmelodien. — Rabbiner Dr. Max Wiener: Der Prophet Jeremia. — Rabbiner Dr. Goldmann: Das Wesen des Talmuds und seine Bedeutung für das heutige Judentum. — Derselbe: Volksleben im Lande der Bibel (mit Lichtbildern).

Unterhaltungsabend: Jungjüdische Dichtung (Deklamationen, Gesang, Rezitation).

Bibliothek mit 120 Bänden.

Osterode Ostpr.

Vorträge: Dr. Kohut: Alexander v. Humbold und die Juden. — Aron Jakobus-Osterode: Soziale Bestrebungen im heutigen Judentum mit einem Nachwort von Prediger Sturmann: „Die

Tendenzen dieser Bestrebungen im alten Israel nach den Vorschriften der Thora.“ — Frl. Martha Bukofzer-Königsberg i. Pr.: Die Nach-mendelssohnsche Zeit in Berlin.

Bibliothek mit 150 Bänden. Bibliothekar: Dr. Löwenberg.

Ostrowo.

Vorträge: Oberlehrer Dr. Carlebach-Berlin: Palästina, Land und Leute. — Dr. med. Kaliski-Breslau: Die Hygiene in der jüdischen Gesetzgebung. — Schriftsteller Viktor Klemperer-Berlin: Karl Emil Franzos. — Musikdirektor Berggruen und Frau: Die synagogalen Melodien (mit pianistischen und gesanglichen Erläuterungen.)

Bibliothek mit 250 Bänden. Bibliothekar: Hauptlehrer Hayne.

Paderborn.

Vorträge: Victor Klempner-Berlin: Ludwig Fulda. — Dr. Rosenthal-Berlin: Kohelet, Hamlet, Faust. — Dr. David-Bochum Ein altes Kulturland (mit Lichtbildern.) — Langmaat-Hamburg. Rezitationen. - Lehrer Alexander-Warburg: Ein christlicher Rechs-gelehrter als Verteidiger des jüdischen Schrifttums.

Diskussions-Abende finden wöchentlich statt. Besprechung eines Themas durch Vereinsmitglieder.

Kleine Bibliothek Bibliothekar: Sigi Katz.

Pinne.

Vorträge: Fritz Richard-Berlin: Rezitationen. — Buchhändler Philipp-Posen: Israel Zangwill. — Rabbiner Dr. Grünthal: Das poetische Dreigestirn am jüdisch-spanischen Dichterhimmel.

Außerdem vereinigten sich die Mitglieder mehreremale im Laufe des Winters zu fröhlichem Beisammensein.

Pleß O.-Schl.

Vorträge: Fräulein Ida Schellenberg: Lieder-Vorträge aus dem Ghetto. — Rabbiner Dr. Rau-Pleß: Der Aberglaube in der Geschichte des Abendlandes. — Dr Kälter-Danzig: Lazarus, ein jüdischer Idealist. — Dr. Zivier-Pleß: Anteil der Juden am Berg- und Münzwesen. — Arnold Wiener-Kattowitz: Die moderne Bewegung im Judentum. — Dr. Margolius-Prag: Die Renaissance im Judentum.

Bibliothek mit 200 Bänden. Bibliothekar: Rabbiner Dr. Rau.

Potsdam.

Vorträge: Rabbiner Dr. Kaelter-Danzig: Die Religion der Zukunft. — Rabbiner Dr. Schreiber-Potsdam: Hebbels Herodes und Mariamne. — Privatdozent Dr. Ludwig Hirschberg-Berlin: Musik in der Bibel II. Teil. — Derselbe: Musik in der Bibel III. Teil.

Prenzlau.

Vorträge: Dr. Bähr: Die Frau in Altisrael. — Fabius Schach-München: Jüdische Kultur in Ost und West. — Fritz Richard-Berlin: Rizitationen. — Dr. Ackermann-Brandenburg: Münzmeister Lippold. — Dr. Jampel-Karlsruhe: Ein neu aufgefundenes Stück biblischer Geschichte.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Max Hermann.

Ratibor.

Vorträge: Rabbiner Fabian-Breslau: Geschichte der deutschen Juden im Mittelalter vom 1. Kreuzzuge ab bis Moses Mendelssohn. — Rabbiner Dr. Eppenstein-Briesen: Aus der Geschichte der Juden in Spanien. — Rabbiner Dr. Dienemann-Ratibor: Geschichte der deutschen Juden seit Moses Mendelssohn. — Rabbiner Dr. Goldmann-Oppeln: Die Wirkungen des Abfalls in der jüdischen Geschichte.

Diskussions-Abende: Rechtsanwalt Dr. Brauer-Ratibor: Uebersicht über die Judengesetzgebung des 19. Jahrhunderts in Preußen und Deutschland. — Dr. med. Breslauer-Ratibor: Zur sozialen Hygiene bei den Juden.

Bibliothek mit ca. 750 Bänden. Bibliothekar: Lehrer A. Bieberfeld, Frl. Lehrerin Rawitscher.

Rawitsch.

Vorträge: Oberkantor M. Davidsohn-Gleiwitz: Entwickelung des Synagogengesanges. — Rabbiner Dr. Neuhauß-Ostrowo: Die ästhetische Würdigung der Bibel. — Rabbiner Dr Silberberg-Schrimm: Ein Stück jüdischer Geschichte aus der Reformationszeit.

Diskussions-Abende: Rabbiner Dr. Cohn: Einiges über das Material der mittelalterlichen Anklagen gegen den Talmud. — Zahnarzt Cohn: Der große Judenprozeß im Jahre 1510.

Bibliothek mit 300 Bänden. Bibliothekar: Bankier G. H. Loewy.

Rixdorf.

Vorträge: Dr. Alfr. Klee: Die Aufgaben jüdischer Gemeinden unserer Zeit. — Schriftsteller W. Löwenthal: Heyermanns und seine Dichtungen. — Oberlehrer Dr. Eugen Wolbe: Herzog Joseph von Naxos, ein jüdischer Fürst des 16. Jahrhunderts. — Rabbiner Kamerase: S. Kohn und seine Dichtungen.

Diskussions-Abende: Rabbiner Kamerase: Unsere Gebetbücher, der Sidder und das Machsor.

Rogasen.

Vorträge: Oberkantor Magnus Davidsohn-Gleiwitz: Die bedeutendsten jüdischen Komponisten des 19. Jahrhunderts (mit gesanglichen und musikalischen Beiträgen). — Rabbiner Nobel-Filehne: Geist des Judentum. — Karpeles-Gedenkfeier. — Rabb. Dr. Bamberger-Schönlanke: Schiller und die Juden.

Bibliothek mit 130 Bänden. Bibliothekar: Julius Rosenthal.

Schlawe. i. Pom.

Vorträge: Oberkantor Meisel-Danzig: Ueber unsere synagogalen Gesänge. — Rabbiner Dr. Weyl-Konitz: Ueber das Buch Hiob. — Rabbiner Dr. Lewy-Neustettin: Ueber Zionismus.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Kantor Spier.

Schlochau.

Vorträge. Oberkantor Meisel-Danzig: Ueber unsere synagogalen Melodien.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Vanzburger.

Schrimm.

Vorträge: Dr. J. Benzinger-Jerusalem: Volksleben im Lande der Bibel. — Dr. med. Kassel-Posen: Haben die Juden Politik getrieben? — Rabbiner Dr. Cohn-Rawitsch: „Die Altertumsfunde im Orient und unsere Bibel. — Rabbiner Dr. Schreiber-Potsdam: Herodes und Mariamne nach Hebbels gleichnamigem Drama.

Bibliothek mit 350 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Speyer.

Schwedt.

Vorträge: Dr. Eug. Wolbe-Berlin: Major Burg. — Schauspieler Fritz Richard-Berlin: Rezitations-Abend. — Schriftsteller Fabius Schach-München: Renegaten in der Vergangenheit und Gegenwart. — Rabbiner Dr. Elsaß-Landsberg: Prozeß Jesu. Rabbiner Dr. Holzer-Schwedt: Überblick über die Lage der Juden in den letzten Jahren. — Dr. Siegm. Feist: Arier und Semiten in ihren ethischen, kulturhistorischen und geschichtlichen Beziehungen.

An den Vortragsabenden schlossen sich Diskussionen an.

Schweinfurt.

Vorträge: Rabbiner Dr. Stein: Die Papyri von Assuan und Elephantine. — Seminarlehrer Dr. Wohlgemuth-Würzburg: Das Judentum in der Abwehr. — Dr. Zampel-Karlsruhe: Die moderne Frauenbewegung vom biblischen Standpunkt. — Rabbiner Dr. Stein: Cyrus in der Schilderung der Propheten. — Rechtsanwalt Dr Honemel: Jüdische Kriminalstatistik.

Bibliothek mit 180 Bänden. Bibliothekar: Lehrer B. Adler.

Schwersenz.

Vorträge: Rabbiner Dr. Lewin-Wreschen: Moderne Forderungen im Lichte der Bibel und des Talmuds. — Lehrer Grünfeld: Über die Erziehung bei den Juden. — Lehrer Bach: Die Juden im Mittelalter. — Moses Fabian-Schönlanke: Altzeitliche Vorbilder für neuzeitliche Frauen. — Rabbiner Dr. Blum-Posen: Gabirol. — Dr. Peyser-Posen: Jüdische Ärzte im Mittelalter.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Broh, Lehrer.

Schwetz a. W.

Vorträge: Dr. Guttmann-Culm: Ein jüdischer Major in Preußen. — Dr. Poritzky-Berlin: Ludwig Börne. — Dr. jur. Benjamin-Culm: Die zionistische Bewegung. — Fritz Richard-Berlin: Scherz und Ernst in Vers und Prosa aus der modernen jüdischen Literatur. — Dr. Leop. Hirschberg-Berlin: Die Bibel in der Musik.

Diskussions-Abend: Herrm. Bernstein: Der Einfluß des jüdischen Kaufmanns auf die Reichsfinanz in der Vergangenheit und Gegenwart.

Bibliothek mit 210 Bänden. Bibliothekar: R. Dahl.

Speier.

Vorträge: Dr. Cäsar Seligmann-Frankfurt a. M.: Die neueste religiöse Bewegung im deutschen Judentum. — Referendar Regensburger-Braunschweig: Die jüdische Jugend und ihre Aufgaben. — Fritz Richard (am Deutschen Theater in Berlin): Rezitationen ernsten und heiteren Inhalts. — L. Waldbott-Speyer: Reise-Erinnerungen an Amerika.

Stadtlengsfeld.

Vorträge: Dr. Wiesen: Don Joseph Herzog von Naxos. — Derselbe: Das Leben Moses im Lichte der Legendenbildung. — Derselbe: Die Ansiedlung der Juden in England. — Frl. L. Michelsohn: Morris Rosenfeld.

Kleine Bibliothek.

Steinheim i. Westf.

Vorträge: Dr. Poritzky: Dr. G. Karpeles s. A. — Lehrer E. Alexander-Warburg: Ein christlicher Gelehrter und das jüdische Schrifttum (Reuchlin). — Lehrer S. Steinberg: Die Juden in der

Zerstreuung, geschichtlicher Überblick über die Lage der Juden vor 70 bis nach zur Jetztzeit. — Derselbe: Chassidismus und die Berliner Salons, zwei Gegensätze zu Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts in der Judenheit.

Kleine Bibliothek: Bibliothekar: S. Steinberg.

Stettin.

Vorträge: Dr. J. Benzinger-Jerusalem: Die neuesten Ausgrabungen in Palästina (mit Lichtbildern). — Geh. Regierungs-Rat Prof. Dr. Geiger-Berlin: Die Juden in der deutschen Literatur. —Oberkantor Davidsohn-Gleiwitz: Ursprung und Entwicklung des Synagogen-Gesanges. — S. Laqueur-Breslau: Adolph Cremieux. — Fabius Schach-München: Jüdische Kultur in Ost-West. — Frl. Martha Wolffsohn-Posen: Morris Rosenfeld.

Fortbildungskurse in biblischer Lektüre und jüdischer Geschichte gehalten von den Herren Kahl, Dr. Vogelstein und Dr. Worms.

Stolp i. Pom.

Vorträge: Kaufmann Julius Lewy-Danzig: Jerusalem zur Zeit des Flavius Josephus. — Rabbiner Dr. Joseph: Strömungen im Judentum der Gegenwart. — Fabius Schach-München: Moderne Romane — Rabbiner Dr. Neuhaus-Lauenburg i. P.: Proben aus der modernen jüdischen Literatur.

Bibliothek mit 146 Bänden. Bibliothekar: Zahnarzt Max Neumann.

Strasburg i. Westpr.

Vorträge: Rabbiner Dr. Loevy-Graudenz: Das Judentum und die Arbeit. — Frl. Selma Selka-Berlin: Selbsterlebtes aus Palästina (Land und Leute). — Frau Oberkantor Schidorowsky-Tilsit: Rezitationen aus jüdischen Dichtungen. — Dr. J. E. Poritzky-Berlin: Hermann Heyermans. — Rabbiner Dr. Pick-Strasburg: Jettchen Gebert. — Fritz Richard-Berlin: Rezitationen aus jüdischen Dichtungen. — Dr. J. E. Poritzky-Berlin: Gustav Karpeles. — Rabbiner Dr. Pick-Strasburg: Moses Mendelssohn.

Thorn.

Vorträge: Professor Geiger-Berlin: Was ist uns Börne. —Regisseur Fritz Richard-Berlin: Buntes Allerlei aus der modernen jüdischen Literatur. — Dr. Leopold Hirschberg-Berlin: Die Bibel in der Musik 2. Teil (mit gesanglichen und pianistischen Erläuterungen). — Rabbiner Dr. Rosenberg: Erziehung und Unterricht im jüdischen Altertum. — Professor Dr. Horowitz: Eigenart der jüdischen Sittenlehre und die messianische Idee. — Dr. Alfred Wolff-Thorn: Neues aus der jüdischen Vergangenheit.

Bibliothek mit 485 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Chaim.

Tilsit.

Vorträge: Schriftsteller Fabius Schach-München: Jüdische Kultur in Ost und West. — Rabbiner Dr. Perles-Königsberg i. Pr.: Soziale Gerechtigkeit im alten Judentum. — Frau Martha Rahmer-Rotmann-Berlin: Aus dem Gebiete jüdischer Dichtungen. — Dr. Leopold Hirschberg-Berlin-Charlottenburg, Dozent der Musikwissenschaft: Die Bibel in der Musik 1. Teil (mit pianistischen und gesanglichen Erläuterungen). — Frau Kantor Schiderowsky-Tilsit: Rezitationen aus jüdischen Dichtungen. — Rabbiner Dr. Pick-Strasburg i. Westp.: Geisteskämpfe innerhalb des Judentums im 13. Jahrhundert.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer Süßkind.

Tuchel i. Westpr.

Vorträge: Kantor Meisel-Danzig: Über altjüdische Gesänge (Vortrag desselben am Klavier). — Rabbiner Dr. Guttmann-Kulm: Die Stellung der Frau im jüdischen Altertum. — Kantor Levithan-Tuchel: Die Bedeutung des Chanukafeste. — Fritz Richard-Berlin: Rezitation jüdischer Balladen etc. — Rabbiner Dr. Levy-Neustettin: Judentum und Christentum. — Schriftsteller Victor Klemperer-Charlottenburg: K. E. Franzos.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Kantor Levithan.

Ulm a. D.

Bibliothek mit 3673 Bänden. Bibliothekar: Rechtsanwalt Moos II.

Unna.

Vorträge: Lehrer F. Buchdahl-Unna: Fritz Reuter in seinem Verhältnis zum Judentum und zu Juden. — Lehrer Alexander-Warburg: Ein christlicher Verteidiger des jüdischen Schrifttums. — Rabbiner Dr. Pick-Strasburg: Nathan der Weise und der Talmud. — Redakteur A. Schweriner-Berlin: Anteil der Juden an der Politik der letzten 60 Jahre. — Dr. E. Poritzky-Berlin: Maxim Gorki.

Warburg i. W.

Vorträge: Privatdozent Dr. Julius Goldstein-Darmstadt: Buddhismus und Judentum. — Rabbiner Dr. Rosenthal-Berlin: Naturwissenschaft und jüdische Weltanschauung. — Frau Rahmer-Rotmann: Ernste und heitere Rezitationen. — Rabbiner Dr. Pick-Strasburg i. W.: Uriel Acosta in Drama und Dichtung. — Lehrer Alexander: Assyrisch-babylonische Ausgrabungen (m. Lichtbildern).

Diskussions-Abend: Im Anschluß an die Vorträge fanden Diskussionen über Wesen des Buddhismus, Monismus und Monotheismus, orthodox- und liberal-jüdische Weltanschauung statt.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer Alexander.

Wesel.

Vorträge: Dr. Heinrich Loewe-Berlin: Kulturelle Streifzüge im Orient. — Dr. Gustav Karpeles-Berlin s. A.: Entstehung des Christentums. — Richard Graetz-Berlin: Rezitationen.

Diskussions-Abende: Jeden Donnerstag im Anschluß an den Leitartikel der Allgem. Ztg. des Judentums u. a.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Dr. Falkenstein.

Westhofen i. Els.

Vorträge: Dr. Marx: Der Bann im Judentum.

Witten (Ruhr.)

Vorträge: Privatdozent Dr. Goldstein-Darmstadt: Darwinismus und Judentum. — Rabbiner Dr. Neumark-Duisburg: Schiller und die Weltanschauung der Propheten. — Geheimrat Professor Dr. Ludwig Geiger-Berlin: Jettchen Gebert und Henriette Jacoby. — Rechtsanwalt Löwenstein-Oberhausen: Shylock (Kaufmann von Venedig).

Witzenhausen.

Vorträge: Lehrer Katz-Witzenhausen: Rabbi Jochanan ben Sakkai. — Landrabbiner Dr. Doktor-Cassel: — Gekrönte Proselyten im Judentum. — Lehrer Katz-Witzenhausen: Leidenszeit der Juden während der Kreuzzüge. — Lehrer Horvitz-Cassel: Kämpfe und Emanzipation der Juden.

Diskussions-Abende: Zweimal monatlich finden Leseabende statt. Referent: Lehrer Katz.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer Katz.

Wongrowitz.

Vorträge: Dr. Siegm. Jampel-Karlsruhe: Die moderne Frauenbewegung und das Judentum. — Rabbiner Dr. Dünner-Rogasen: Ein Gang durch das Ghetto in Amsterdam. — Regisseur Fritz Richard: Rezitationen.

Bibliothek mit 150 Bänden. Bibliothekar: Spierkowski.

Wreschen.

Vorträge: Rabbiner Dr. Rosenberg-Thorn: Die Makkabäer in der Geschichte und auf der Bühne. — Rabbiner Dr. Lewin-Wreschen: Gedenkwort auf Dr. Gustav Karpeles s. A. die 3. Hauptversammlung des Verbandes der deutschen Juden.

Bibliothek mit 320 Bänden. Außerdem unterhält der Verein 4 Zeitungen. Bibliothekar: Dr. Lewin.

Der Verein ist Mitglied der Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums und auch der jüdisch-literarischen Gesellschaft in Frankfurt a. M.

Zempelburg W.-K.

Die Rabbiner Dr. Schick, Dr. Nordheimer-Schwetz, Dr. Weyl-Konitz u. A. hielten Vorträge über verschiedene Themata.

Bibliothek mit ca. 300 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Levy.

Zweibrücken.

Vorträge: Dr. Jampel-Karlsruhe: Die moderne Frauenfrage vom biblischen Standpunkte aus betrachtet. — Dr. Meyer-Zweibrücken: Jud Süß in Dichtung und Wahrheit.

An Diskussions-Abenden werden von Rabbiner Dr. Meyer Tagesfragen besprochen.

Bezirksverbände.

1 Ostpreußen.

Osterode, Allenstein, Insterburg, Tilsit, Memel, Königsberg. Sitz des Verbandes: Insterburg. Vorsitzender: Amtsgerichtsrat Blumenfeld.

2. Posen-Nord:

Schneidemühl, Filehne, Schönlanke, Rogasen. Sitz des Verbandes Schneidemühl. Vorsitzender: Dr. med. Mislowitzer.

3. Regierungsbezirk Posen:

Kempen, Krotoschin, Lissa, Ostrowo, Pleschen, Wreschen, Schildberg, Schrimm. Sitz des Verbandes: Ostrowo, Vors.: Oekonomierat Goldstein.

4. Westfalen-Rheinland:

Hörde, Dortmund, Witten, Bochum, Gelsenkirchen-Wattenscheid, Essen a. R., Elberfeld, Unna. Sitz des Verbandes: Bochum. Vorsitzender: M. Hähnlein.

5. Westfalen-Lippe:

Brakel, Hamm, Detmold, Warburg, Lippstadt, Höxter, Steinheim, Lage, Hameln a. d. W., Paderborn, Gütersloh, Marsberg. Sitz des Verbandes: Warburg. Vorsitzender: Lehrer Alexander.

6. Thüringen:

Erfurt, Gotha, Eisenach, Nordhausen, Coburg. Sitz des Verbandes: Erfurt. Vorsitzender: D. Katzenstein-Gotha.

7. Oberschlesischer Verband.

Beuthen, Cosel, Großstrehlitz, Kattowitz, Koenigshütte, Myslowitz, Neiße, Nicolai, Oppeln, Pleß, Ratibor, Tarnowitz. Sitz des Verbandes: Kattowitz. Vorsitzender Dr. Braunschweiger, Stellvertreter: Dr. Glogauer.

8. Westpreußen.

Konitz, Tuchel, Schlochau, Zempelburg, Pr. Friedland. Sitz des Verbandes: Konitz. Vorsitzender: Dr. Weyl.

Literarische Notizen.

Die Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums liefert den Mitgliedern der Vereine für jüdische Geschichte und Literatur ihre Werke bei direktem Bezuge zu den nebenstehend verzeichneten ermäßigten Preisen.

1. M. Güdemann, Jüdische Apologetik. In elegantem Einband 7 Mk., für Mitglieder 5 Mk., Porto 30 Pf.
2. G. Caro, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Juden. Bd. I. Preis 7 Mk., in elegantem Einband 8 Mk., für Mitglieder 4,70 und 5,70 Mk, Porto 30 Pf.
3. J. Eschelbacher, Das Judentum im Urteile der modernen protestantischen Theologie. Preis 1,50 Mk., für Mitglieder 1,15 Mk., Porto 10 Pf.
4. J. Guttmann, u. a. Moses ben Maimon, sein Leben, seine Werke und sein Einfluß. Bd. I. Preis 10 Mk., in elegantem Einband 11,50 Mk., für Mitglieder 7 und 8,50 Mk., Porto 30 Pf.
5. M. Philippson, Neueste Geschichte des jüdischen Volkes. Bd. I. und Bd. II. Preis jedes Bandes 6 Mk., in elegantem Einband 7 Mk., für Mitglieder 4 und 5 Mk., Porto je 30 Pf.
6. N. Porges, Joseph Bechor Schor und J. Guttmann, Kant und das Judentum. Preis 1,50 Mk., für Mitglieder 1,15 Mk., Porto 10 Pf.
7. J. Schapiro, Die haggadischen Elemente im erzählenden Teil des Korans. Preis 3,50 Mk, für Mitglieder 2,50 Mk., Porto 20 Pf.
8. K. Kohler, Grundriß einer systematischen Theologie des Judentums auf geschichtlicher Grundlage. Preis 6 Mk., in elegantem Einband 7 Mk., für Mitglieder 4 u. 5 Mk., Porto 30 Pf.

   1—8: Verlag von Gustav Fock, G. m. b. H., Leipzig, Schloßgasse 7—9.
9. J. Eschelbacher, Das Judentum und das Wesen des Christentums. Preis 3 Mk., gebunden 3,50 Mk., für Mitglieder 2,25 und 2,75 Mk. Porto 20 Pfg.
10. H. Steinthal, Gesammelte Aufsätze über Juden und Judentum. 2. Auflage. Preis 4 Mk, gebunden 5 Mk., für Mitglieder 2,80 und 3,50 Mk., Porto 30 Pf. Erscheint Ende April. 9 und 10: Verlag von M. Poppelauer, Berlin C. 2, Neue Friedrichstr. 59.
11. L. Baeck, Das Wesen des Judentums. Preis 2 Mk, gebunden 3 Mk., für Mitglieder 1,20 und 2 Mk., Porto 20 Pf.

12. A. Süßmann, Die Judenschuldentilgungen unter König Wenzel. Preis 4 Mk., gebunden 5 Mk., für Mitglieder 3 und 4 Mk. Verlag von L. Lamm, Berlin C. 2, Neue Friedrichstraße 61—63, Porto 20 Pf.

Sämtliche Bücher sind direkt vom Verlag zu beziehen.

Ferner nimmt der stellvertretende Schriftführer der Gesellschaft, Herr Dr. N. M. Nathan, Berlin N. 24, Artilleriestr. 35a, unter gleichzeitiger Einsendung des Betrages, Bestellungen entgegen auf:

Bondy, Zur Geschichte der Juden in Mähren, Böhmen und Schlesien von 906—1620, 2 Bände deutsche oder böhmische Ausgabe, zum Preise von 6 Mk., bezw. nach dem Auslande 6,50 Mk (statt 17 Mk.).

Geiger, Das Judentum und seine Geschichte, 2. Auflage, zum Preise von 4,80 Mk., geb. 5,80 Mk. nach dem Ausland zum Preise von 5,30 Mk., geb. 6,50 Mk statt 6 und 7 Mk.).

Strack, Einleitung in den Talmud zum Preise von 2,60 Mk., geb. 3,20 Mk. (statt 3,- und 4 Mk.).

Zollschan, Das Rassenproblem unter besonderer Berücksichtigung der theoretischen Grundlagen der jüdischen Rassenfrage, zum Preise von 4,80 Mk., geb. 5,85 Mk., nach dem Ausland 5,15 Mk., geb. 6,40 Mk (statt 6 und 7,40 Mk.).

Korrespondenzen.

Bitte des Ausschusses.

An die Herren Vorstände bezw. Schriftführer der Vereine richten wir die ergebene Bitte, alle an sie seitens des Sekretariats gerichteten Anfragen sofort beantworten zu wollen. Die Vereine, welche die Angaben über Mitgliederzahl und einen Bericht über die literarischen Leistungen vermissen, dürfen dem Geschäftsführenden Ausschuß keinen Vorwurf darüber machen; es war von ihnen das Material trotz mehrmaliger Aufforderung **nicht** zu erlangen.

Diejenigen Vereine, die durch das Sekretariat leihweise Bücher oder Broschüren bezogen haben, werden hierdurch dringend ersucht, dieselben baldtunlichst zurückzusenden.

Rückständige Beiträge.

Die Vereine, welche mit ihren Beiträgen für das laufende Jahr noch im Rückstande sind, werden ergebenst ersucht, dieselben an den Schatzmeister des Verbandes, Hrn. Alois A. F. Marcus, in Firma Veit, Selberg & Cie., Berlin W., Französischestraße 49, baldigst einsenden zu wollen.

Der Vorstand des Verbandes
der Vereine für jüdische Geschichte und Literatur in Deutschland.

Professor Dr. Martin Philippson-Berlin, Ehrenvorsitzender. Dozent Dr. J. Elbogen-Berlin, 1. Vorsitzender. Rabbiner Dr. Frank-Köln, 2. Vorsitzender. Dr. Hirsch Hildesheimer-Berlin, Schriftführer. Alois A. F. Marcus, Schatzmeister. Dr. med. Fink-Hamburg, Kommerzienrat Emil L. Meyer-Hannover, Dozent Dr. M. Brann-Breslau, Prof. Dr. J. Horowitz-Charlottenburg, Beisitzer.

Geschäftsführender Ausschuß:

Dozent Dr. J. Elbogen-Vorsitzender. Dr. Hirsch Hildesheimer, Schriftführer. Alois A. F. Marcus, in Firma Veit, Selberg & Cie., Berlin W., Französischestraße 49, Schatzmeister.

Sekretär:

Schriftsteller Albert Katz, Pankow b. Berlin, Florastraße 58.
